

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 17

31. Januar 1970

Nr. 1

Unser heimisches Wild

Von Dr. Hans Haufe, Balingen

Unser heimisches Wild ist weithin unbekannt. Tagsüber verbirgt es sich im dichtesten Dickicht, und erst bei tiefer Dämmerung verläßt es sein Versteck. So wenig mag es uns Menschen. Daß es mehrere Tausend Stück Wild allein im Kreis Balingen gibt, mag unglaublich klingen oder als Jägerlatein belächelt werden, doch die Autofahrer, die nachts auf den Straßen sind, werden bestätigen, daß ihnen häufig Wild zu Gesicht oder gar in die Quere kommt. Und wenn wie in diesen Tagen der „Weiße Leithund“, der Schnee die Erde deckt, dann zeigen die Wildspuren überall, daß sich draußen in Feld und Flur etwas tut, wenn wir Menschen in den Betten liegen. Dann kann sich das Wild ungestört auf den Feldern tummeln und Äsung aufnehmen, und am Morgen, wenn es längst wieder im Dickicht ruht, zeigen seine Spuren im Schnee dem Jäger, was er an Wild in seinem Revier hat, wenn er der reizvollen Beschäftigung des „Abspürens“ sich die Zeit nimmt nachzugehen.

Art und Höhe des Wildbestandes sind sehr dem Wechsel unterlegen. Bär, Luchs, Wildkatze, die noch vor wenigen Jahrhunderten im Kreisgebiet so stark auftraten, daß immer wieder Jagden auf sie abgehalten werden mußten, sind ganz verschwunden. Das Reh, das noch in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts bis auf sehr wenige Stücke fast ganz ausgerottet war, zieht heute in mehreren Tausend Stücken hier seine Fährte. Auch in Zukunft wird sich der Wildbestand wieder ändern, manches Wild wird vor der fortschreitenden Kultur flüchten, manches wird ihr aber auch folgen. Es mag daher richtig erscheinen, den derzeitigen Zustand einmal kurz zu beschreiben, und ich komme der diesbezüglichen Aufforderung gern nach mit der Einschränkung, daß diese Zeilen natürlich nur ein bescheidener Beitrag zu der so vielseitigen Frage nach Art und Anzahl unseres heimischen Wildes sein können — auch bei 50jähriger Erfahrung als Jäger und nach einigen Tausenden Pirschgängen.

Die jagdbaren Tiere werden eingeteilt in Hochwild und Niederwild. Vom ursprünglichen Hochwild ist bei uns nicht mehr viel übrig geblieben, außer sehr wenigen Hirschen, die gelegentlich vom Schönbuch her bis zu uns kommen, und einigen wenigen Wildschweinen.

Das Schwarzwild

Daß die Wildschweine verschwunden sind, ist für den passionierten Jäger schmerzlich. Das waren für ihn noch Zeiten, als kurz nach dem letzten Krieg Roten von 30 und mehr Sauen hier ihre Fährte zogen. Allerdings hatten die Jäger noch nicht wieder Gewehre, aber was tat das schon. Man baute Saufänge und kirrte an — wie in uralten Zeiten. Gelegentlich gab es ja dann auch mal mit viel Argwohn ein Gewehr von der Besatzungsmacht. Daß die Sauen sich dabei stark vermehrten und den berechtigten Zorn der Landwirtschaft erregten, liegt auf der Hand. Und so kam es schließlich zu einem Vernichtungsfeldzug gegen das arme Schwarzwild, der mit Gründlichkeit geführt wurde. Sogar Ehrenzeichen wurden auf Landesebene für hohe Abschüsse gestiftet, und man konnte stolzer „Träger des Wildsauordens“ in Gold, Silber oder Bronze werden!

Die Bejagung des Schwarzwildes ist überaus reizvoll, ja sie ist sogar noch mit ein klein wenig Gefahr verbunden. Wenn man sich nachts mutterseelenallein an einen auf dem Feld nach Mäusenestern brechenden starken Keiler herangepircht hatte und dann den entscheidenden Schuß abgab, so war das eben schon ein wenig bänglich, da es auf freiem Feld ja keine Bäume gibt. Wenn dann aber doch der eine Schuß den 4-Zentner-Keiler getroffen hatte und man beim Näherkommen merkte, daß der Urian nicht heranbrauste, sondern sich nicht mehr muckte, so war das schon „Hohe Jagd“ — außerdem eine tolle Bereicherung der Küche in der damaligen fleischlosen Zeit.

Man jagte das Schwarzwild auf dem Ansitz an den wenigen langen Sommertagen im Juni/Juli und dann wieder im Winter, wenn die Sauen im Schnee eingespürt werden konnten. Dann gab es „Saulalarm“, und in kurzer Zeit waren die Jäger zur Stelle. Das Waldstück, wo sich die Sauen spürten, wurde umstellt, die Treiber wurden hineingeschickt, und dann hatten die Wildschweine eben Glück oder Pech. Glück, wenn sie trotz vieler Treiber und Hundegebell sich nicht aus dem Dickicht treiben ließen oder wenn sie so massiert herausprasselten, daß dem Schützen (wie einem — natürlich fremden — Jäger tatsächlich passierte), das Herz in die Hose viel und er sich „zurückzog“ — Pech, wenn sie bei einem guten Schützen durchbrechen wollten. Gelegentlich hatte ein erlegtes Stück Schwarzwild Trichinen; es rechtfertigte dies die streng verlangte Trichinenbeschau jeden erlegten Wildschweins.

Das Rehwild

Das Schwarzwild wird in Bälde vor der fortschreitenden Kultivierung geflüchtet sein. Welch großer Glücksumstand aber, daß das Rehwild sich wieder eingestellt hat, nachdem es länger als ein Jahrhundert nur noch vereinzelt auftrat. Das Zaubermittel war: Drosselung des Abschusses auf Jahre hinaus und insbesondere Schonung der Muttertiere. Der trefflichen Jagdgesetzgebung der 30er Jahre war es zu danken, daß dieses wohl anmutigste aller Wildarten nicht ausgerottet wurde — und es war nahe dran —, sondern sich so stark vermehrte, daß ein starker Abschluß ein-

setzen konnte und mußte. Es gibt jetzt einige Tausend Rehe im engeren Heimatgebiet. Allerdings muß man einen hohen Preis zahlen, man muß die Forstkulturen zu einem Teil zäunen und muß viele einzelne Forstpflanzen vor dem Feg- und Verbißschaden schützen, denn die Rehe verbeißen leider die Jungpflanzen im Walde, vor allem die für unsere schweren Böden so nötigen Weißtannen und die Laubhölzer. Daß die Waldbesitzer auf Anraten der Forstämter die Zäunungen vornahmen und nicht wegen der gewiß hohen Kosten Weh und Ach schriegen, ist ein Ruhmesblatt für sie. Wer wollte aber auch so barbarisch sein, Deutschlands anmutigstes Wild, das Reh, auszurotten, statt es unseren Nachfahren — und unserer Tafel! — zu erhalten. Und es dankt es uns sehr: Es gedeiht in unserem Klima bestens, ist es doch in uralten Zeiten einst aus noch rauheren, nordischen Breiten hier eingewandert, und es zeigt vortreffliche Kronen (Gehörne), die sich in ganz Europa sehen lassen können, da ihm die kalkreiche Knospensäure der Albberge sehr zusagt.

Die Bejagung des Rehwildes erfolgt ausschließlich durch Pirsch oder Ansitz. Treibjagden auf Rehwild sind letzthin vom Gesetzgeber erfreulicherweise verboten worden, da das Reh scheu und kopflos sich an Bäumen und Zäunen Verletzungen zuzuziehen pflegt, wenn es getrieben wird. Dazu kommt, daß es kaum möglich ist, auf flüchtiges Rehwild Schüsse anzubringen, die zuverlässig sofort tödlich wirken.

Der Fuchs

Das interessanteste Wild ist bei uns wohl der Fuchs. Einem Fuchs unbemerkt zuzusehen, wie er in raschem Lauf nach Futter sucht, mit hellwachen Sinnen einen Waldrand nach Fröschen, Schlangen und Käfern revidiert, wie er auf der Wiese nach Mäusen gräbt, oder hoch in die Luft nach Schmetterlingen springt, wie er ein Wespennest mit aller Vorsicht nach Honig untersucht, und wie er dann bei der leisesten ihm ungewohnten Begebenheit wie der Blitz mit erhobener Lunte verschwindet, das ist schon köstlich. Unter normalen Verhältnissen gibt es bei uns viele Füchse. Die Albberge geben ihnen vorzügliche Verstecke und reichlich Äsung. Wenn aber sein Balg bei der Damenwelt in Mode war, gab es weniger Füchse, denn sie wurden dann stark bejagt. Kam er aus der Mode, hatte er seine Ruhe, konnte sich stark vermehren und traktierte dann seinerseits mit seiner ganzen Sippe die Hasen, deren Bestand somit indirekt auch von der Mode beeinflusst wurde.

Er hat außer dem Menschen praktisch keine Feinde mehr bei uns, nachdem nun auch der letzte Uhu hier verschwunden ist. Nur unter der Tollwut hat der arme Fuchs schrecklich zu leiden. Er ist ja der Hauptträger dieser schrecklichen Krankheit, die ihm ein qualvolles Ende bringt. Er ist dann so von Schmerzen geplagt, daß er laut klagt und in seiner Not sogar die Nähe seines größten Feindes, des Menschen aufsucht. Um diesen zu schützen, wurden bekanntlich wiederholt alle Fuchsbaue notwendi-

gerweise vergast. Wenn man aber meint, daß damit der Fuchs ausgerottet sei, ist man sehr im Irrtum. Er läßt sich garnicht ausrotten, dafür ist er viel zu sehr „Fuchs“. Beim Anrücken des gräßlichen Vergasungstrupps an den Bau fuhr er gern rechtzeitig heraus. Ob er vielleicht das „Zweite Gesicht“ hat?

Er muß in normalen Zeiten natürlich bejagt werden, da er sich stark vermehrt. Aus einem Fuchspaar werden ja in wenigen Jahren über 100 Füchse! Sie würden vor allem für die Autofahrer eine rechte Plage werden, denn die Füchse pflegen in den Nächten die Straßen nach überfahrenem Getier abzusuchen. Er wird erlegt gelegentlich einer Treibjagd, vor allem aber auf der Einzeljagd, wobei man ihn gern durch Nachahmen des Mäusepiepsens oder des Hasennotschreis anlockt. Man muß übrigens gut zielen, wenn man ihn mit der Kugel treffen will, und lange zuwarten darf man auch nicht!

Der Hase

Die europäischen Hasen grasen nun seit vielen Jahrtausenden auch hier auf den Wasen. Ihre überaus vielen Feinde, wie Fuchs, Dachs, Raubvögel, Krähe, Elster, Marder, Iltis, Wiesel, wildernde Hunde und Katzen haben es nicht vermocht, die Sippe Lampe auszurotten, denn es gilt auch bei den Hasen der Brauch der Natur: Viele Feinde - viele Kinder. Als wohl einziges europäisches Säugetier kann die Häsinn während der Tragezeit neu beschlagen werden, so daß sich gleichzeitig Embryos verschiedenen Alters in der Tracht befinden. Daher ist die Vermehrung des Hasen im Vergleich zu anderen Wildarten enorm, und die Hasensippe wird wohl auch noch ihre neueste Plage, die Autos und die schnellen landwirtschaftlichen Maschinen durchstehen können.

Sehr viele Hasen gibt es allerdings bei uns in keinem Jahr, niemals und nirgends, dazu ist das Klima zu rau. In einem Jahr gibt es wohl etwas mehr Hasen, im anderen aber wieder weniger, je nach der Witterung, vor allem des Frühjahrs. Auch hoppeln im einen Revier ein paar mehr Hasen als im anderen Revier, je nach Boden und - Jäger. Die Hasen und insbesondere die Häsinnen haben nämlich die Eigenschaft zu wandern, sie wechseln ihren Einstand. So wurde z. B. ein hier im Kreisgebiet ausgesetzter und mit einer Ohrmarke markierter Hase später einige Markierungen vom Einsatzort entfernt erlegt. Die Häsinnen wandern offenbar ihrer Nachzucht zuliebe in kalten Jahren bei anhaltender Nässe nach trockeneren und wärmeren Standorten aus, wie sie hier besonders die Böden des Lias (Schwarzjuraschicht) bieten. Ferner wollen sie Ruhe im Revier haben. Ein Jäger, der die Gewohnheit hat, häufig mit dem Hund sein Revier nach Hasen abzusuchen, kann mit Sicherheit damit rechnen, daß der Hase das ihm übelnimmt und zum Nachbarrevier auswechselt, wo das Feldrevier vielleicht nur einmal im Jahr durch eine größere Jagd beunruhigt wird.

Eine reizvolle und ganz unschädliche Jagdart ist auch das Passen auf den Hasen am Waldrand, wenn er abends aufs Feld oder morgens zu Holze rückt. Glücklicherweise macht der Hase im Gegensatz zum Reh in Wald und Feld kaum Schaden. Den Gartenzaun muß man natürlich dicht halten, denn der Hase hat gutes Gespür für feines Gemüse und für Obstbaumrinde.

Das Rebhuhn

Vor rund 100 Jahren meldete der Vorstand des kgl. Revieramtes Balingen, der kgl. Revieramtsassistent Magenau, seiner vorgesetzten Behörde im Jahresbericht:

„Rebhühner gab es nicht wenig, dagegen Hasen in nur geringer Anzahl, Rehe sind so gut wie ausgerottet“.

Diese Tatsachenfeststellung hat damals für viele Jahrzehnte Gültigkeit gehabt, häufig wurde die große Anzahl der Rebhühner erwähnt. Das Rebhuhn lebt von Unkrautsamen und kleinen Bodentieren. Beides hat sich die Landwirtschaft in jüngster Zeit mit Erfolg bemüht zu vernichten. Wovon soll das Rebhuhn nun also leben? In den Wald geht es nicht, denn es ist ein Feldtier. Dazu kommt, daß die schnellen landwirtschaftlichen Erntemaschinen die Gelege mitunter zerstören. Daß es trotzdem noch Rebhühner bei uns gibt, ist der erstaunlichen Lebenskraft dieser schönen, zähen Tiere zu danken, die seit Jahrtausenden bei uns heimisch sind. Sie werden von den Jagdpächtern erfreulich geschont und in harten Wintertagen gefüttert. Daß man endlich dazu übergegangen ist, die Gebüschstreifen zwischen den Feldern stehen zu lassen, ja im Rahmen der Flurbereinigungen neue Gebüschstreifen zu begründen, ist für die Rebhühner natürlich eine große Wohltat. Hier haben sie Schutz vor ihren Hauptfeinden, den Raubvögeln und ihre Gelege werden hier von den Krähen und Elstern nicht so gar schnell entdeckt. Die Rebhühner profitieren ferner neuerdings davon, daß das Getreide bei der maschinellen Ernte mit dem modernen Mährescher meist überreif ist, wobei manches Korn auf den Boden fällt und Rebhuhnfutter wird. Die Rebhühner verraten ihr Vorkommen durch ihren Ruf, der ein lautes Girhick, Girhack ist. Bejagt werden sie auf der Suchjagd, wobei der Hund die Seele des Ganzen ist.

Die Ringeltaube

Von den Wildtauben hat bei uns allein die Ringeltaube jagdliches Gewicht. Der Jäger möchte sie nicht missen, sie zeigt ihm ja den Frühling an, wenn sie im März aus fernen Ländern herbeizieht und im Wald ihren vertrauten Ruf erschallen läßt. Im Gegenruf kann er sie herbeilocken und erlegen, bis die einsetzende Schonzeit es verbietet. Sie ist das wohl schmackhafteste Wild, das wir hier haben. Sogleich nach dem Erlegen gerupft, alsbald vom Eingeweide befreit, dann nach ein paar Tagen mit viel Gewürz, Speck und Liebe gebraten, ist sie die aufgewendete Zeit wert, die der Jäger anwenden muß, sie zu erbeuten. Leicht ist das nicht immer, denn die Wildtaube hat bekanntlich auf jeder Feder ein

Auge. Man kann sie bei uns auch erlegen, wenn man sich im Spätsommer an einem der seltenen Erbsenfelder in einem Schirm verborgen ansetzt und sie dort abpaßt. Die Erbse muß den Ringeltauben eine große Delikatesse sein, da sie in großen Schwärmen von weit her die wenigen Erbsenfelder anfliegen, wobei erstaunlich ist, wie schnell sich ein reifes Erbsenfeld bei ihnen „herumspricht“. Im Flug sind sie dabei nicht leicht zu schießen, denn sie fliegen äußerst rasch mit einer Fluggeschwindigkeit von 70-80 km in der Stunde. Früher konnte man sie an Kirschbäumen erlegen, die sie gern heimsuchten. Neuerdings haben sie aber Schonzeit, wenn bei uns die Kirschen reifen.

Die übrigen Wildarten

Es kommen in dem engeren Heimatgebiet noch eine ganze Reihe weiterer Wildarten vor, aber in nur geringer Stückzahl und bei einigen von ihnen muß man Bedenken haben, ob sie nicht in absehbarer Zeit ganz fehlen werden. Da sind zunächst die beiden Marderarten, der **Edelmarder** und der **Steinmarder**. Noch nach dem 2. Weltkrieg waren sie hier und da anzutreffen, aber dann folgte in Amerika die Mardermode und es wurden von dort so hohe Preise für die Marderbalge gezahlt, daß er schier ausgerottet wurde. Und in jüngster Zeit hat dann noch die Tollwut das Ihre getan, so daß eine Marderspur hier nun zu den Seltenheiten gehört.

Der Marder wurde im Winter gejagt, wenn er bei Neuschnee „ausgeneut“ werden konnte. Man folgte seiner Spur oft kilometerweit, die schließlich am Fuße eines alten Baumes oder an einer alten Feldscheune endete. Mit viel Lärm, den der Marder nicht verträgt, wurde er dann zum Verlassen seines Versteckes bewogen und meist erlegt.

Auch auf den winterlichen Treibjagden kam er gelegentlich zur Strecke: Im Balingener Eichenwäldchen konnte einst bei einer Treibjagd ein Gastschütze einen Edelmarder unbemerkt erlegen, ließ ihn in seinen Rucksack verschwinden und erst bei der abendlichen Nachfeier der Jagd präsentierte er den Marder auf einer Schüssel der Frau des Hauses, was mit großem Hallo quittiert wurde, denn es war in der Inflationszeit nach dem ersten Weltkrieg und ein Marder ein rechts Wertobjekt.

(Schluß folgt)

Die Alb

Urtäler der Südwestalb / Von Hans Müller

Wenn man an einem Frühlings- oder Herbsttage von der Oberburg bei Bubsheim zum Dreifaltigkeitsberg wandert, also über den westlichen Großen Heuberg, bekommt man einen mächtigen Eindruck von der Hochalb. Man geht weithin über kurzen Rasen, 900 bis 950 m hoch über dem Meeresspiegel und hat nur den Himmel über sich. Mag das Wort Heuberg von Heu, von hauen oder von hoch kommen, es stimmt in jedem Fall. Diese höchste Hochalb ist sehr offen, waldarm und damit übersichtlich und für Betrachtung von Geländeformen geeignet. Es ist keine Hochebene. Dreimal senkt sich das Gelände in je eine große, flache Mulde, der man nicht ansieht, daß es ein Tal ist. Man wird wie von Atlantikwogen, die ja zufällig auch oft 1 km lang sind, großräumig auf und ab getragen.

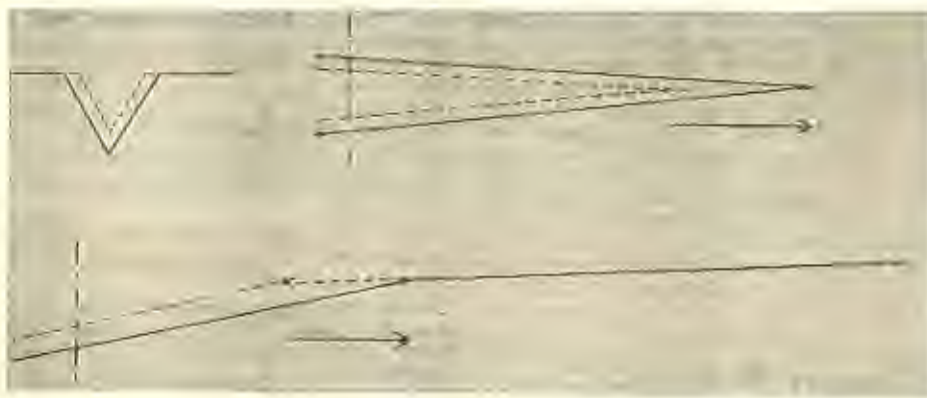
Geht man aber einer von den vermeintlichen Mulden genauer nach, so hat man ein erregendes Erlebnis: talauf kommt man an die Steilkante der Alb mit Kuppen von

1000 m und merkt, daß man in einem Tal gewandert ist, das hier in die leere Luft hinausstreicht. Das westlichste ist beim Klippeneck vom Wettbach (Prim) gekappt, das mittlere gleich zweimal bei der Melchiorshalde auch vom Wettbach und das östliche ebenfalls zweimal beim Hochwald und beim Hirschbühl von der Bära. Sie kamen also ursprünglich von weiter her. Daß diese Täler, die ihre Oberläufe verloren haben, völlig wasserlos sind, „gehört sich so“ für die Alb. Denn das Größte von der Verkarstung ist allgemein bekannt. Es liegt auch sichtbar vor Augen, daß deswegen diese Talformen langsam vergehen und ganz einfach zu Landschaft werden.

Geht man etwa 2 km talab, so wird einem der Zusammenhang noch klarer. Durch eine von den beiden östlichen Mulden kommt man ins Lippachtal oder Lippachtal. Unterhalb Döttingen fällt dieses Tal sehr rasch 100 m in die Tiefe. Da ge-

Querschnitt:

Draufsicht:



Längsschnitt:

wahrt man ehemalige Quellen. Wenig oberhalb der Lippachmühle „im schönsten Wiesengrunde“ ist plötzlich ein Bach da. Nun kann nichts mehr fehlgehen; er frißt sich munter zur Donau hinab und liegt stellenweise 200 m tiefer als die Hochalb: die Leistung des fließenden Wassers! Der gesamte Talzug hat Berge von 1000 m gesehen und findet nun den großen Fluß bei 640 m. So schiefgestellt ist die Alb. — Ein Blick auf die Höhenlinienkarte lehrt, daß westlich von der Lippach das Ursental ganz genau so gebaut ist. Es führt kein Wasser mehr, hatte aber „vor kurzem“ (geologisch gesprochen) noch welches.

Westlicher Großer Heuberg

Noch interessanter, aber viel verwickelter sind die Täler des östlichen Großen Heubergs mit dem Ebinger und dem Irrendorfer Hart. Man kann von Meßstetten aus mehrere 15-km-Wanderungen zur Donau machen. Kennt man sich aus, so kann man dabei in einem einzigen Trockental bleiben, das neun Namen hat. Dieses Tal spielt mit dem Wanderer. Es zeigt ihm alle erdlichen Talformen von der breitesten Verschwommenheit mit Äckern auf der Talsohle bis zu hohen, überhängenden Felsenriffen. Der Knick, wo es von sehr geringem Gefälle schlagartig zu großer Steilheit übergeht, ist gleichzeitig ein schroffer Übergang der Landschaft von verträumter Hochalbs-Lyrik zu wilder Donau-Romantik. War es oben als Urtal hell und offen, so heißt es jetzt mit Recht Finstertal. Auf den Höhen über Ebingen ragen noch drei Hochtäler ins Leere. Die Urschmiecha hat sie einst abgeschnitten. Da ist das Seetal, das mit der flachen Karstwanne „Auwerdern“ beginnt und an der Donau „Im Fall“ mit einem (früheren) Wasserfall endet. Das ist dicht östlich von den Schaufelsen. Seine Knickstelle in die Tiefe liegt bei Unterglashütte. — Von den Seelwiesen, ebenfalls einer großen Karstwanne bei Ebingen kommt das Höllschtal, das wie die anderen mehrere Namen annimmt und bei Stetten am kalten Markt aus einer formlosen Verebnung als westliches Kohltal in die Tiefe sinkt. Es endet bei Thiergarten. — Dann haben wir noch bei der Sandgrube den Anfang eines verwickelten Talsystems, von dem man überhaupt nicht genau sagen kann, wo es mündet, weil sich gleich mehrere tiefe Einschnitte von der Schmiecha herauf um den Anschluß bewerben. Das ist sonderbar. Gingen denn nicht schon immer die Täler bis ganz hinunter? Müssen vielleicht die Urtäler von unten herauf „abgeholt“ werden? Es ist tatsächlich so. Die bis jetzt genannten Urtäler flossen als Flüsse und Bäche in einer sehr weit zurückliegenden Zeit in ein Meer, sind also nicht nur der Form sondern auch der Zeit nach uralt. Das Meer war in der Helvet-Epoche des Tertiär-Zeitalters halbwegs auf die Alb heraufgekommen, (natürlich nur, weil diese

sich gesenkt hatte) bei uns bis Stetten-Winterlingen-Harthausen. Es heißt neuerdings Helvet-Meer. Somit sind unsere Urtäler älter als die Donau, die es damals noch lange nicht gab. Als sie in der Pliozänzeit, gegen das Ende des Tertiärzeit-

alters endlich entstanden war, floß sie noch in der Höhe dieser Täler und nahm sie „zu ebener Erde“ auf. Dann ging sie aus noch nicht ganz klaren Gründen um 200 m in die Tiefe und gleichzeitig ein Stück nach Süden. Die Urtäler verloren durch Verkarstung ihr Wasser, das nun unterirdisch die Donau erreichte. Die Verbindung zwischen Mutterfluß und Seitentälern riß da mehr dort weniger ab. Die wasserlosen Täler oben waren natürlich nun völlig inaktiv geworden. Blieb also nur noch die Taleintiefung von unten nach oben, die „rückschreitende Erosion“. Es gibt sowohl an der Donau als auch an der Schmiecha und Bära viel mehr kurze, tiefe Talrisse von Seitentälchen als Urtäler auf der Höhe. Manche Urtäler mögen sich den Weg nach unten von Anfang an gesichert haben, manche sind sichtlich zufällig von einem rückschreitenden Talriß „aufgefädelt“ worden, manche verlieren sich auch auf der Albfläche ohne einen Weg nach unten zum Fluß. Die Mechanik der rückschreitenden Erosion ist einfach: Ein junges V-Tal wird durch dauernd oder auch nur gelegentlich fließendes Wasser vertieft und an den Hängen gleichzeitig verbreitert. Dadurch bohrt



sich am Knick die Spitze des V-Tals weit nach vorn. Hat es ein Urtal „erwischt“, dann bohrt es sich in dieses hinein.

Unterhalb des Gefällsknicks geschieht also heute noch sehr viel, sogar unter der Pflanzendecke. Oberhalb vermögen nur noch starke Niederschläge einiges zu verändern, aber auch nicht in der Richtung der Vertiefung des Tals sondern im Gegenteil durch Abschwemmung von den Buckeln in die Urtäler, wodurch diese natürlich noch formloser werden müssen. Dies geschah in stärkstem Maße in den Eiszeiten, für unser heutiges Betrachten am stärksten in der

letzten. Wenn bei tief gefrorenem Boden an Eiszeitsommertagen die Oberfläche ein wenig auftaute, kroch ein Brei aus Lehm und Steinbrocken auch den flachsten Hang herab und blieb in den Urtälern liegen. Dazu blies der eiszeitliche Wind auch steinfreien Lehmstaub ein. Dieser ist heute durch Auslaugung entkalkt. Dann und wann taute es während der Eiszeit auch stärker. Dann kam es vor, daß unsere Urtäler über gefrorenem oder verschlammtem Boden noch einmal eine zeitlang fließendes Wasser führten. So haben diese Urtäler sogar eine Art Altweibersommer erleben dürfen — mitten im Eiszeitalter.

Steuerbuch 1 Jauchert ausmachte = 2 Morgen $2\frac{1}{2}$ V. 3. Lehen: Johannes Frommer, Richter, besitzt das Lehen, das vor ihm Georg Sauter, ehemals aber Hans Sauter inne hatte. Es betrug 20 Morgen $1\frac{1}{2}$ V. $5\frac{1}{4}$ Ruten. Ganz in Rechnung kamen nur 19 Morgen $3\frac{3}{4}$ V. wegen des beidseitigen Wegs ob „Ehrenstall“.

Als Gült gehen ein: 5 Schilling 6 H. = 11 Kr., Dinkel 1 Scheffel 1 Simri und ebenso viel Haber.

In diesem Lehen lag ein Garten im Dorf, welchen der Inhaber mit seinem Haus und Scheuer überbaute.

4. Heiligen Lehn. Dem hlg. Martin zinsten Daniel Härter, Vogt und Träger sowie Hans Jerg Schmid, vorher Hans Eißler besessen, aus 17 Morgen 1 V. $8\frac{1}{4}$ Ruten 3 Scheffel 4 Simri Dinkel und 2 Sch. Haber.

5. Heiliges Lehen: Aus 32 M. $\frac{1}{2}$ V. $1\frac{1}{2}$ R. zinsten der Lehensträger Hans Ludwig Schick und 6 Consorten 4 Scheffel Dinkel „saubere Früchte“ auf den Kasten in Rosenfeld. Die 2 jungen Hühner wurden wie schon gesagt, zu Geld umgerechnet.

6. Die Nach-Zelg-Früchte bestanden aus Dinkel und Haber. Ganz deutlich erkennt man, wie damals noch die Dreifelderwirtschaft eingehalten wurde: Die 3 Ösche oder Zelgen mit der Nutzungsfolge Winter-, Sommerfrucht und Brache benannt: Winter-, Sommer- und Brachösch.

Z. B.: „Eine Mannsmahd Baum- und Grasparden außen im Dorf, so ehemals ein Acker gewesen, zahlt für den abgehenden Zehnten, wenn Zelg hinter Hofen Dinkel trägt Dinkel, wenn sie aber mit Haber stehet oder Brach ist, so gibt solcher Nichts“. Unter die einzelnen Getreidearten fallen: Dinkel, der in den St. Gallischen Güterverzeichnissen um 1300 triticum = Weizen genannt ist, war die Hauptfrucht. Später erscheint auch der Namen Vesen (ungegerbter) und Kernen (gegerbter) Dinkel. Die zweite Hauptfrucht war der Haber (Hafer) als Nahrungsmittel (Habermus), Pferdefutter, ist aber infolge Rückgang der Pferdehaltung eingeschränkt worden.

Bezüge der Heiligen Vogtei in Rosenfeld von Isingen

Karl Holweger, Frommern

Laut Index des neuen Zins- und Lehenslibell von 1777 hatte die Vogtei in Rosenfeld in Isingen folgendes zu beanspruchen: 1. Ewig „ohnablösige“ (unablösbare) Hellerzinsen und jährlich Grashühner. 2. Gült aus 5 Heiligen Lehen. Dinkel u. Hühner. 3. Hellerzins aus dem St. Martinslehen. 4. Nachzelgliche Früchte.

Ursprünglich war die Verwaltung von Lehen und Pfründen Angelegenheit der Gemeinde. Dazu wurde der Heiligenpfleger, erstmals 1379 hier erwähnt, gewählt. Nach der Reformation verwaltete ein Heiligenvogt von Rosenfeld, die „Heylige Vogtey“, das Vermögen. Die heilige Vogtei hatte im Namen der St. Martinspfründe laut eines Auszugs von dem Heiligenvogt Georg Friedrich Faber von 1666 obiges von Isingen zu beziehen.

1. Ewig unablösige Hellerzinsen auf Martini gefallend (fällig) aus Wiesen: $1\frac{1}{2}$ Mannsmahd (Mm) vor „Lau“ 15 Kreuzer (Kr.) 3 Heller (H), 1 Mm. vor „dem Lau in Haken“ 3 Schilling Rauher Geld 6 Kr., Garten: Ein Stücklein Baum-un Garten bei „der Wette“ 3 Kr., Acker und Wiesen: 3 Jauchert vor dem „Flachszeit“ 6 Kr. St. Martinspfründ oder (Martins-Lehen) mit insgesamt zwei Morgen $11\frac{1}{4}$ V. Daher gehören: Zelg Hinterhofen: 3 Viertel ob „dem vaitschen Grund“, 1 Jauchert „ob dem Ehrenstall“. Zelg Lengenfeld: 1 V. vor „dem Lau in Lauhalden“ und $\frac{1}{2}$ Viertel Garten im „Siglin“ „vorjezo (vorher) der Gäblegarten“.

Weitere Hellerzinsen brachten ein: Wiesen: $1\frac{1}{2}$ Mm. „im Brfel“ 19 Kr. 3 H. Der weitere Zins von 10 Schilling von 6 Gütern kam wohl noch im alten Lagerbuch von 1666 vor, konnte aber nicht mehr ausfindig gemacht werden. Hofstatt, Häuser und Garten: 1 Mm Hofstatt und Garten, worauf früher ein Haus gestanden hatte und Georg Sautter gehörte, wurde z. T. überbaut, Hofraite und zu Gärten gerichtet. Zins 10 Kr. Neben einigen kleineren Gartenanteile war das Gebäude im Besitz von Daniel und Hans Martin Schick. Wiesen: 4 Mm. auf dem Heuberg, hinter dem Ösch (Äsch) 48 Kr. 3 H. Garten: $\frac{1}{2}$ V. Baumgarten im „Brinten“ in 2 Stücken, welche der damalige Vogt Daniel Härter innehatte und 6 Kr. zinst. Acker in der Zelg Lengenfeld: 1 V. unter dem Schömberg oder „in der Schrotten“, sollen aber 2 V. sein = 10 Kr. Wiese $\frac{1}{2}$ V. vor dem Lau „in der Reute“ gibt ein „Hünelein“. Ein Hölzlein mit 1 M. 2 V., genannt Baumfeld Reute, z. Z. 3 V. Holzweiden im „Greut“ gibt ein „Hünelein“ und 1 Grashuhn!

Die Heiligen Lehen. St. Martin- oder

Heiligen Lehen betrug 1574 36 Jauchert Äcker 11 Mm. Wiesen und bestanden aus 5 Teilen. Die Lehen waren Erbgut der Zinser und Eigentum der St.-Martinspfründ und zinsten ewig unablösige gölt jährlich auf Martini Dinkel und Hühner. 1. Lehen: Lehensträger Daniel Haag und weitere 3 Mitinhaber gaben aus 8 Morgen $3\frac{3}{4}$ V. und $4\frac{3}{4}$ Ruten 10 Schilling = 19 Kr. 3 H. 1 Scheffel 4 Viertel $1\frac{1}{2}$ Vierling Dinkel, 2 junge Hühner, welche jedoch die Vogtei in Geld umrechnete, pro St. 6 Kr. 2. Lehen: Hans Martin (Träger) und Hans Ulrich Mätling waren die Inhaber des 18 Morgen $\frac{3}{4}$ V. $7\frac{3}{4}$ Ruten großen Lehens. In Anrechnung kamen aber nur 18 M. $2\frac{1}{2}$ V., weil $1\frac{1}{2}$ V. Brachwiesen in „Rinken“ um „ihrer schlechten Beschaffenheit willen nur hälftig in Anschlag kamen“. Die Gült bestand aus: Dinkel 3 Scheffel, 3 Simri, $3\frac{1}{2}$ Vierling, 1 Scheffel Haber und 2 jungen Hühnern. In dieses Lehen gehörte ein Holz gelegen im „Fayenried 2“ welches nach dem

Rund um Weilen

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Wurde der Wald niedergebrannt („Brand“), so konnten die Stumpen zunächst stehenbleiben („Stockacker“). Doch einigermaßen fruchtbares Land konnte nicht viel gewonnen werden. Es diente daher größtenteils dem Weidebetrieb. Grasbewachsene Flächen, die für Anbau wenig geeignet waren, waren die verschiedenen „Wasen“. Auf dem „Wasen“ war die Stierweide. Die „Stellengasse“ führte zu der durch Bäume und Hecken geschützten „Stelle“, wo das Vieh zur Ruhe untergestellt wurde, die „Hirtenbruck“ zur Gänsweide. Die Weiden gehörten dann auch zu den ersten Teilen der Markung, die als Allmend ausgegeben wurden, so Ende des 18. Jahrhunderts der „Untere Wasen“, beim „Rennenwasenkreuz“. Andere wurden in den letzten Jahrzehnten wieder aufgeforstet, wie die „Obere Renne“, „Rohr“ und „Reutebühl“. Das „Eck“ war noch um 1800 Viehweide. Weniger ertragreiche oder abgelegene Äcker wurden zu Wiesen gemacht („Engstenhalde“).

Als Frühlingsfeier war früher das Scheiben- und Funkenschlagen allgemein Volkssitte. So werden brennende Scheiben vom „Scheibenbühl“ herabgeschleudert worden sein. Von den benachbarten „Nonnenwiesen“ wird das Kloster Rottenmünster, das hier begütert war, Zinsen bezogen haben. Die Pfarrei Weilen, die erst 1831 selbständig wurde, war schlecht ausgestattet. Die geistlichen Zinsgüter besaß in der Haupt-

sache die Pfarrei Schömberg: „Pfarrwald“, Pfaffenhölzle“ und Pfaffenhalde“.

Da die kleine Markung (308 ha) durch die wenig günstigen landwirtschaftlichen Verhältnisse für die Ernährung der wachsenden Bevölkerung nicht ausreichte, waren schon im 18. Jahrhundert weniger begüterte Bauern gezwungen, sich einen Nebenverdienst zu verschaffen. Sie gingen im Sommer als Saisonarbeiter nach auswärts; wieder andere wanderten aus.

Auffallend bei all diesen Fluren ist, daß sie in der Hauptsache nach Art und Beschaffenheit des Bodens, nach Geländeformen in ihrem bunten Wechsel von Erhebungen und Senkungen, nach Lage und Form von bebauten und unbebauten Flurstücken, nach Wald und Weide benannt wurden. In keinem Namen spiegeln sich Formen des Rechts und der Verwaltung, weltlicher Herren und Ortsherren, der Grenzen und Wehr, der Stände und Berufe, von Vor- und Zunamen oder der Frühzeit usw. Vielmehr zeigen sie uns, wie die Bodennutzung von den natürlichen Gegebenheiten abhängig ist. Zudem enthalten sie keine verlorengegangenen Wörter. So dürften auch die Flurnamen ein Beweis für die späte Entstehung der Siedlung Weilen sein.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 17

28. Februar 1970

Nr. 2

Die Bachnamen unserer Heimat

Von Fritz Scheerer, Balingen

Das Gewässernetz unserer Heimat gehört zum Flußgebiet des Neckars bzw. des Rheins und zu dem der Donau. Die Rhein-Donauwasserscheide, in weiterem Sinn die Scheide zwischen Nordsee und Schwarzem Meer, trennt bei uns ein größeres nach Nordosten zum Neckar gerichtetes Abflußgebiet von einem kleineren zur Donau nach Südosten gerichteten. Zum rheinischen System gehören Eyach und Schlichem samt ihren Nebenbächen, die beide im unteren Weißjura entspringen und an der Kreisgrenze noch den Keuper erreichen. Die zum „danubischen System“, zur Donau gehörenden Gewässer sind Bära und Schmiecha, die ebenfalls im Weißjura entspringen, diesen aber nicht verlassen, da die Schichten nach Südosten fallen. Diese haben aber ein viel geringeres Gefäll als die Neckarzuflüsse.

Vordeutsche Namen

Die überwiegende Zahl unserer Bachnamen setzt sich zusammen aus einem beliebigen Bestimmungswort irgendwelcher Art und einem Grundwort mit der Bedeutung „fließendes Wasser“, meist -ach und -bach. Dabei hebt sich bereits schon in den genannten Namen eine Gruppe vordeutscher Namen heraus. Die Hauptflüsse unseres Landes tragen vordeutsche Namen, so der Rhein, der Neckar und die Donau, neben vielen andern, wie Echaz, Erms, Ammer, Murr, Nagold, Kinzig, Murg usw.

Neckarland, Schwarzwaldvorland, Filder, Alb und schwach bewaldete Teile Oberschwabens sind seit urfernen Zeiten bebaut und nie aufgegebenes Siedlungsland, während der Schwarzwald, die Keuperhöhen östlich des Neckars und das Allgäu in frühester Zeit als Siedlungsland gemieden wurden. Spätestens im 5. Jahrhundert v. Chr. waren es die Kelten, die um die Donauquellen, wahrscheinlich weit darüber hinaus, im südwestdeutschen Raum ansässig waren. In der jüngeren Eisenzeit lebten sie im heutigen Württemberg und hinterließen uns ihre Bergbefestigungen (z. B. Gräbelesberg), Grabhügel und Gewässernamen, die von den Neuankömmlingen weitergeführt wurden. Das namenkundliche Ergebnis wird auch durch die Feststellung der archäologischen Forschung bestätigt.

Die Donau trägt einen vordeutschen Namen. Sie hieß römisch Danuvius, später im Unterlauf Danubius, etwa von Wien ab. Die mittelalterliche Form lautet Tuonouwe. Den Stamm Dan bringt man mit dem irischen dan gleich „ungestüm, rauschend“ in Verbindung. Der ursprüngliche männliche Name wurde weiblich, nachdem das fremd klingende — uvius volksethymologisch als —ouwe (weiblich) eingedeutscht war. Die Vertreter der nichtkeltischen Erklärung denken an eine Urverwandtschaft mit arisch-veldisch danu gleich Feuchtigkeit, Wasser. Bekannt ist der Spruch: „Brigach und Breg bringen die Donau zuweg“. Beide Quellbäche gelten als gleichbedeutend „Bergbach“.

Der Rhein wird von Caesar Rhenus geschrieben. Das „h“ der Schreibung geht auf griechische Tradition zurück. Das keltische Rhenos wird als Rhin übernommen worden sein und wird mit „laufend, fließend“ in Verbindung gebracht.

Der Name Neckar trotz noch immer allen Versuchen ethymologischer Klärung.

Teilweise wird der Name zu dem indogermanischen Stamm „nik gleich spülen, waschen“ gestellt. Auffallend ist aber das männliche Geschlecht des Namens. Überliefert sind die lateinischen Formen „Nicer“ und „Nigrum“. Herkunft (germanisch oder keltisch?) und Bedeutung des Namens bleiben jedoch unklar.

Die Namen auf -ach

Neben wenigen, offenbar eingedeutschten Namen wie Ablach, Teinach stehen die rein deutschen Namen auf -ach. Wenn Namen auf -ach noch zur Eindeutschung keltischer Namen verwendet wurden, so ist dies bei Namen auf -bach nicht der Fall. Die Namen auf -bach sind gleich denen auf -ach von Anfang an da, nur mit dem Unterschied, daß mit Bach allezeit benannt wurde, während -ach-Namengebung auf die Zeit der Landnahme bis etwa zum Ausgang des Mittelalters beschränkt ist. Die Achnamen bezeichnen im ganzen die größeren Wasserläufe und finden sich vor allem im südöstlichen Württemberg (Ach zur Blau, Zwiefalter Ach usw.). Sie enthalten Eindrücke auf die menschlichen Sinne und die Angabe für Lage und Richtung des Bachlaufes. Sie sind bei uns nur in den Gewässernamen Eyach, Steinach, Stunzach, Schmiecha und Bära vertreten, während die Mehrzahl der Namen mit Bach gebildet ist. Die Bachnamen beziehen sich im wesentlichen auf die kleineren Gewässer und lassen die Ausdrücke für verunreinigtes Wasser, für Größe und Reichtum, Art und Bewegtheit, für Tiere und Pflanzen stärker hervortreten. In den Bachnamen sind verfeinerte Unterscheidungen der Landschaft festgehalten. Ach, althochdeutsch (ahd.) aha gleich fließendes Wasser, Bach, kann auch zu bloßem a zusammengeschrumpft sein (Bära, Schmiecha).

Die Eyach ist nach dem fast ausgestorbenen Nadelbaum, „die Eibe“, benannt, die früher viel häufiger gewesen sein muß. Eyach bedeutet demnach „Eibenwasser“ ähnlich wie die Eyb mit dem Ortsnamen Eybach (1265 Ybach) oder Ibental bei St. Peter im Schwarzwald. Der Name muß von ahd. iha abgeleitet werden, einer Nebenform zu iwa. Das b im Wort wurde zu w abgeschliffen und verschwand dann ganz.

Im Onstmettinger Geifitzenmoos (Geifitze schwäbisch gleich Kiebitz) entspringt die Schmiecha. Der Name kommt von mittelhochdeutsch (mhd.) „schmuigen gleich sich krümmend bewegen“, 1334 Smyehen, später

Schmiechen. Noch im Mittelalter hat sich aus Schmiechen „Schmie“ entwickelt. Auf heutigen Karten ist wieder das alte Schmiecha verzeichnet. Der Rückgriff auf die alte Form geht vielleicht auf die Schreibweise württembergischer Kanzleien zurück. Der Volksmund spricht aber noch heute von der „Schmie“. Es gibt auch in Ebingen noch ein „Schmieengäßle“. Das Rückgrat der Landschaft des oberen Schmiechatales ist der „Bach“ mit dem Talgrund seit alter Zeit „Talgang“ genannt, bei Tailfingen auch „Spalt“, da sich dieses Kastental in den wohlgeschichteten Kalken bis in den untersten Weißjura eingetieft hat.

In den sumpfigen Wiesen dicht unterhalb Tieringen entspringt die Bära. Von 1095 ist der Name Beroa überliefert, im Fürstenbergischen Urkundenbuch heißt es 1503 und 04 „in Berental“. Der Name ist aus altem „Bär-aha“ entstanden. Bären gab es bei uns noch bis um 1580.

Die Steinach mit dem Geäst ihrer Nebenbäche gleicht einem Baum, der bei Erzingen seine Krone entfaltet und diese weit nach Westen, fast bis zum Schlichemtal, vorschiebt. Nach der Vereinigung von Bontal-, Ried- und Katzenbach nördlich Erzingen heißt das Fließchen Brühlbach (s. unten) und nach der Aufnahme des Haugen-, Schuppenwiesen- und Würdenbachs und nach dem Hinzutreten des Sulzgrabenbachs Steinach. Mit dem Eintritt in die unteren Liaskalke hat sie ein steiniges Bett. Schon 1353 heißt das Fließchen „Stainach“. Es wird fälschlich oft in Anlehnung an die Steinlach (zum Neckar), die ursprünglich auch Steinach hieß, Steinlach genannt.

Die Quellbäche der Stunzach sind lange, gleichlaufende Talwannen auf der Liasplatte von Rosenfeld und Binsdorf und greifen wie die gespreizten Finger einer Hand gegen den First des Kleinen Heubergs vor. Ihr Name wird verschieden gedeutet. Alte Formen des Namens fehlen. Springer erklärt ihn als „Baumstumpenbach“ (mundartlich „Stunz“ soviel wie Stumpen), während Fischer ihn wie Starzel zu Stutz, Sturz stellt, was einen „rasch stürzenden Bach“ (im Oberlauf) ergäbe.

Am Südrand der Hochfläche des Lochenhörnle entspringt die Schlichem. Ihr Name lautet 1334 Schlichinn, um 1400 Schlichen und geht wahrscheinlich auf mundartlich „slich“ = Schlick, Schlamm zurück. Die heutige Form dürfte auf ursprünglicher Mehrzahlbildung beruhen, die als Einzahl (weiblich) verstanden und umgedeutet wurde.

Naturnamen auf -bach

Oft hört man nicht den eigentlichen Namen des Baches, es wird nur schlechthin vom „Bach“ gesprochen, so z. B. in Tailfingen von der Schmiecha oder in Tieringen im „Unterlände“ von der Schlichem, während die Bära im „Oberlände“ das „Bächlein“ ist. Das Wort Bach ist alt und in allen germanischen Dialekten vertreten.

Umfangreiche Bodenvertiefungen heißen Tal. Häufig findet sich „Tal“ als Bestimmungswort des Bachnamens. Einen Talbach gibt es bei Ostdorf und Engstlatt (kleine Engtäler), Erlaheim, oder ist zur genaueren Unterscheidung noch beigefügt, wo der

Talbach herkommt: Ebinger- und Meßstetter-, Weiher- (Binsdorf) Talbach. Um einen Bach bei Balingen vom Flurnamen „Im Tal“ zu unterscheiden, hat man ihm „-bach“ angehängt, bei Pfeffingen und Margrethausen zur weiteren Unterscheidung ein weiteres Bestimmungswort: Kiezers- (Kies oder Personennamen) und Käsen- (s. unten) Talbach. Der Tellenbach bei Nusplingen hat seinen Namen von dem mhd. tellen = kleines Tal.

Viele Bäche sind nach der Beschaffenheit des Wassers, nach Größe und Wasserreichtum, nach Art und Bewegung, nach Lage und Richtung des Laufs benannt. Nach Eigenschaften des Wassers ist das romantische Lauterachtal bei Lautlingen zur Hosinger Leiter benannt (mhd. lüter = rein), in dem Quellen für die Balinger Wasserleitung liegen, deren Wasser einst ganz rein war. Das Gegenteil von Faulenbach (von faulig, morastig) bedeutet „süß“ in Süßenbach bei Isingen, der durch die Weide, heute Wald, fließt (ahd. siaz = Waldland, Weide). Die Stunzach erhält dort von rechts den Sulzbach (Sulz hier nicht Salz, sondern morastige Stelle). Ähnlich verhält es sich mit dem Sulzenbach bei Engstlatt und dem Sulzgrabenbach bei Endingen. Das kalte Wasser des Kaltbrunnenbachs bei Balingen soll Schwindsucht erzeugen.

Eine ungleich schärfere Naturbeobachtung als sie dem Modernen eigen ist, verraten die Farbbezeichnungen. Der Schwarzenbach zur Schlichem bei Zimmern unter der Burg (1400: „Die Schlichen uff bis in die Schwartzach“), der weiter unten Zimmertalbach genannt wird, bekommt vor allem sein Wasser aus dem dunklen Waldland der gefährlichen, nassen Knollenmergel, so daß sich bei Hochwasser seine Fluten schmutzig-trübe färben. Vom Eyachtal gegen Erlaheim greift der Röttenbach herauf, der nach dem Untergrund in den roten Knollenmergeln benannt ist. Der Grunbach zur Stunzach (mhd. gruoni = grün) trägt in den Mergeln und Sanden Wälder.

Der Wasserreichtum der Bäche wird durch das mhd. „rich = stark, mächtig“ ausgedrückt. So ist der Reichenbach auf der Balinger Markung im Vergleich zu den andern rechten Nebenbächen der Eyach der wasserreichste, denn der Langenbach, wie der Reichenbach im Oberlauf heißt, bringt beträchtliche Wassermassen. Der Tallinger Reichenbach heißt auf der Hochfläche, wo er selten Wasser führt, „Totenbach“ (1437: „unter winterhalden nebend dem reichenbach“). Umgekehrt sind der Litzelbach bei Ostdorf (mittelhochdeutsch lützel = wenig, klein) und der Dürrbach (1429 Dürrenbach) bei Tailfingen wasserarme Bäche. Ähnlich verhält es sich mit dem Seltenbach und dem Seltenbrunnen bei Obernheim. Nach der Länge des Wasserlaufs sind das Langental (Heselwangen), der Langentalbach (oberste Schlichem) und das Längtal bei Onstmettingen benannt.

Von Westen erhält die Eyach bei Pfeffingen den Westerbach. Der Weingartenbach am Nordabhang des Sporn, auf dem das Städtchen Rosenfeld liegt, heißt auf der Zeichnung Gaders von 1573 Winterbach. Der Mildersbach wird 1740 Mittelbach, später Mittelsbach (mittlerer Bach) genannt. Der Zerrenstallbach mit seinen zwei Quelllästen im Untereck und an der Häfnerhalde bei Laufen spiegelt seine Querlage wider (mhd. twërch, vergl. überzwerch).

Außerhalb des Baches liegt der Anlaß zur Namensgebung oft in der umgebenden Landschaft oder in Bodenart, Tieren und Pflanzen. Zahlreich sind die Bestimmungswörter von Pflanzen in Feld und Wald, Wiese und Busch. Im feuchten Schlichemtal zwischen Schömberg und Rotenzimmern war früher die Erle noch weit häufiger als heute. So findet sich bei Schömberg ein Erlenbach. Auf Markung Leidringen hat von der Schlichem aus ein Erlenbach den

First des Kleinen Heubergs tief angeschnitten. Von Burgfelden her mündet über dem Roschbachtal, in das einstige Pfeffinger Urtal der Eyach, der Eschenbach. Ein Quellast der heutigen Eyach ist der Buchbach. Bei Tailfingen wird 1415 „Buchthal“ erwähnt. Der Heselalbach hat von der Hasel, dem Haselnußstrauch, seinen Namen. Der Elschbach zwischen Schalksburg und Heersberg wird wohl zu else = Wildkirschbaum zu rechnen sein. Die Hänge des Bontalbachs bei Dormettingen werden als Baumwiesen genutzt (Baum schwäbisch „bom“). „Ob dem Bürbom“ wird schon 1437 das Holdertal bei Truchtelfingen erwähnt. Der Heimbach durch das Lutental (Personennamen) bei Leidringen zur Schlichem hieß früher Hainbach, ist also ein Bach mit Gesträuch.

Auch das Tierreich ist in den Bachnamen vertreten. Ein linkes Nebenbächlein vom Lochenhörnle zur Eyach heißt Eberbach und ein Quellfluß der Steinach Katzenbach. Der Igelsbach südlich Ostdorf hat nichts mit dem stacheligen Igel zu tun. Vielmehr wurden in dem „Egelsee“ früher Blutegel gezüchtet. Daher der Name Igelsbach (Lautwechsel wie bei Stege-Stiege). An der Markungsgrenze Tieringen-Oberdigisheim kommt das erste Nebenbächlein der Bära, der Vohbach (zu mhd. vohe = Füchsin). In dem Balinger westlichen Stadtgraben, der einstigen Steinach, gab es Kröten (Krottengraben: Krottengrabenschule, Froschstraße).

Durch den „Tobel“ (Dobel = Bergschlucht) bei Laufen bringt der Steinbach viel Geröll. Im Beurener Tal ist der Talgrund des Rohrbachs in den nassen Gipskeupern reich mit Rohr (Schilf) bewachsen, wie auch in den Ornatenton und Mergeln im oberen Eyachtal. Der Riedbach in Engstlatt zeigt sumpfigen Grund (Flurnamen Riedhalde, -weg, -garten, -gasse). Zwischen diesen Sümpfen fließt der Wertebach (mhd. wert = erhöhtes, wasserfreies Land zwischen Sümpfen, Ortsname Engstlatt: mhd. släte = Sumpfland). In der sumpfigen Flur „Totland“ entspringt heute der kümmerliche Riedbach, einst das Haupttal der Schmiecha. Über der Quelle eines Riedbaches liegt Dormettingen. Die vereinigten Wasser der verschiedenen Quellbäche der Steinach, der Brühlbach, fließen bei Erzingen durch den „Brühl“ (mhd. brüel = sumpfige Wiesen, die zum örtlichen Herrngut gehörten). Durch den Wettbach bei Endingen kann man waten.

Der Weiherbach in Täbingen (Flurname „Weiher“ oberhalb des Ortes) war einst Grenze der Scherragrafschaft und der Grafschaft, die sich von Oberndorf gegen Bisingen erstreckt. Klingendes, rauschendes Wasser bringt der Klingebach aus der Schlucht (Klinge) unter dem „Stich“. Durch die enge Schlucht des „Katzenloches“ bei Tieringen stürzt die Schlichem und wird hier Engenbach genannt. Der heute verdoltete Schlichtenbach bei Balingen fließt durch die „Schlichte“ (mhd. sliht = eben). Vom Rin-

delwald kommt ins Beurener Tal mit verhältnismäßig breitem Grund der Rindelbach (wahrscheinlich zu grindel oder Verkleinerungsform von Grund = gründe). Tiefes Tal, Heckental (Sägbach), Autal mit großer Weitung für die Siedlung Nusplingen haben die nordwestliche Markung tief zerschnitten (Au = wasserreiche Wiesen). Der Känerbach beim Ziegelwasen (auf Karten fälschlich Kuhnerbach) hat seinen Namen von mhd. kener = Wasserrinne. Das Gelände um den Büttelbach, der im Unterlauf Schalksbach heißt, mit dem Zillhauser Wasserfall gleicht einer „Butte“, einem Tragegefäß. Die Abhänge des Schweigholzbaues bei Zimmern unter der Burg (sweige = Viehhof, Weide) in den häufig rutschenden Knollenmergeln dienten früher als Schafweide. An der Markungsgrenze Balingen-Frommern fließt der Böllbach vom Binsenbol zur Eyach (Bohl = Hügel). Unterhalb der Lochen und zwischen Schafberg und Lochen (alter Weg auf die Höhe) entspringt der Lochenbach, der Hakenbach unterhalb des Hakenfelsens. Der Raidenbach bei Ebingen hat seinen Namen von den Bergen mit ihren gekrümmten, unruhigen Formen.

Kulturnamen auf -bach

Auf die Landnahme folgte die Zeit des Ausbaus, in der die altüberkommene Anbaufläche vermehrt und das einst riesige Waldgebiet urbar gemacht wurden. Der Wald wurde versengt, d. i. ab- oder ausgebrannt. In den Weilenbach (Weilen unter den Rinnen) mündet das Brandbächle (Flurname „Brand“). Am Rötengrabenbach, einst zur Bära, jetzt zur Schlichem, findet sich der Flurname „Röte“, d. i. rote Stelle.

Sehr wichtig waren in alter Zeit die Mühlen, weshalb Rodungen und Siedlungen zu ihrer Anlage veranlaßt wurden. Im Beurener Tal ist die Siedlung Beuren (1264 Biurron) abgegangen, nur noch das Siegelhaus ist als Einzelsiedlung dort. Oberhalb des „Fabrikle“ mündet der Kirnbach (Kirnmühle) in die Stunzach. „Kürne“ ist das ältere Wort für Mühle. Auf eine Mühle weist Beutenbach (nach Wollsäcken, durch die der Mehlstaub geschüttet wurde). Die Frommerner Schleifmühle im „Beutenloch“ wird 1624 erstmals erwähnt. Im 19. Jahrhundert unterwühlte der Wasserfall die benachbarte Schieferwand. Vom einstürzenden Gestein wurde die Mühle zerstört und dann nicht wieder aufgebaut. Die Keimbachmühle bei Erlaheim nützt das vereinigte Wasser von Tal- und Keimbach. Über den Bruchbach führte eine Brücke (Brücke im Schwäbischen ohne Umlaut). Der Etzelbach kommt von der einstigen Balinger Weide am Hirschberg (etzen = weiden). Der Ochsentalbach bei Margrethausen hat seinen Namen von dem heute noch bestehenden Wirtschaftshof auf dem Ochsenberg, für den eine eigene Markung aus dem tierbergischen Besitz ausgeschnitten war. (Fortsetzung folgt)

Unser heimisches Wild

Von Dr. Hans Haufe, Balingen

(Schluß)

Ein anderes Wild, um das man sich Sorge machen muß, ist der **Dachs**. Er ist durch die Tollwutvergasung der Baue radikal dezimiert worden, da er am Tage fast immer im Bau zu ruhen pflegt. Schon spürt man sein Fehlen an zerstörtem Gleichgewicht der Natur: Die Schlangen, so die Kreuzottern, haben stark zugenommen, was in unserem Ausflugsgebiet durchaus unerwünscht ist.

Der letzte **Luchs** wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts am Schafberg erlegt. Er wurde auf die kleine Freitreppe des Dot-

ternhausener Schlöschens gelegt und im Schußbuch vermerkt. Seitdem hört man zwar immer mal wieder etwas von ihm, aber Standwild wird er hier sicher nicht wieder.

Die **Raubvögel** sind meines Erachtens auch seltener geworden. Es wird dies am starken Verkehr im Kreisgebiet liegen. Sicher wird z. B. der Habicht nicht mehr so unerbittlich wie früher als Hühnerdieb verfolgt, da die Hühnerhaltung ja stark eingeschränkt ist, trotzdem ist er

kaum mehr zu sehen. Nur die Bussarde und die Weihen sind noch häufig.

Auch Wildenten gibt es nicht mehr viel, wenn sie auch am Schömberger Stausee oder in seiner Nähe noch sein mögen. Auf der Eyach, die eben selbst einer Wildente nicht mehr appetitlich genug ist, sind sie stark zurückgegangen. Auch die Waldschnepfe bleibt auf ihrem Durchzug seltener hier, nachdem es kaum versumpfte Stellen mehr gibt.

Die Wildkrankheiten

Die Wildkrankheiten könnte man schnell abtun, wenn es eben nicht seit mehreren Jahren die furchtbare Plage der Tollwut gäbe. Diese ist durch ihre bis neunmonatige Inkubationszeit heimtückisch, so daß aller Anlaß besteht, sie ernst zu nehmen und nicht zu verharmlosen. Durch die Verminderung der Füchse tritt sie zur Zeit nicht mehr so in Erscheinung, aber verschwunden ist sie noch keineswegs. Es ist dies für die Jäger auch deswegen ärgerlich, weil die für die Jagd unabdingbare nötige Verwendung der Jagdhunde hierdurch eingeschränkt ist.

Das Rehwild leidet hier an Rachenbremsen und an Lungenwürmern, der Hase gelegentlich an Virenkrankheiten, aber alle diese und einige andere Krankheiten sind nicht so schlimm, wenn nur darauf geachtet wird, daß die Wilddichte nicht zu groß ist, d. h. es nicht zu hohe Wildstände gibt. Ist der Wildstand zu hoch, muß mit dem Mittel des Auswahl-Abschusses eingegriffen, es muß „Hege mit der Büchse“ getrieben werden, sonst kränkelt und degeneriert das Wild und geht mit vielleicht schmerzhaftem Tod elend zugrunde, wie es in überfüllten Gehegen häufig beobachtet wurde.

Schlußbetrachtung

Der kgl. Revierförster Magenau beklagt sich am 31. 12. 1886 über die Jagdverhältnisse unseres Gebietes wie folgt: „Die Jagdverhältnisse haben sich einer Besserung noch nicht zu erfreuen, da das Jagen mit Wildbothenunden leider nicht verboten ist lediglich als Einnahmequelle behandelt und die Jagd von den bäuerlichen Pächtern bzw. aus dem gewöhnlichsten Eigennutz betrieben wird“.

Welch Unterschied zu heute! Jagdausübung als Einnahmequelle der Jagdpächter ist völlig in den Hintergrund getreten. Die Leitidee der heutigen Jagdausübung heißt vielmehr: Jagd ist Wildschutz, Jagd ist Naturschutz. Daß dies eingehalten wird, dafür sorgt eine vorzügliche jagdliche Gesetzgebung, die von den erfreulich vielen Jägern, die wir jetzt aus allen Ständen haben gern freiwillig befolgt wird. Der Wildstand ist trotz des Rückgangs mancher Wildarten hoch, so hoch, daß die Abschlußzahlen hoch sein können und auch müssen, da ja die Frage der Vereinbarkeit hoher Wildstände mit den sonstigen Belangen der Landeskultur, vor allem der Land- und Forstwirtschaft, aber auch der Sicherheit des Verkehrs, sowie des Gesundheitszustandes des Wildes stets Richtschnur der Überlegungen der Verantwortlichen sein wird.

Die als Kulturflüchter einmal verlorengegangenen Wildarten sind nicht wieder herbeizubringen: Ein Fischotter läßt sich an der heute in allen Farben des Regenbogens dahinfließenden Eyach nicht wieder ansiedeln, der Uhu wird sich immer wieder an der Verdrahtung der Gegend zu Tode stoßen, Fischreiher, Auerwild, Hohltaube, Luchs, Marder, Wildkatze, Haselhuhn, Waldschnepfe, Schwarzer und Weißer Storch, Wildschweine sind endgültig hier verloren, daran kann eine noch so gute Jägerei nichts mehr ändern. Um so bemerkenswerter ist es aber, daß es tatenfreudige Jäger unternommen haben, diesen hohen Verlust durch Einbürgerung ande-

rer jagdbarer Tierarten zu versuchen etwas auszugleichen, wie Muffelwild (Wildschafe), Gemsen, Murmeltiere und Fasanen. Man kann nur von Herzen wünschen, daß diesen Versuchen wenigstens etwas Erfolg beschieden sein wird und daß man dieses oder jenes fremde jagdbare Tier später einmal als „heimisches Wild“ wird bezeichnen können, wenn die zu solchen Versuchen nötige, über mehrere Jahrzehnte sich erstreckende Einbürgerungszeit und die langjährige Beobachtung der Verhaltensweisen vorüber sein werden und das Wild vom lokalen Aussetzungsbereich sich über eine größere Fläche verbreitet haben wird. Zur Zeit erscheint es ganz so, als ob der Versuch am ehesten beim Muffelwild voll glücken wird, das von Herrn Rudolf Rohrbach, Dotternhausen, am Schafberg ausgesetzt wurde.

Der gegen die Einbürgerungsversuche gemachte Einwand, das fremde Wild „passe nicht“ in die hiesige Landschaft, übersieht, daß doch alles dem Wechsel unterworfen ist: Auch das Rehwild ist in uralten Zeiten in unsere Gegend von anders-

woher eingewechselt und wer wollte auf das Rehwild verzichten?

Erfreulich ist, daß die tierquälende Schlingenstellerei, die nach dem Krieg mangels Waffen leider hier und da betrieben wurde, bald nachgelassen hat bis auf wenige Fälle, die aber alsbald aufgeklärt zu werden pflegen. Dagegen ist das Wildern mit Kraftwagen und dessen Scheinwerfern schon häufiger. Die Ermittlungen gegen diese Wilderer gestalten sich meist sehr schwierig, obwohl unsere Polizei hier trotz ihrer vielen anderen Aufgaben stets tatkräftig und einsatzfreudig mitwirkt.

Die allgemeine Einstellung der Bürger zum Wild ist wieder freundlich geworden. Sie war in den Armutszeiten früherer Jahrhunderte verständlicherweise ja geradezu feindselig. Man freut sich jetzt wieder des Wildes; man würde die Flur als verodet empfinden, wenn man beim ersten Frühlingsspaziergang nicht einen Hasen springen sähe, und man übersieht als Wohlstandsbürger erfreulich großzügig die kleineren Wildschäden in Feld und Wald.

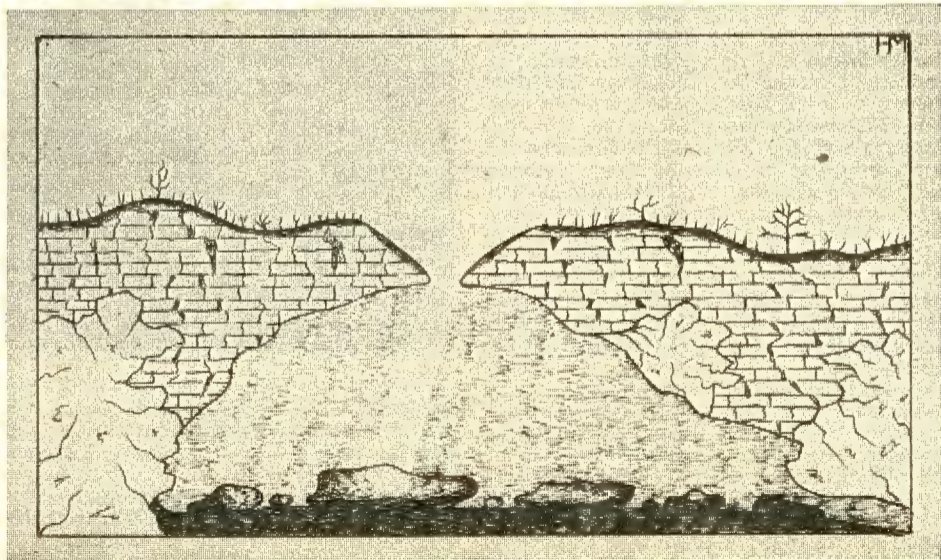
Die Alb/Höhlen, Erdfälle, Karstwannen

Von Hans Müller, Ebingen

Man kann den Formenreichtum der Alb nur von unten her verstehen. Unter der Erdoberfläche liegen in allen möglichen Tiefen die Höhlen. Der Verband der Deutschen Höhlen- und Karstforscher hat von seinen Jahrbüchern die Hälfte der Schwäbischen Alb gewidmet, mit vielen lesenswerten Aufsätzen. Im Überblick verteilt sich der ganze Höhlenreichtum auf einzelne „Stockwerke“ (1) (2), die miteinander in Verbindung stehen, sich aber nicht an die wohlbekannte Juraschichtung halten. Diese Stockwerke sind vielmehr ältere und jüngere Karstwasserstände (10). Es gibt je nach dem Gestein breite Schichthöhlen mit ebener Decke (4), (Falkensteiner Höhle bei Urach) (5) und enge Klufthöhlen mit senkrechten Wänden (4) (Linkenboldslochlein bei Onstmettingen). Dann kommen Tiefenhöhlen vor, die in der Hauptsache steil nach unten gehen. Bei der Laichinger Tiefenhöhle sind das 100 m. Die meisten Höhlen aber sind domartig flach gewölbt. Die untersten Höhlenstockwerke sind noch mit Karstwasser gefüllt, das man aber nur herausfließen sieht, wenn ein Tal zufällig genau bis zum Karstwasserspiegel eingetieft ist (Wimsener Höhle). Liegt ein Tal tiefer als die Karsthöhlen, dann sprudelt deren Wasser in Quelltöpfen nach oben. Wir kennen sie an der Donau, an der Hegauer Aach,

der Braunsel, der Schelklinger Ach, der Blau, Herlinger Lauter, Brenz und Egau (10). Höhere Höhlenstockwerke führen nur noch gelegentlich Wasser (Falkensteiner Höhle) oder gar nicht mehr (Heidensteinhöhle bei Ebingen, Bärenhöhle und sehr viele andere). Die Verbindungen der Höhlen untereinander sind verwirrend mannigfaltig: komplizierte enge oder weite, auch unterbrochene Systeme, horizontal, vertikal, schräg, gewunden (1) (7), Röhren mit aufsteigendem Wasser (1), Siphons, richtige Saugleitungen (10), und all das mit sehr verschiedener Reibung für das Wasser (7). Die trockenengefallenen höheren Karststockwerke sind sozusagen nur noch ein negatives (Höhlen-) Skelett (11). Es schluckt viel Niederschlagwasser, läßt sich von ihm erweitern und gibt es dem Vorfluter, meist der Donau, kalkhaltig wieder.

Mit diesen unterirdischen Hohlformen stehen die oberflächigen (1) in ursächlicher Verbindung. Das sichtbarste Beispiel dafür sind viele zugängliche Höhlen mit einem Loch in der Decke. Besteigt man das Höhlendach, dann findet man oft noch Andeutungen der „Einsturzdoline“ (1), die erst als einfache Mulde das Wasser für die Auslaugung der Höhle geliefert hat und dann nach dem Einsturz des Höhlendachs zum tiefen, runden Trichter wurde.



Der Schnitt zeigt geschichtete und Riffkalke mit der lehmausgekleideten Doline, der verstürzten Höhle und rechts unten den Abfluß des ehemaligen Höhlenbachs. Die Dolinen der Alb sind unzählbar. Die kleineren erreichen nur ein paar Meter Durchmesser; sie sind meist rund oder elliptisch und trichterförmig tief. Gern liegen sie dicht am Fuß eines Felsriffs (am Konstanzer Rain), oder ein Stück Fels ragt aus ihrer Tiefe (Franzosenloch, beides bei Ebingen). Dolinen sind in den Urtälern verständlicherweise sehr häufig, denn da floß einmal Wasser, das später in die Tiefe des Karsts verschwand. Diesen Vorgang kann man stellenweise noch sehen, so an der unteren Fehla oder bei Neuhausen ob Eck und Emmingen ab Egg. Ein rechter Wanderer weiß, wo das ist. Erst verschwindet der Bach; dann zeigen sich gewundene Mulden, „Bachschwinden“ (1); später deuten Dolinenketten und -schwärme den unterirdischen Wasserlauf an (9). Geht das Einsinken einer Doline langsam, dann spricht man von einer „Schwund- oder Nachsackdoline“ (1) (2) oder auch „Lösungsdoline“; aber das sind sie ja im Grunde alle. Grubenartig plötzlich eingebrochen sind die „Erdfälle“ (1). Erweiterte Klüfte oder noch besser Kluftkreuzungen führen zu „Erd- oder Naturschächten“ (3), die bis zu 100 m tief sein können (1). Eine Unzahl schöner Beispiele bietet die Trochselfinger Heide. Die Lehmauskleidung der Dolinen erlaubt manchmal noch stehendes Wasser in ihnen: Neuhausen ob Eck, zwischen Hitzkofen und Wilflingen, besonders viele auf dem Albuch und Härtsfeld. In vorgeschichtlicher Zeit waren das die Viehtränken auf der Alb, und man darf den Menschen der Hügelgräberbronzezeit und der Hallstattzeit ruhig soviel Intelligenz zutrauen, daß sie Schlucklöcher in den Dolinen mit Lehm ausgebessert haben.

Die größeren oberflächigen Hohlformen bezeichnet man auf der Alb am besten als Karstwannen, denn sie sind meist länglich, allseitig geschlossen und nicht sehr tief; ihr Boden ist uneben (1), ihr Umriss manchmal zerlappt. In ihnen kommen kleinere Karstwannen und viele Dolinen vor. Das Antlitz der Alb erscheint blatternarbig. Verursacht sind die Karstwannen ebenfalls durch die unterirdische Verkarstung. Sie kommen folgerichtig in allen Höhenlagen vor, am häufigsten verständlicherweise in den Urtälern (5) (9), wo sie das gleichsinnige Gefälle stören (1) (5). Man meint dann gar kein Tal mehr vor sich zu haben, obwohl gerade diese Karstwannen das ehemals wasserführende Tal anzeigen. Gut zu erkennen sind sie nicht. Zwar können sie mehr als 10 m tief sein, aber diese Tiefe verteilt sich auf Erstreckungen von Kilometerlänge und ist oft noch von Wald verdeckt. Die größten Karstwannen sind die Battenau auf der Geislinger Alb, die Rauhe Wiese auf dem Albuch mit 11 km und das Ebnater Feld auf dem Härtsfeld mit etwa 20 km Länge. Man hat (9) auf der Alb 1662 Karstwannen (ohne die Dolinen) gezählt; auf der Südwestalb kommen 1,9 auf den qkm, auf der Mittleren Alb 1,7 und auf der Ostalb 4,2 (9). Als „Kälteseen“ sind sie der Landwirtschaft nicht freundlich gesinnt. Im Tailfänger Heimatbuch wird berichtet, daß im hinteren Degerfeld, Flurteil Stieren, sich Mäher morgens um 2.30 (!) Hände und Füße erfroren hätten. Auch der Wald kommt in den Kälteseen nicht gut fort, am besten noch die Birke, besonders wenn aus der Lehmauskleidung der Kalk herausgelöst ist. So treffen wir in Karstwannen an kleinen anmoorigen Stellen den für die Alb seltenen Anblick von Birken. Andre Ausdrücke für diese Karstsenken sind: „Wannen“ (6), „geschlossene Wannen“ (1), „Karstmulden“ (1), „Gesenke“ (4) (5), „Schüsseldolinen“ (1). Noch größer wird die Verwirrung, wenn

Ausdrücke aus dem jugoslawischen Karst unnötigerweise und in wechselnder Bedeutung herangezogen werden. Zur Klarstellung (nach 1): Die „Doline“ hat sich in der Bedeutung einer trichterartigen Eintiefung bei uns eingebürgert. „Uvalas“ sind Karstwannen. „Poljen“ sind sehr groß, mit flachem Boden und steilen, glatten Hängen. Sie kommen auf der Alb nicht vor. „Ponoren“ und „Katavothren“ sind Schlucklöcher für Oberflächenwasser, das dann unterirdisch weiterfließt.

Oberflächige Hohlformen können aber auch ohne Verkarstung entstehen und kommen auf der Alb vor. Vergessen wir nicht die Fluß-, Bach- und Trockentäler, die die Hauptarbeit am Landschaftsrelief leisten. Verlassene Flußschlingen bleiben oft noch lange eingetieft. Im Eiszeitalter hat der Schnee auch auf der Alb Firmulden geschaffen, weil er wegen seiner chemischen Reinheit den Kalkstein leicht auflösen konnte. Noch früher, im Jungtertiär, entstanden auf der Alb in großer Zahl vulkanische Maare. Und aus der Jurazeit selber sind uns „Zeta-Schüsseln“ bekannt, große Einmuldungen im Jurae, die vielfach mehr oder weniger mit Zementmergeln (Weißjura zeta 2) flach angefüllt worden sind (12): schönstes Beispiel Feldhausen bei Gammertingen mit 2,2 mal 1,5 km Erstreckung. Ebenfalls aus dem Jurae sind uns in allen Großen Atolle mit Lagunen erhalten geblieben (4, 5, 6, 8, 13): Mühlheim (Donau), Schwenningen/Heuberg Ebinger Hart, Ebingen-Galgenhalde, zwischen Winterlingen und Bitz

Landschaftsgröße Einsenkungen, die zu groß sind, um sie mit bloßem Auge überblicken zu können, aber unter anderm an weitverzweigten Einbrüchen von Flußsy-

stem in den Albkörper zu erkennen sind, haben wir in der Uracher Mulde, der Filstal-Mulde und der Neresheimer Mulde vor uns. Zum Schluß seien die tektonischen Gräben erwähnt, soweit sie als solche sichtbar sind: Brittheimer Graben, Lauchert-Graben, Schwäbisches Lineament.

Diese große Zahl von Geländeformen samt ihrer interessanten Entstehung trägt wesentlich dazu bei, daß gerade die Alb ein so unausschöpfliches Wandergebiet geworden ist. Das merken wir uns für das nächste Sommerhalbjahr vor. Hans Müller

Fachwissenschaftliche Tatsachen von:

1. H. Louis: Geomorphologie 1961
2. Kayser-Brinkmann: Abriß der Geologie II 1959
3. P. Woldstedt: Das Eiszeitalter 1954
4. Geyer/Gwinner: Einführung in die Geologie Baden-Württembergs 1964
5. Geyer/Gwinner: Der Schwäb. Jura 1962
6. Fr. Huttenlocher: Die Kuppen der Schwäbischen Alb 1962
7. G. Schulz: Färb- und Salzungsversuche 1957
8. A. Schreiner: Über den Weißen Jura 1961
9. S. Trautwein: Die Erd- und Landschaftsgeschichte 1960
10. F. Weidenbach: Trinkwasserversorgung 1960
11. P. Groschopf: Einführung in die Karst-Probleme 1963
12. H. Dongus: Die Oberflächenformen der Alb 1963
13. K. Schädel: Erläuterungen zur geolog. Übersichtskarte Kreis Balingen 1960

Großes Schneeglöckchen

(*Leucoium vernum*)



Das schönste Frühlingsbild von wahrhaft entzückender Pracht bildet der Klebwald. Als lieblichster Frühlingsverkünder, um dieselbe Zeit, wo auch der erste Zitronenfalter durch den noch kahl stehenden, von der Frühlingssonne durchleuchteten Wald fliegt, erscheint hier fast wie ein zaghafter Versuch das Große Schneeglöckchen, auch

Märzenglöckchen oder Märzenblume genannt. Nur noch an wenigen Standorten wächst es wild; es bedarf daher unseres Schutzes.

Im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Kleinen Schneeglöckchen (*Galanthus nivalis*) ist beim Großen Schneeglöckchen die innere Blütenhülle so lang wie die äußere und kann der Stengel sogar manchmal zweiblütig sein. Unter der Spitze der weißen Kronblätter ist ein grüner Fleck. Selten tritt es einzeln auf; es erscheint gleich in ganzen Scharen, so daß ein förmliches Blumenbeet entsteht (s. Bild).

Sein frühes Auftreten wird mit vollem Recht als ein Ausnutzen der Sonne, ein regelrechter Wettlauf mit dem alles überschattenden Blätterdach gedeutet. Dieses frühe Erwachen wird noch erleichtert durch den eigentümlichen Wärmegang im Waldboden. Dieser ist im Vorfrühling durch die lebhafteste Bakterientätigkeit im modernen Laub um einige Grade wärmer als das benachbarte Freiland (ähnlich wie im „Mistbeet“). Zudem hat es in einer Zwiebel, die aus einer einzigen fleischigen Schale und aus fleischigen Grundteilen der beiden Laubblätter besteht, in der im Sommer nach dem Absterben gebildeten neuen Zwiebel, einer Ersatzzwiebel, eine Vorratskammer an Baustoffen angelegt. Unter den ersten Sonnenstrahlen entwickeln sich dann Stengel und Blüten schnell. Und die Erstlinge des Jahres läuten nun mit ihren lieblichen Blütenglocken durchs weite Land, bis das junge Leben mit einem Schlag hervorbricht, nicht schüchtern und schwächlich, nein, in einer Pracht und Vollkommenheit, wie sie im Laubwald im ganzen Blütenjahr nicht überboten wird. Fritz Scheerer

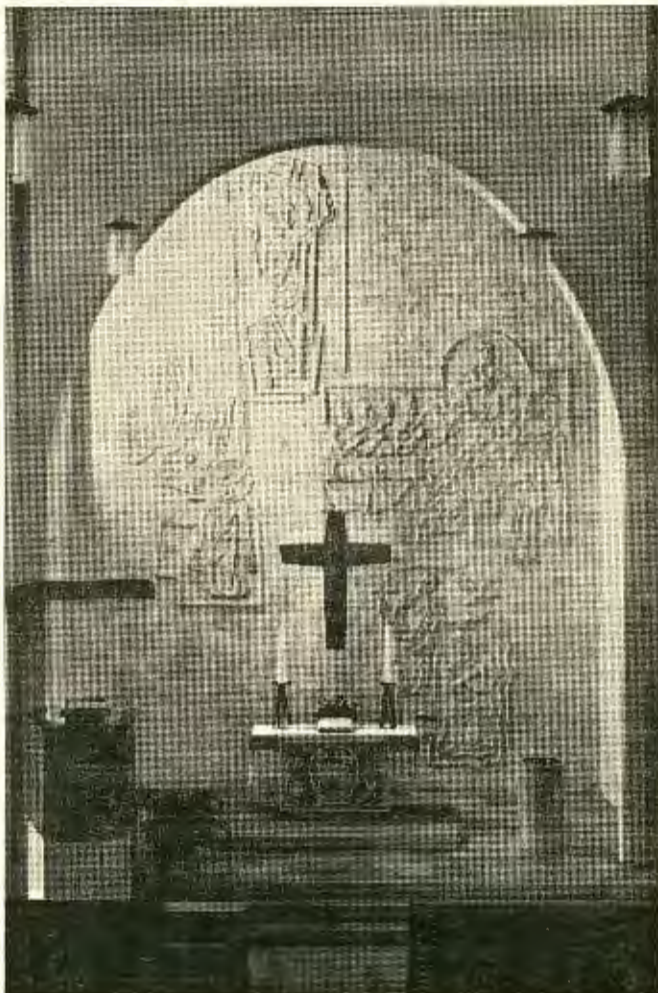
Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Bälinger Volksfreunds“, der „Ebingener Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Wie kam Meßstetten zum Hl. Lamprecht als Kirchenpatron?

von Dr. Walter Stettner

St. Lamprecht ist ein selten vorkommender Heiliger. Wer hat — außerhalb Meßstettens — bei uns schon von ihm gehört? Weit und breit gibt es keine andere Kirche, die ihm geweiht wäre. Aber vielleicht eröffnet sich gerade in der Seltenheit des Vorkommens eine Möglichkeit, die Herkunft des Heiligen und das Gründungsdatum der Meßstetter Kirche zu ermitteln. Wenn man bei uns zu diesem Thema etwas wissen will, dann zieht man zunächst ein Buch von Gustav Hoffmann „Kirchenheilige in Württemberg“ (1932) zu Rate. Aber da wird Lamprecht gar nicht erwähnt, wohl aber Lambert. Die beiden Namen klingen recht ähnlich, wenn man es genau überlegt, so ist nur die Reihenfolge zwischen e und r vertauscht, es könnte also Metathesis vorliegen. Sind die beiden Namen identisch? Ein germanistischer Kollege gibt die Auskunft. Zwischen den beiden Silben bert und brecht finde schon im Althochdeutschen häufig ein Austausch statt, wenn die Silbe nicht den Hauptton trage, also nicht den ersten, sondern nur den zweiten



Evangelische St. Lamprecht-Kirche Meßstetten

Teil des Namens bilde. Eine ähnliche Umstellung oder Metathesis haben wir in den deutschen Wörtern Brunnen u. Born. Beim Suchen nach Parallelen fallen mir noch Rupprecht und Rupert oder Albrecht und Albert ein. Gerade an diesem Namen könnte ich vielleicht eine Probe machen in der Person des Grafen Abert von Hohenberg, des Minnesängers und Schwagers König Rudolfs von Habsburg, in dessen Gefolge er öfters zu finden ist. Im Urkundenbuch der Grafen von Zollern-Hohenberg (hgg. von L. Schmid, Tübingen 1862) kommt der Graf in fast 100 Urkunden vor. Der Test bringt ein überraschendes Ergebnis: in den (etwa 65) lateinisch geschriebenen Urkunden heißt der Graf durchweg Albertus, in den (etwa 22) deutsch geschriebenen ebenso durchgängig Albrecht. Man wird

den Grafen also richtigerweise in Zukunft Albrecht nennen, während fürs Lateinische die Form Albertus als einzig mögliche empfunden wurde.

Wir können daher, auch wenn für Meßstetten die Form Lamprecht gebräuchlich ist, ohne Bedenken übernehmen, was von Lambert gesagt wird. G. Hoffmann schreibt darüber ganz knapp: „Ein Zähringer Graf, der 1167—91 in Lüttich war, brachte Reliquien vom Hl. Lambert nach Freiburg i. Br. Von dorthier kam er zu uns.“ Nun möchte ich aber doch noch Näheres über St. Lambert wissen. Das „Lexikon für Theologie und Kirche“ (1961) gibt folgende Auskunft: „Lambert, hl. (Fest 17. Sept. bzw. 21. Mai [Translatio]), Bischof von Maastricht, gest. 17.9.705/08 Lüttich; wuchs unter der Obhut seines Oheims Theodard

von Maastricht auf; wurde um 672 zu dessen Nachfolger erwählt und von König Childerich II. bestätigt. Nach dessen Ermordung Ende 675 wurde L. vom Hausmaier Ebroin abgesetzt und ins Kloster geschickt, wo er 7 Jahre lebte, bis er nach dem Sturz Ebroins durch Philipp den Mittleren wieder auf seinen Bischofsstuhl zurückkehren konnte. Seine Hauptsorge galt nunmehr der Bekämpfung des Heidentums in Nordbrabant. Die Verteidigung der Immunitätsrechte seiner Kirche verwickelte ihn in eine Fehde mit dem Grafen Dodo, der ihn schließlich aus Rache für zwei ohne Wissen Lamberts getötete Dienstmannen in Lüttich ermordete. Da L. sich nicht mit der Waffe verteidigen wollte, sondern betend den Todesstreich empfing, wurde er bald vom Volk als Märtyrer verehrt und an der Stätte seines Todes mit dem Bau einer Basilika begonnen. Sein Leichnam wurde nach Maastricht gebracht, aber später vom Hl. Hubert anlässlich der Übertragung des Bischofssitzes von Maastricht nach Lüttich hierhin zurückgeführt. Sein Tod wurde seit dem 8. Jahrhundert im ganzen Frankenreich und wird noch heute besonders in Westfalen und Holland gefeiert. L. ist auch Patron von Freiburg i. Br., wo seit Ende 12. Jh. eine Kopfreliquie im Münster verehrt wird. Reliquien in Lüttich wurden mit dem prunkvollen Mausoleum 1794 zerstört.“

Bei der Erwähnung Westfalens fällt mir die Lambertikirche in Münster ein, an deren Turm man heute noch in luftiger Höhe die Käfige zeigt, an denen nach der Eroberung der Stadt im Jahre 1534 die dortigen Wiedertäufer aufgehängt wurden.

In Hohenzollern keine Lamprechtskirchen

Aber kehren wir nach Meßstetten zurück. Beziehungen zum fernen Lüttich sind höchst unwahrscheinlich und wenn man anderwärts beobachtet hat, daß die alten Reichsklöster Weißenburg und Lorsch den Kult des hl. Lambert gefördert haben, so wissen wir nichts von Besitz dieser Klöster in Meßstetten oder seiner Umgebung. Auch Hoffmann meinte ja, seine Verehrung bei uns habe ihren Ausgangspunkt in Freiburg. Gibt es vielleicht eine Kette von Kirchen zwischen Freiburg und Meßstetten, die St. Lambert geweiht wären. Hoffmann verzeichnet in Württemberg nur wenige Kirchen mit dem Patrozinium des hl. Lambert: Bernstadt bei Ulm, Binzwangen bei Riedlingen, Ditzingen bei Leonberg, Hengstfeld bei Gerabronn und unser Meßstetten; Kopatron ist er noch in Pfaffenhofen bei Brackenheim. Keiner dieser Orte liegt auch nur annähernd an der Strecke nach Freiburg. Vielleicht gibt es im Badischen mehr Beispiele? Aber dort ist Lambert als Kirchenpatron noch seltener ge-

wählt worden; das Freiburger Diözesanarchiv (N. F. 8, 1907) zählt nur Mingolsheim bei Bruchsal, Haag bei Heidelberg und eine Lambertuskapelle in der oberen Burg von Freiburg auf. In Hohenzollern kennt man keine Lamprechtkirchen.

Also mit einem „sprungweisen Vorarbeiten“ von Freiburg bis Meßstetten ist es nichts, wir müssen andere Wege suchen, vielleicht über die Herrschaftsverhältnisse. Von Zähringer Besitz in unserer Gegend ist nichts bekannt; sie waren zwar auf dem Kleinen Heuberg, aber nicht auf der Alb begütert. Die niederadligen Herren von Meßstetten, wohl eine Ministerialenfamilie, sind, wie es scheint, nach der Erhebung Ebingens zur Stadt dorthin gezogen. Die eigentliche Herrschaft besaßen die Grafen von Hohenberg, bis im Jahr 1347 Graf Heinrich von Hohenberg Meßstetten und Hossingen und anderen Besitz an Heinrich von Tierberg verkaufte. Aber da bestand die Kirche längst, denn schon 1275 wird im liber decimationis, einer Art Steuerbuch für die Geistlichen der Diözese Konstanz, ein Pfarrer von Meßstetten erwähnt. St. Lamprecht als Kirchenpatron begegnet allerdings erst in einer Urkunde vom Jahr 1403, doch besteht kein Grund zu bezweifeln, daß er von Anfang an zum Schutzheiligen der Meßstetter Kirche bestellt worden ist.

Hatten die Hohenberger Beziehungen zu Freiburg?

Um diese Frage etwas genauer beantworten zu können, müssen wir einen Umweg über die Grafen von Haigerloch machen, auf dem uns Hans Jänichen geleitet (Hohenzollerische Jahreshefte 21, 1961): Die älteren Grafen von Haigerloch des 11. und 12. Jh., die keine Zollern waren, besaßen auch die Herrschaft Wieseneck oder Wiesneck und nannten sich nach ihr gelegentlich Grafen von Wieseneck. Die Burg Wieseneck liegt etwa 12 km östlich von Freiburg über dem Dreisamtal bei Kirchzarten. Bruno von Wieseneck stiftete 1115 das Kl. St. Märgen, dessen Vogtei die Grafen von Haigerloch innehatten. Graf Adalbert von Haigerloch hat darüber hinaus (etwa um 1170) vom Kl. Allerheiligen in Schaffhausen ein Gut in Herdern (heute ein Stadtteil von Freiburg) eingetauscht.

Nach dem Tod des Grafen Wezel von Haigerloch, des letzten seines Geschlechts (1162), gingen die Besitzungen und Rechte der Grafen um Haigerloch, im Breisgau und im Hegau an die Zollern und dann wohl wenige Jahre später an die Grafen von Hohenberg über, die sich um 1170 von den Zollern abspalteten und sich auf dem heutigen Oberhohenberg ihren Herrschaftsmittelpunkt schufen. So wurden also die Grafen von Hohenberg als Erben der Haigerlocher auch Besitzer der Herrschaft Wieseneck und des Gutes Herdern und Vögte des Kl. St. Märgen. Später scheinen die Hohenberger die Freude an dem breisgauer Besitz verloren zu haben, denn Graf Albert II. verkaufte ihn 1293 an einen Freiburger Bürger.

Reliquie des Hl. Lambert in Freiburg

Aber zu der Zeit, da die Reliquie des Hl. Lambert nach Freiburg kam, waren die Grafen von Hohenberg Nachbarn der Herzöge von Zähringen und der Stadt Freiburg. Wenn wir das wissen, dann wundern wir uns kaum mehr, daß einer dieser Grafen eine Kirche, die er in seinem Dorf Meßstetten stiften wollte, dem Hl. Lamprecht weihte; wahrscheinlich konnte er von der freiburger Reliquie ein Stück bekommen. Überlegt man, wann das geschehen sein könnte, so bietet sich am ehesten die Zeit gleich nach der Ankunft der Reliquie in Freiburg an, als der Eindruck noch frisch und stark war. Damit kämen wir in das ausgehende 12. Jahrhundert. Wir kennen die Denk- und Ge-

fühlswelt der ersten Grafen aus dem Hause Hohenberg zu wenig, um sagen zu können, dem oder jenem sei die Stiftung einer Kirche in Meßstetten zuzutrauen. Es ist also nicht mehr als eine Vermutung (die aber einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit haben dürfte), wenn ich die Möglichkeit erwäge, es könnte der Begründer des Geschlechts, Graf Burkard I., nach seiner glücklichen Rückkehr vom 3. Kreuzzug (auf dem Kaiser Friedrich Barbarossa in den Fluten des Saleph einen jähen Tod gefunden hat) aus Dankbarkeit die Kirche in Meßstetten gestiftet und dem Hl. Lambert, der sich mit Nachdruck in der Bekämpfung des Heidentums betätigt hatte, geweiht haben.

Mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit darf aber abschließend gesagt werden, daß die Meßstetter Kirche zu St. Lamprecht von den Grafen von Hohenberg gestiftet wurde, die in ihrer Herrschaft Wieseneck Nachbarn der Zähringer waren und dort mit dem Namen und dem Wirken des Hl. Lambert bekannt geworden waren, und daß die Stiftung in dem Jahrhundert zwischen 1175 und 1275, am ehesten noch vor 1200 erfolgt ist.

Filialorte der Ebingen Martinskirche

Zum Schluß bleibt die Frage, wie es mit der kirchlichen Zugehörigkeit der Meßstetter vor der Stiftung ihrer Kirche bestellt war. Die Antwort darauf ist zweifelsfrei: Da Hossingen und Heinstetten noch bis ins 16. Jahrhundert Filialorte der Ebingen Martinskirche waren, gilt das gewiß auch für Meßstetten. Wie die Hossinger „tot und lebendig“ St. Martin zugehörten, so auch die Meßstetter. Wenn sie dann eine selbständige Kirche und Pfarrei erhielten, ist das ein Ausschnitt aus dem Prozeß der all-

mählichen Auflösung des Ebingen Pfarrverbands: St. Martin ist die älteste Kirche des oberen Bezirks, ihre Anfänge dürften in die 1. Hälfte des 8. Jahrhunderts zurückreichen. Ihr Sprengel umfaßte wohl den Talgang ebenso wie den Heuberg. Nach und nach haben dann einzelne Herren ihre Dörfer aus dieser Abhängigkeit gelöst und (später mit Einwilligung der kirchlichen Stellen) eigene Kirchen gestiftet. Das geschah vermutlich zuerst in Tailfingen, dessen Peterskirche noch ins 8. Jahrhundert weist, und in Truchtelfingen (um 800?). St. Verena in Straßberg bestand seit spätestens 854, auch das kleine Ehestetten hatte schon 1094 seine eigene Stefanskirche. Dem reihen wir nun Meßstetten um 1200 an, während, wie erwähnt, Heinstetten und Hossingen und ebenso Winterlingen bis in die Reformationszeit nach Ebingen eingepfarrt blieben. Bitz hat gar erst im Jahr 1830 seinen eigenen Pfarrer bekommen. In den letzten Jahrzehnten hat sich Ähnliches mit der Neubildung katholischer Kirchengemeinden in den vorwiegend evangelischen Gemeinden vollzogen; die wenigen Katholiken des Oberen Bezirks gehörten anfangs alle in die Lautlinger Johanneskirche. Aber während heutzutage über die Bildung neuer Pfarreien vor allem die wachsende Zahl von Gemeindegliedern bestimmt, war es im Mittelalter viel mehr der Wille des Herrn, der eine Kirche stiftete, sonst wären nicht z. B. in dem kleinen Ehestetten eher eine Kirche entstanden als in Winterlingen oder Meßstetten.

St. Lamprecht wird uns vielleicht heute als Kämpfer gegen die Heiden nicht mehr allzu viel bedeuten, aber das Bild des leidenden Gehorsams eines Christenmenschen spricht uns unmittelbar an als frühere Generationen.

Altes Notenpergament in Onstmettingen

Von Alfred Munz, Onstmettingen

Beim Durcharbeiten der Protokollbücher, die mit schulischen Dingen zu tun haben, stieß ich auf das Kirchenkonventsprotokollbuch für Onstmettingen aus dem Jahr 1701, das mit altem Notenpapier eingebunden war. Einzelne Buchstaben — wie sich nun herausstellte, jeweils die Anfangsbuchstaben eines Verses — sind rot oder blau ausgemalt. Das Pergament ist auf den Außenseiten stark nachgedunkelt und abgegriffen, auf den Innenseiten gut erhalten. Beim Einbinden war es in zwei Teile zerschnitten worden, wobei ein kleiner Streifen wegfiel. Die Fotografie zeigt die Innenseite des Pergaments, das seit der Auffindung als Leihgabe der Kirchengemeinde im Flur der Schillerschule hängt.

Das Protokollbuch wurde seinerzeit in Ebingen gekauft. Auf seiner ersten Seite steht nämlich, „daß dieses Protokollbuch von dem Herrn Provisor¹ zue Ebingen ist erkauf^t und dafür bezahlt worden von den Censur-Richtern 45 Kreuzer. Justus Christophorus Geilfuß, Pfarrer zue Onstmettingen“. Sein Alter liegt aufgrund der Eintragungen fest. Eingebunden wurde es vermutlich in Onstmettingen. Da zu jenen Zeiten Einbandpapier etwas Kostbares war, verwendete man häufig alte, ausgediente Papiere. Das Notenpapier hatte also um 1701 bereits ausgedient, stammte also sehr wahrscheinlich aus wesentlich früheren Zeiten. Verschiedene Nachforschungen über Alter und Text des Pergamentes blieben zunächst erfolglos, da der Text nicht nur lateinisch, sondern auch mit Kürzungen und Auslassungen geschrieben ist. Die Worte mußten ja zu den Noten passen. Wer selbst schon einmal einen Text handschriftlich unter Noten zu schreiben hatte, weiß, wie schnell man da mit den Worten ins Gedränge kommt. Fachmännische Auskunft erhielt ich schließlich

von Pater Dr. Virgil Fiala, Erzabtei Beuron. Er schreibt:

„Es handelt sich um Verse aus der Michaels-Sequenz² „Ad celebres, rex caelice, laudes cuncta“, die in den Analecta hymnica Band 53 Nr. 190 nach zahlreichen Handschriften und Drucken veröffentlicht ist und die in Frankreich, England, Deutschland, Italien und Spanien in Gebrauch war. Ihre Eigentümlichkeit besteht darin, daß alle Verse auf „a“ enden. Auf den Onstmettinger Fragmenten sind folgende Strophen erhalten (eingeklammerte Teile sind nicht erhalten, der senkrechte Doppelstrich bedeutet: Schnittlinie auf der Fotografie, A. d. V.).

12. [Vos, o Michael,] caeli satrapa,
Gabrielque vera dans verbi nuntia,
...
13. Atque Raphael, vitae vernula,
transferte nos inter] paradysicolas.
14. Per uos patris cuncta
complentur mandata,
que dat eiusdem sophia,
compar quoque pneuma,
una
permanens || in usia;
Cui estis amministrancia
deo milia milium sacra.
15. Vices per bis quinas
bis atque quingentas
vestra
centena millena
assistunt in aula,
ad quam
rex ouem [centesimam
verbigena drachmamque decimam
vestra duxit super agalmata.]

Die in den Analecta hymnica aufgezeigten Varianten stellen die (in Onstmettingen gefundenen) Fragmente in die Nähe der süddeutschen Handschriften. Die Frag-

mente stammen also von einem Chorbuch, entweder einem Sequentiar oder einem Graduale³ des 15. Jahrhunderts. Die Schrift ist die für Missalehandschriften⁴, bzw. überhaupt für liturgische Bücher übliche Textura. Die Noten sind Quadratnoten auf 4 Linien. In Deutschland gebrauchten die Quadratnotation hauptsächlich der Zisterzienser- und der Dominikanerorden, während sonst Hufnagelnotation üblich war. Jedoch muß man bei solchen Zuweisungen vorsichtig sein.“

Nach dieser Bestimmung dürfte das Notentpapier wohl das älteste in Onstmettingen noch vorhandene Schriftdokument sein.

Erklärungen:

- ¹ Provisor = junger, unständiger Lehrer
- ² Sequenz = Gesang in der Meßliturgie
- ³ Graduale = Buch, das Chormeißgesänge enthält
- ⁴ Missale = Meßbuch mit Gebeten, Lesungen und Gesängen



Die Bachnamen unserer Heimat

Von Fritz Scheerer, Balingen
(Schluß)

Der Name Kaunterbach bei der Oberen Ostdorfer Mühle soll nach Springer zu kunt = kleines Herdenvieh gehören, vgl. kunterbunt). Der Name Kohlstattbach bei Oberdigisheim geht entweder auf Rodung oder auf Bereitung von Holzkohle zurück. In Rosenfeld heißt ein südlich geneigter Hang des einstigen Winterbachs schon 1470 nach dem dortigen Weinbau „Weingartenhalde“. Nach 1573 erhielt der Bach den Namen Weingartenbach, den er heute noch hat. Das älteste deutsche Wort für Grenze ist Mark. So wird schon 1429 bei Tailfingen gegen Onstmettingen ein

Marchtal genannt. Der Waldhausbach bei Hausen am Tann kommt vom einstigen Waldhaushof, der noch in seinen Ruinen sichtbar ist. Vom Wannental (Geländeform) und von der Schalksburg kommt der Schalksbach, der eigentlich Schalksburgbach heißen müßte. Der Kilwiesbach bei Schömberg fließt durch die „Kilwiese“, die der Kirche gehört. Im Namen Mamudenbach bei Engstlatt ist nach Springer der Flurname „Mamuten“ entstellt aus Mannmaden. Einen Kilometer südlich Hossingen finden sich über dem Burtelbach (im 14. Jahrhundert Burgtal) Reste einer starken,

wohl im Hochmittelalter erbauten Burg.

Der Känerbach vom Ziegelwasen heißt im Unterlauf Dorfbach, obwohl kein Dorf im Tal liegt. Es kann sich hier nur um den bald nach 1300 abgegangenen Weiler Hardt handeln (erwähnt erstmals um 1130), an den noch der Flurname „Hardt“ und der einstige „Harthweg“ von Weilheim aus erinnern. Am Sennenwalderbach ist wohl im 18. Jahrhundert ein Hof, der zu den drei Waldhöfen bei Hausen gehörte, mit Senne- rei entstanden (heute alles bewaldet), der um 1900 eingegangen ist.

Auf eine Siedlung namens Hochstetten (mundartlich Haostetten) geht auch der Name des Hausterbachs zurück, deren Wirtschaftsfläche vor 1488 auf Brittheim und Bickelsberg aufgeteilt worden ist. In seinem Tal wurden im 19. Jahrhundert die Häselhöfe angelegt. Der Käsentalerbach im Käsental hat seinen Namen entweder nach dem käsigen Wasser oder nach der um Lautlingen altbeheimateten Käseerei. Um 1200 wird dort ein Hof „Cassintal“ als St. Galler Lehen erwähnt. Der Trichtenbach fließt durch Trichtingen (Personenname Trichto). Der Name Betzighoferbach weist auf eine Siedlung Betzighofen hin. Aber ein Betzighofen, das seit 1496 in einem Flurnamen (Bötzkofen, später Bezighofen) auftritt, entbehrt aller urkundlichen Nachweise und ist vielleicht mit dem 1377 genannten Hof zu Niederhofen identisch. Im Engelestäle bei Balingen stand der Engelinshof (Name von Angelika) der St. Katharinenkaplanei, der an den Südhängen Wein anbaute. Beim Zimmertalbach ist das „n“ vom Ortsnamen Zimmern ausgefallen.

Der Harthausertalbach fiel in seinem Oberlauf infolge der völligen Verkarstung trocken. Er ist jedoch in seinen Quelllästen erhalten (von der „Roßstelle“ durch den „Teich“ bis zum „Hohlen Felsen“; die große lichte Weitung der „Schlichte“ und „Kienerhalde“). Ähnlich ist es im Winterlinger Tal, dessen Gefälle seit der Verkarstung durch Erdfälle gestört ist. Beim heutigen Neuweiler befand sich 1113 eine Siedlung Weiler (Wiler) und auf einem Felsvorsprung nördlich davon erhob sich die Weilersburg, zu der der Weiler und die Weilertalmühle gehörten (Weilertal und Weilerbach im Unterlauf „Killer“). Die Namen Haugenbach und Urschbach (oberer Sulzgrabenbach) gehen auf Personennamen zurück.

Namen auf -tal

Sehr häufig trägt das Gewässer, sofern überhaupt eines fließt, keinen eigenen Namen, sondern ist nur der Landschaftseinschnitt, das Tal, benannt. Das Heutal bei Tailfingen kommt vom „Heuberg“ (1445 in höwtal, 1454 in hetal). Im Rossental an der Markungsgrenze war die Pferdeweide, zu der der „Trieb“ führte. Das Wahlental oder Waldstetter Tal war wohl ein Zufluchtsort der vordeutschen (welschen) Bevölkerung (Waldstetten ursprünglich Walahstetten). Die neue Straße nach Bitz geht durch das Braunetstal zum Degerfeld (wie Braunhardtsberg). Das Tennental bei Truchteltingen, von beiden Seiten von Felsen umsäumt, hat seinen Namen von der Geländeform (Tenne). Das „Aisental“ (1555 Flurname „ösenthal“ in einer Truchtelfinger Urkunde) gehörte wahrscheinlich einem Manne namens Ösen, der in einer Urkunde erwähnt ist.

Im Hausener Tal nördlich Binsdorf ist heute keine Siedlung Hausen, doch der Waldnamen Ammelhausen (heute Nammelhausen „in Ammelhausen“) deutet auf eine so benannte Siedlung, die 1333 und 1340 als „Amalahusen“ auch urkundlich bezeugt ist. Der Flurname Schwankemer Tal (1528 Schwankheimer Tal) bei den Harthöfen ist wohl kaum mit einem Ort namens Schwankheim zusammenzubringen. Das Trockental weist eher auf Schwenningen, auf das die durch das Tal führende Straße

ziemlich geradlinig zuführt. Das nach Bubenhofen im Stunzachtal abwärts führende Tal heißt Altheimer Tal, nach der abgegangenen Siedlung Berkheim in der Nähe des heutigen Hofstetten, die durch alamanische Gräber nachgewiesen ist und um 1340 erstmals urkundlich erwähnt wird, als Graf Rudolf von Hohenberg „Berkha“ zu Lehen gab.

Die Siedlung dürfte aber damals schon abgegangen sein, denn in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts wird der Name „Altheimer Tal“ neben „Berghain“ bezeugt und der Name Altheim (das alte Heim) deutet auf das damals schon wüst liegende Berkheim. Zwischen Rosenfeld und Leidringen lag eine weitere Siedlung Berkheim, deren Wirtschaftsfläche auf Rosenfeld, Leidringen und Bickelsberg aufgeteilt wurde. Der Leidringer Anteil heißt 1500 Ussamertal (Ussam = Ausheim), 1714 auch Hausener Tal. Zur Unterscheidung von dem oben genannten Berkheim hat man wahrscheinlich die Siedlung bei Hofstetten Altheim genannt. Auf der Strecke von der Heiligenmühle bis zur Binsdorfer Mühle im Stunzachtal bildete das Bubenhofer Tal einst einen Sonderbezirk mit eigenem Bann, der zur Burg Bubenhofen und dem gleichnamigen Weiler gehörte. Dies sind nur einige wenige Beispiele für die Benennung auf „Tal“, die von andern Orten vermehrt werden können.

Abgegangene Bachnamen

Bei Schömberg wird 1513 ein „Underbach“ und bei Weilheim 1699 ein „Unterbach“ erwähnt. Der Dürrbach bei Tailfingen (1429 „in Dürrbach“) dürfte das heutige „Rollenbächle“ (Name von Trollblumen) sein. Der am Anfang des 14. Jahrhunderts bei Pfeffingen erwähnte Vorbach hängt mit Forchenwald zusammen, 1543 heißt es bei Tailfingen „hinter Stainbach“. Der Markbach (1565) bei Dürrwangen vom „Eisbühl“ zur Eyach bildete in der Talsohle die Scheidelinie gegen Laufen und diese Grenze dürfte schon sehr alt sein. Auch bei Erlaheim gab es einen Markbach. 1490 wird bei Geislingen ein „Käswasser“ (s. oben) genannt. Der Blindfinsterbach bei Rosenfeld muß durch dunklen Tannenwald geflossen sein (heute Sulzbach). Bei Isingen gab es 1699 einen Eylengraben. Der 1488 bei Zimmern u. d. B. erwähnte Hagbach kann an eine mit Gesträuch umfriedigte Stelle erinnern. Der 1488 bei Rosenfeld genannte Müllbach dürfte ein Mühlbach sein, wie das gesamte Rosenfelder Tal (Stunzachtal) ein „Mühlental“ war (einst 11 Mühlen). Für den Hummelbrunnen (Bach auf der Markung Binsdorf) ist im Volksmund der Name Kriegsbach (nach dem Flurnamen „Kriegswiesen“) aufgekommen. Mit der Art des Laufes wurde 1513 der Krummenbach bei Schömberg gekennzeichnet. Winterbach zu Weingartenbach siehe oben!

Mehrnamigkeit von Bächen

Sehr oft führt der Bach von einer bestimmten Stelle ab einen andern Namen. Als Beispiel wurde schon die Steinach erwähnt. Manche Bäche tragen nicht nur zwei, sondern drei oder gar vier verschiedene Bezeichnungen.

Der Bachursprung wird bildlich als Haupt und die Stelle, wo das Wasser aus dem Boden fließt, als Brunnen (Bronnen) bezeichnet: Bronnhaupten = Ort an einer Quelle. Es entspringt hier einer der Quellbäche des Kaltbrunnenbachs, der Talbach, während ein anderer Quellast, der Äblesgraben (von kleiner Au), im Hartwald seinen Ursprung hat. Beide fließen durch das „Tal“ und führen dann östlich der Geislinger Straße den Namen Kaltbrunnenbach (s. oben).

Geislingen liegt in der flachen Mulde des Riedbachs, der mit seinen sieben Quellästen die ursprünglich einheitliche, nach

Osten geneigte Stufenfläche des Posidonienschiefers stark zerschnitten und zerlappt und so in viele zungenförmige Riedel aufgelöst hat. Die einzelnen Bächlein schleichen langsam durch die breiten, zur Versumpfung neigenden Talgründe, so daß der längste Quellast bezeichnenderweise den Namen Riedbach führt. Die ausgedehnten Wiesenflächen werden von der wasserliebenden Kohldistel und den „Trommelschlegeln“ (*Cirsium rivulare*) beherrscht. Auf den harten Kalken (Arietenkalk) konnte der Bach nicht weiter ausräumen. Erst auf Ostdorfer Markung konnte er ein kleines Engtal ausarbeiten und wird nun demgemäß Talbach genannt. Im Unterlauf unterhalb der früheren Kauntertergmühle heißt er Kaunterbach (s. oben).

Der in Endingen mündende Wettbach führt bei Roßwangen den Namen Biberbach, nach dem Biber, der heute bei uns ausgestorben ist. Der zwischen Schafberg und Lochen entspringende Lochenbach heißt von Waldstetten ab Beutenbach (s. oben).

Das Zillhauser Tal, das den Rücken des Hirschbergs vom Albrauf trennt, hat ebenfalls verschiedene Namen. Von Stokkenhausen bis zur Mündung in die Eyach heißt das Fließlein Schalksbach, von Stokkenhausen bis Zillhausen Büttelbach und oberhalb Zillhausen und nach Einmündung des von Osten kommenden Roschbachs „Hinterer Bach“. Dieser bildet sich aus dem vom Fuße des Hundsrucks von Streichen kommenden Aubenbach (von Au = wasserreiche Wiesen) und dem Betzighofer Bach.

Der wasserreichste rechte Nebenbach der Eyach auf Balingen Markung ist der Reichenbach. Diesen Namen führt er aber erst, nachdem sich der Weihentalbach von Heselwangen her (Weih = Gabelweih) und der Langenbach (2 km langer Lauf, Ursprung unter dem „Höchst“) vereinigt haben. Die Markung Engstlatt entwässert der Wertebach mit seinen aus dem Opalnuton kommenden Quellästen des Sulzbaches und des Mamudenbaches. Im Dorf nimmt er als rechten Zufluß den Riedbach auf und führt von da ab bis zur Mündung

den Namen Talbach (eng eingeschnitten).

Die Tieringer haben sowohl für den Oberlauf der Schlichem (Langentalbach) (vom Hörnle bis Tieringen) wie für die Bära (zuerst Kehlenbach = schmale Rinne, Vergleich mit der Luftröhre des Menschen, dann Riedbach) besondere Namen. Noch in jüngster Zeit wird sogar die Schlichem im Ort Unterlänlebach, unterhalb Tieringen Angerenbach (von Anger = Wiesen- und Weideland, das abgemäht wurde) und die Bära nur als das Bächle bezeichnet. Auch die Nebenbäche der Stunzachtal haben auf den einzelnen Markungen verschiedene Namen. So heißt der Bickelsberger Talbach auf Rosenfelder Markung Grunbach und der Leidringer Grindelbach (Grindel = Balken oder Stangen zum Absperren) bei Rosenfeld Sulzbach. Andere Beispiele der Mehrnamigkeit wurden schon oben angeführt.

Die heute noch lebendige Mehrnamigkeit der fließenden Gewässer und ihre treffenden Benennungen dürften Beweis dafür sein, wie eng unsere Vorfahren mit den lokalen Verhältnissen vertraut waren. Den Anwohnern schien häufig nicht das Gewässer in seinem Gesamtverlauf, sondern nur der von der jeweiligen Siedlung gewählte Abschnitt als Einheit, für den dann ohne Rücksicht auf etwa vorhandene andere Bezeichnungen Namen gewählt wurden. Erst die amtliche Kartographie brachte eine Vereinheitlichung der Namen, der sicher früher viel häufigeren Mehrnamigkeit Teilstreckenbezeichnungen zum Opfer fielen. Im Volksmund sind sie oft noch recht lebendig, und man wundert sich bei Befragungen, wie überlieferte Bezeichnungen weiterleben.

Literatur

- Buck, M. R., Oberdeutsches Flurnamenbuch
Fischer, H., Schwäbisches Wörterbuch
Kapff, R., Von schwäbischen Fluß- und Bergnamen
Keinath, W., Orts- und Flurnamen Kreisbeschreibung Balingen
Schröder, E., Deutsche Namenkunde
Springer, O., Die Flußnamen Württembergs und Badens

Das Leberblümchen

(*Anemone hepatica*)



Früher als das Buschwindröschen grüßt uns an humusreichen, lichten Waldabhängungen das Leberblümchen mit seinen schönen blauen Blüten. Gar treffend heißt es in manchen Gegenden Himmelströpfchen. Tritt es in größeren Scharen auf, so sieht es in der Tat aus, als ob der im ersten

Frühling düstere Waldgrund das freundliche Blau des Himmels widerspiegeln. Zu dem eigentümlichen Namen Leberblümchen hat die leberähnliche Gestalt und die blau-rote Farbe der Unterseite der Blätter Anlaß gegeben. Man ließ sich von dem Aussehen der Blätter zu der Ansicht führen, die Pflanze als ein Heilmittel bei Leberkrankheiten anzuwenden. Der lateinische Name *hepatica* kommt aus dem Griechischen und bedeutet ebenfalls Leber (*hepar*).

Während in der Umgebung der Leberblume die meisten Pflanzen im Winter sich in unterirdische Stämmchen (Rhizome) zurückziehen, überwintern ihre ledrigen, dreilappigen, ganzrandigen, langgestielten Blätter vollkommen. Sie kann den Winter in grünem Zustand überstehen. So stammen die entwickelten Blätter vom Vorjahr, während die diesjährigen noch zusammengelegte Blattflächen bilden.

Das Leberblümchen gehört wie die zwei andern Anemonen, Buschwindröschen und Küchenschelle, zu den schönsten Frühlingsverkündern. Im Schwarzwald fehlt es vollständig; erst im Schwarzwaldvorland auf Muschelkalk treffen wir es. Wir wollen dieser Naturschönheit, an den wenigen Standorten, wo sie noch bei uns wächst, unseren Schutz angeeignet lassen.

Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 17

30. April 1970

Nr. 4

Umwelten

Von Rudolf Kerndter, Balingen

Die Heimatkunde, über äußere Zielsetzungen hinaus eine vertiefte Natur- und Kulturbetrachtung auch für die Heimatkundliche Vereinigung im Kreis Balingen, wurde vor fünfzig Jahren unter neue Aspekte gestellt. Im Jahr 1920 veröffentlichte nämlich der Naturforscher Jakob von Uexküll seine „Theoretische Biologie“, deren Grundgedanken 1934 in dem Werk „Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen. Ein Bilderbuch unsichtbarer Welten“ weiterentwickelt wurden und Uexküll als einen Begründer der modernen Verhaltensforschung erscheinen lassen. Er betonte angesichts der zu seiner Zeit umstrittenen Parolen „Mechanismus“ und „Vitalismus“ in der Biologie die Autonomie des Lebendigen und erklärte das Protoplasma als Ganzes übermaschinell. Er wies darauf hin, daß beim Tier schon mit der Eizelle ein Strukturzusammenhang mit Faktoren der Umgebung vorgegeben ist, ein „Funktionskreis“, der die möglichen Beziehungen des Lebewesens zur Umgebung nach Art und Stärke regelt. Der Anteil am Naturganzen, den eine Tierart aufgrund solcher Funktionskreise in ihrer Gesamtheit hat, heißt ihre „Umwelt“, deren Erforschung ohne vermenschlichende Deutungen die Wissenschaft unternimmt und dabei erkennt, daß solche Umwelt eingeschränkt und artgebunden ist.

Jakob von Uexküll wurde in Estland am 8. September 1864 geboren. Auf der Universität Dorpat studierte er Zoologie und arbeitete dann in Heidelberg im Institut des Physiologen Kühne und in der Zoologischen Station in Neapel bis 1903. Mehrere Studienreisen auch nach Afrika lieferten ihm wissenschaftliches Material für sein 1909 erschienenes Buch „Umwelt und Innenwelt der Tiere“. Er wurde 1926 Honorarprofessor an der Universität Hamburg und begründete dort unter schwierigen Umständen das „Institut für Umweltforschung“, das sich durch bedeutende Arbeiten auszeichnete. Auf Capri ist Uexküll am 25. Juli 1944 gestorben.

Das Tier hat eine „Merkwelt“

Von quantitativen Methoden in der Naturforschung, von Maß und Zahl als angebliche Naturerklärung war Uexküll nicht begeistert, vielmehr war es ihm um die Einführung des Subjekts in die Biologie zu tun, um das Erleben eines Tiers, um die Bedeutung der Rollen, die Dinge und Sachverhalte für dieses haben. Die „Tönung der Objekte“, die zu Stimmungen führt, zu spezifischen Reaktionen, liegt auf der Linie, die einst Johannes Müller (1801—1858) mit dem Begriff „spezifische Sinnesenergie“ gekennzeichnet hatte: Das Auge etwa kann auch auf Stoßwirkungen nur mit Lichtempfindungen reagieren. Seinen Begriff „Merkbild“ und „Wirkbild“ erläutert v. Uexküll in seiner Schrift „Streifzüge...“, an der auch Georg Kriszat mitgearbeitet hatte, mit dem Verhalten eines jungen Negers: Diesem war | zunächst | eine Leiter und ihr Gebrauch | unbekannt, er sah nur Stangen und Löcher (Merkbild), erlernte aber bald das Leiterbesteigen (Wirkbild). Ähnlich hat das Tier eine Merkwelt und Wirkwelt; fehlt oder verändert sich das Gemerkte, dann kann, wie Uexküll sagt, das Suchbild das Merkbild vernichten. Sein Beispiel: Beim Mittagessen stand täglich ein irdener Wasserkrug vor seinem Platz. Eines Tages wurde statt dessen eine Glaskaraffe hingestellt; Uexküll, der sie nicht sah und Wasser verlangte (Suchbild), mußte darauf aufmerksam gemacht werden, daß ihm ja Wasser in der Karaffe zur Verfügung stand. Von Suchton, Schutzton, Woh-

nungston, Nahrungston usw. ist beim Tier die Rede, wenn etwas Allgemeines das Ziel ist: Hunger z. B. erzeugt den „Freßton“ und erst, sagt Uexküll, „nachdem die Kröte einen Regenwurm oder eine Spinne gefressen hat, gesellt sich ein bestimmtes Suchbild hinzu“.

Flugstraße der Wandervogel

In seiner „Bedeutungslehre“, die Uexküll unter das Motto stellte „Meinen wissenschaftlichen Gegnern zur freundlichen Beachtung empfohlen“ und die ihren Wert nicht nur im Erscheinungsjahr 1940 bewies, ist „Formbildungsregel“ und „Bedeutungsregel“ ein wichtiger Begriff. Uexküll illustriert ihn an einem Beispiel: „Die Formbildungsregel der (Nacht)-Schmetterlinge enthält von vornherein die Anweisung, ein Gehörorgan auszubilden, das auf den Pieplaut der (feindlichen) Fledermäuse eingestellt ist. Ganz unzweifelhaft ist es hier die Bedeutungsregel, die auf die Formbildungsregel einwirkt, damit dem Bedeutungsträger sein Bedeutungsverwerter gegenübertritt und umgekehrt“; das heißt, der Pieplaut ist unter Fledermäusen ein Erkennungszeichen in der Dunkelheit, für Nachtschmetterlinge ein Feindeslaut. Mit dem Begriff „magische Umwelten“ versucht Uexküll unter dem Hinweis auf Erfahrungen von Forschungsreisenden bei primitiven Völkern auch rätselhafte Handlungen gewisser Tiere zu erklären: Auf „bekanntem“ Weg lösen empirische Merk- und Wirkzeichen einander ab, auf „angeborenem“ Weg werden diese zur unmittelbaren magischen Erscheinung. Bezüglich der Flugstraße der Wandervogel sagt Uexküll „Die Kontinente tragen, nur den Vögeln sichtbar, den angeborenen Weg... der sowohl durch den Sehraum wie durch den Wirkraum führt“.

Der Begriff „Heim“ und „Heimat“

Als ein Umweltsproblem stellt sich auch der Begriff „Heim“ und „Heimat“ dar: Das Nest, die Wohnhöhle, der Stock bilden das „Heim“, in dem das Tier tatsächlich haust; das Beutefeld im nahen Umkreis ist die „Heimat“, das den Artgenossen in verschiedener Weise kenntlich gemachte Herrschaftsgebiet, in dem keine Übergriffe geduldet werden. Eigenartig ist der „Schon-

bezirk“ der Greifvögel: Wenn deren Junge aus „Nestlingen“ zu „Ästlingen“ werden, also im Geäst der dem Nest benachbarten Bäume sitzen, dann könnten sie zur Beute der eigenen Eltern werden, wenn die Raubvögel nicht die „Gewohnheit“ hätten, etwa im Umfeld von 100 m im Nestbezirk keine Beute zu schlagen, so daß Singvögel dort ruhig nisten können.

Allgemein wird der Lebensraum mit „Biotop“ bezeichnet, der geradezu zum Schnittpunkt ganz verschiedener Umwelten werden kann. Uexküll will von „Zielhandlungen“ bei niederen Tieren nichts wissen und weist auf einen „Naturplan“ hin, der das Tier „einklinken“ läßt, also in seinen Reaktionen auf einen gewissen Funktionskreis festlegt. Eine Henne geht einem piependen Küken sofort nach, beachtet es aber nicht, wenn dieses unter einer vor ihr stehenden Glasglocke piept und deshalb nicht gehört wird. Das Einklinktsein schafft eine spezifische Umwelt und so kann etwa ein Baum zwar zum gemeinsamen Heim, aber zum Bezugspunkt der verschiedensten, den Biotop funktionell aufspaltenden Umwelten werden. Man denke sich unten am Baum das Nest einer Wühlmaus, in der Baumrinde Käfer, im Geäst Nester von Eichhorn und Vogel: Für den Käfer ist das Eichhorn weder im Merk- noch Wirkbild vorhanden, die Wühlmaus hat mit dem Singvogel wahrscheinlich nichts zu tun, es sind getrennte Welten auf kleinstem Raum ohne direkt wahrnehmbare Beziehungen.

Gemeinschaftssphäre der Menschenwelt

Der Naturforscher Adolf Portmann wandte sich gegen Uexküls Versuch, seine Umweltlehre auf den Menschen auszuweiten. Das Tier ist durch Erbgeschehen auf art eigene Reaktionen und damit auf eine spezifische Umwelt festgelegt. Es kann, menschlich gesprochen, unter Tieren keinen Disput über Weltanschauungen geben. Die Menschen sind nach Rasse, Volk und Kultur sehr verschieden, aber, wenigstens grundsätzlich, nicht so hoffnungslos auf spezifische Reaktionen eingeklinkt, daß damit kein Verstehen und Sich-Verständigen hinsichtlich anderer „Umwelten“ möglich wäre. Portmann spricht von einer Gemeinschaftssphäre der Menschenwelt und nennt im Gegensatz zu dem umweltgebundenen Verhalten der Tierarten den Menschen „weltoffen“. Offen im deutenden Sinn ist ein Lebewesen, wenn es seine „Innerlichkeit“ in beobachtbaren „Außerlichkeiten“ darbietet. Das Lebendige hat einen Doppelaspekt, der Verhaltensforscher will — ähnlich wie der herkolologisch arbeitende Graphologe — von außen her die Grenzen des Innen abtasten. Er untersucht das Erbgefüge, die Reizbeantwortung, die Stimmung, kurz die tierische „Befindlichkeit“ als psychosomatische Einheit, also ohne Aufspaltung in Komponenten wie Leib, Seele, Geist oder etwa Bios und Logos in der humanen Situation. Typisch für die „Wissenschaftlichkeit“ der modernen Biologie ist es aber, daß man auch nur den Anschein vermeiden möchte, „Spekulationen“ des Vitalismus zu akzeptieren: Hans Driesch sprach von der „Entelechie“, einer Zielstrebigkeit des Lebendigen, einer Wirkmächtigkeit letztlich metaphysischer Reali-

tät. Uexküll operierte mit dem Begriff „Planmäßigkeit“, wobei sozusagen die Instinkthandlung aus einem mitgegebenen Naturplan erklärt wurde. Man ist heute mit „Erklärungen“ vorsichtiger und wendet sich mehr dem Wenn—Dann des Conditionalismus zu. Im Effekt bleibt man aber so trotz allen Studiums von „Innerlichkeiten“ an der Außenseite hängen. Die Tiefenpsychologie, die die latente Persönlichkeit, der Physiker, der etwa Infra- und Ultrabereiche des Wellenspektrums erforscht, dringt zwar in noch reichlich unbekannte Welt des Phänotypischen ein, gelangt aber noch nicht zur Wesenschau. Gewisse Parapsychologen haben eher Aussicht, in ganz neuer Umwelt „der größeren Wirklichkeit“ zu begegnen.

Heimatkunde wird zur Erdkunde

Der Geograph Ewald Banse hat in seinem Werk „Biozönotische Geographie der Gegenwart“ darauf hingewiesen, daß „die Verbindung sämtlicher erdkundlichen Elemente einer in sich abgerundeten Erdstelle, ihre geographische Quersumme, das Milieu“ sei und daß man | nach ihm | nur | die Erdhülle gliedern könne. „Das feste Land der Erdoberfläche besteht demnach aus einer Reihe von Erdteilen, deren jeder sich vor den andern durch ein bestimmtes, nur ihm eigenes Milieu unterscheidet.“ Banse verwirft die unbegründete Einteilung in 5 oder 6 Erdteile und unterscheidet 15 Erdteile, die sich als sinnvolle Einheiten einer natürlichen Gliederung anbieten. Der Begriff „Heimat“ erhält so eine globale Ausweitung und die „Heimatkunde“ wird zu einer Erdkunde, die die Umwelten verschiedener Menschengruppen beschreibt und gegeneinander abgrenzt. Man könnte auch sagen, die engere Heimat wird als kleiner Teil eines großen Ganzen erkannt, das partiellen Beziehungsgefüge eine weiterreichende Bedeutung verleiht; die Relativitätstheorie spricht von Bezugssystemen. Nach Banse sind „natürliche“ Erdteile: Europa, Orient (einschließlich Nordafrika), Großsibirien (einschl. europ. Rußland), Mongolien, Indien, Ostasien, Nigritien (Mittel- und Südafrika), Großaustralien (einschl. gewisser Südseeinseln), Ost-Südamerika, Andina (West-Südamerika), Mittelamerika, Nordamerika, Kordilleria, Arktis und Antarktis. Zum Kreis solcher Betrachtung zählen aber auch die Weltmeere, wobei die blaue Wasserfarbe mehr auf warme, die grüne mehr auf kalte Klimate hinweist. Interessant ist, daß man je Quadratkilometer Meeresfläche mit etwa 150 000 kg organischer Stoffe rechnet, die sich aber nach den Biotopen differenzieren: Am Cold-Wall z. B. besteht eine faunistische Grenzlinie zwischen kaltem Polarwasser und wärmerem des Golfstroms.

Das „Milieu“ als Einflußsphäre

Der von Banse angesprochene Begriff „Milieu“ bedeutet sprachlich zunächst milieu (mi = medius = mittel; lieu = Ort), also etwa „Ortsmitte“ als charakteristischer Sammelpunkt, um den sich ein mehr oder weniger von ihm abhängiges Randgebiet, eine Peripherie als Umwelt gruppiert. Uexküll spricht von kontrapunktischen Beziehungen zwischen den Umwelten und empfiehlt das Partiturlesen mit dem Hinweis, daß erst die Beziehungen der mittels der Musikinstrumente erzeugten Luftwellen zum menschlichen Gehörorgan und zur Psyche die Melodie und Harmonie schaffen. „An Stelle der Harmonie in der musikalischen Partitur tritt die „Bedeutung“ in der Naturpartitur, die als Brücke dient, um zwei Naturfaktoren miteinander zu vereinigen“: z. B. hat „das Gehäuse, das die Schnecke trägt, für sie einen Wohnton“; das leer gewordene Gehäuse gewinnt „für den Einsiedlerkreb einen ihm entsprechenden Wohnton. Und dieser Gleichklang wird in der Komposition Schnecke—Einsiedler aus-

genutzt“. Das „Milieu“ als Einflußsphäre kann in gewisser Hinsicht mit dem verglichen werden, was der Physiker „Feld“ nennt, das Raumgebiet, in dem auf Materie (z. B. magnetische) Kräfte ausgeübt werden. Etwas populärer gefaßt: Unser Zimmerofen heizt zwar mehrere Räume, aber nicht die ganze Gegend; sein Wärmefeld ist also begrenzt oder überschneidet sich vielleicht mit den Feldern anderer Öfen. Das Warmgebiet kann man ein Milieu heißen, für die Überschneidungen mit ihren Interferenzerscheinungen bietet sich ein physikalischer Vergleich: „Still ruht der See“, wir werfen aber jetzt einige Steine in das Wasser und beobachten die sich ausbreitenden und einander durchdringenden Wasserringe. Dieses Wellenspiel entspricht genau der mangelnden Trennschärfe bei unserem Radioapparat: Sender überlagern sich, wir hören sozusagen mehrere Umwelten gleichzeitig, wobei mit Umwelt im weiteren Sinn nicht nur die Senderfrequenz, sondern der jeweilige Inhalt der Sendung gemeint ist. Und schon hier merken wir, daß uns Welten umgeben, vor denen uns Selektion, trennscharfe Wahl schützt und das vielleicht nicht immer genehme Milieu aufbaut. Unsere Sinne bieten uns nur einen kleinen Ausschnitt der Welt, und ohne Apparat sehen und hören wir nichts vom Programm der vielen Sendestationen. Vom Übersinnlichen her wollte der Maler Paul Klee Unsichtbares sichtbar, der Komponist Strawinsky Unhörbares hörbar machen. In beiden Fällen würde Milieu geschaffen. Die Heimatkunde beschäftigt sich mit dem zugänglichen Milieu, wobei es üblich geworden ist, von den „Umwelten“ von Tieren und Pflanzen zu reden, dagegen das Wort „Milieu“, allerdings ohne scharfe Unterscheidung, für menschliche Beziehungen vorzubehalten.

Eine biologische Milieutheorie

Schon vor Uexküll hatte Geoffroy Saint-Hilaire (1772—1844) eine biologische Milieutheorie geschaffen, nach der Umwandlungen bei der Entwicklung der Tierarten durch Umwelteinflüsse bestimmt sind. Der Geschichtsphilosoph und Positivist Taine (1828—1893) verstand unter Milieu die physische, geistige, soziale und kulturelle Umwelt und ließ außer Rasse und jeweiliger historischer Lage das Milieu maßgebend sein; dazu komme beim Genie die „faculté maitresse“, die überragende Befähigung. Eine sozialistische Milieutheorie stellte der englische Wirtschaftler Owen (1771—1858) auf. Pfahler definierte in seinem „System der Typenlehre, 1936“: „Das Milieu als Gegenpol zur Anlage ist der Entwicklungsraum und -stoff, durch den eine Anlage ihre Wege und Umwege sucht.“ Und fragt man nun, wie es um die Willensfreiheit des Menschen steht, der sich zwischen Erbkräften und Umweltseinwirkungen bewegt, dann erklärt ihn die Milieutheorie nicht für sittlich voll verantwortlich. Nun setzt man aber beim Verantwortungsbewußtsein voraus, daß der Mensch unbeschränkte Freiheit habe; „unbeschränkt“ ist aber zugleich der Hinweis, daß es Schranken gibt, eine ethische Norm, eine fordernde Umwelt. Kant suchte für die Praxis einen Ausweg mit dem Begriff der „transzendentalen Freiheit“. Sie bedeutet „die Bedingungen der Selbstbestimmung des Willens durch sein eigenes Gesetz, wodurch eine neue Kausalreihe in der Welt der Erscheinungen beginnt“. Bei genauerem Zusehen kündigt sich hier nur eine Instanzenverlegung an, je nachdem man das „eigene Gesetz“ in der Veranlagung des Menschen oder im Metaphysischen sucht. Für den Marxismus ist die Willensfreiheit eine Fiktion, denn der Mensch handle trieb- und milieubedingt. Bei den Existenzphilosophen spielt die „Selbstwahl“ eine Rolle: Nach Heidegger kann der Mensch in seiner „Geworfen-

heit“, also tragischen Ausweglosigkeit seines Daseins, sich selbst als eigentliches, vollwertiges Dasein wählen. Für Jaspers gilt es, das Weltsein in der Selbstwahl zu überwinden und sich zur Transzendenz des Umgreifenden aufzuschwingen; dabei ist das „Umgreifende“ das, was in der Subjekt-Objekt-Spaltung zur Erscheinung kommt: „Alles, was mir Gegenstand wird, tritt aus dem Umgreifenden an mich heran und ich als Subjekt aus ihm heraus.“ Kant hatte den Bereich der möglichen Erfahrung mit „Immanenz“, das Unerforschliche mit „Transzendenz“ bezeichnet. Der Philosoph Nic. Hartmann betonte die Urgeschiedenheit von Erkennendem und Erkanntem; Jaspers betrachtete es als den höchsten Grad der Existenzerhellung, mit der Entzifferung der „Chiffreschrift der Transzendenz“ zum „Hören“ einer dem Verstand nicht faßbaren Wirklichkeit zu gelangen. Nach Sartre ist die Freiheit nicht eine Eigenschaft, sondern die Substanz des Menschen. Treten die Dinge aus ihrer Indifferenz heraus und ordnen sich zu einer Situation, dann ist es der Mensch, der das Niveau bestimmt. Er hätte ja — nach dieser nicht unbestrittenen Auffassung — sich auf ein anderes freigewähltes Ziel hin entwerfen und damit eine andere, auf keinen Fall entschuldige Situation herbeiführen können.

Große Aufgaben der biologischen Forschung

Man sieht bei solchen philosophischen Erwägungen, wie kompliziert der Umweltbegriff werden kann. Die biologische Forschung hat hinsichtlich Tier und Pflanze noch große Aufgaben, es lassen sich aber die Umwelten, wie Uexküll sie geschildert hat, besser überblicken. So haben etwa die Gesellschaftsprobleme beim menschlichen Milieu ihre einfacheren Vorstufen in der Vergesellschaftung von Pflanzen und Tieren. Strenge Isolierung kennt die Natur kaum, es leben vielmehr Pflanzen im soziologischen Verband, desgleichen Tiere im Rudel, in der Herde, auf unterer Stufe mit Pflanzen verbündet zusammen. Für Artgenossen ist dann eine solche Gesellschaft eine eigene Umwelt, ein spezifisches Reaktionsfeld, das sich deutlich von anderen abhebt. Zu den „Pflanzenvereinen“ zählen z. B. die Wiese, das Feld, der Garten, das Moor und, als Endstufe aller Vegetationsentwicklung, der Wald. Das gesetzmäßige Verbundensein bekundet sich z. B. mit den Buchenbegleitern: Um diesen Waldbaumscharen sich Märzblumen, Hohlwurz, Einbeere, Zahnwurz, Perlgras, Haselwurz und noch zahlreiche andere Pflanzen. Trifft der Forstmann auf diese Pflanzengesellschaft, dann weiß er, daß sich dort ein Buchenwald begründen läßt. Zu den Ruderalpflanzen, ehemaligen „Menschenbegleitern“, zählen etwa Brennessel, Natternkopf, Beifuß, Gänsefingerkraut. Eiszeitrelikte sind z. B. die Herbstzeitlose, Krokus und Haselwurz; zu den „Einwanderern“ zählen Stechapfel, Tulpe, Kastanie, Flieder, Jasmin, also Bürger ursprünglich anderer Umwelten. Es bestehen aber große Naturzusammenhänge und die Lebensgemeinschaften sind Gleichgewichtsformen der Natur, „der ständig überwachte Ausgleich der Daseinsberechtigungen“. Für den Naturschutz, heute bereits zum Menschenschutz geworden, gelten noch andere Gesichtspunkte, aber das „Europäische Naturschutzjahr 1970“ will zunächst gefährdete „Umwelten“ erhalten. Dabei ist Umwelt nicht nur das Reizende, das jetzt Lebende, sondern man schützt auch gewisse Fossilager, Versteinerungen als Zeugen längst vergangener Welten.

Der Mensch ist das Maß aller Dinge

Eine Umwelt denken wir uns irgendwie um eine Mitte gruppiert. Über das Biologische hinaus sucht Hans Sedlmayr diese Mitte in der Kunst als zwischen dem Geist

und den Sinnen stehend. Moderne Kunst bedeutet nach seiner Auffassung „Verlust der Mitte“, Abgleiten vom Menschlichen und vom Maß. Schon die Antike hatte mit einigem Recht postuliert „Der Mensch ist das Maß aller Dinge“, denn was über sein Maß hinausgeht, ist fremde, kaum verstehbare, ja als lebensfeindlich erscheinende Umwelt. „Jeder Engel ist schrecklich“ sagte der Dichter Rilke und meinte damit die Überdimension des Numinosen. Aber schon Uexküll hat es versucht, den Menschen in funktionale, vielleicht schwerverständliche Umweltsbeziehungen miteinzuschließen, ohne ihn, wie etwa Portmann, ganz in die Freiheit des Denkens und Sichverständigens zu entlassen. In der Tat, in vielem bleibt der Mensch biologisch gebunden und verharret deshalb in einer anthropologisch zu fixierenden Umwelt. Aber seine geistige Potenz und Freiheit ermöglicht es ihm andererseits, in andere Umwelten analytisch oder seiner schöpferischen Phantasie folgend einzudringen. Man kann hier mit trivialen Beispielen beginnen, etwa mit der Rosa-Brille, durch die gesehen sich die Umwelt ganz anders ausnimmt. Der Wissenschaftler benützt Mikroskop und Teleskop, um den engen Alltagshorizont zu sprengen und in die Wunderwelt des Mikro- und Makrokosmos vorzustoßen. Im Traum begegnen wir einer ganz anderen Welt, beim Wachsein unterscheidet sich wieder die Nahwelt der Frau von der Sicht des Mannes, die Umwelt des Kindes von der standardisierten bürgerlichen Welt des Erwachsenen. Was wir Zeitgeist nennen, entpuppt sich, wenigstens den Auswirkungen nach, als eine temporäre Umwelt, die die verschiedensten Bedingungen und Komponenten hat. Die vierte und x-te Dimension der Mathematik ist unseren Sinnen nicht unmittelbar zugänglich, aber vielleicht als Denkmodell möglich. Wir ahnen weitere Seinsbereiche und deren wahrscheinliche Gesetzmäßigkeiten, müssen aber vergleichend alles auf das Irdische beziehen, um einiges Verständnis für fremde Phänomene zu gewinnen. Man hat jetzt den Mond umrundet und kennt nun seine Rückseite. Eine nicht materialistisch orientierte Wissenschaft muß es sich deshalb angelegen sein lassen, nicht beim Vordergrund stehen zu bleiben und die immer feinere Beschreibung der Außenseite nicht als „Erklärung“ auszugeben: „Metaphysik“ bedeutet „hinter den Dingen“ und das Wort „re-ligio“ bringt zum Ausdruck, daß „Rück-Verbindung“ mit einer letztlich göttlichen Welt besteht. Im weitesten Sinn wirkt alles auf alles, z. B. durch Radiästhesie schon experimentiell nachweisbar als „Rück-schwingungsbrücke“. Auch von dem kann es eine Wissenschaft geben und es ist deshalb rückständig, wenn materialistische Wissenschaftler sich für nicht zuständig erklären, weil über nüchternes Erforschen der Außenseite hinaus keine Möglichkeiten bestünden. Es ist gut, daß z. B. die nicht allzu animistisch orientierten Parapsychologen mit solchen Vorurteilen aufräumen.

Großartige Verwandlungsfähigkeit

Heimat ist Natur und Kultur zugleich und damit eine dem Menschen übergeordnete Weltstufe. Heimatkunde wird damit in Erweiterung von Uexkülls Forschungen zu einem Studium von Umwelten, in denen wir gewohnheitsmäßig leben oder die wir uns forschend und überdenkend aufbauen können. Gerade diese großartige Verwandlungsfähigkeit hebt uns über das Tier hinaus einer geistigen Heimat entgegen, von der wir ausgegangen sind. „Der oberste und erste Lebensbegriff“, sagte der Naturforscher Francé, „lautet für einen wahrhaft Naturgebildeten: Dein Vaterland, deine Ahnen, dein Volk, dein Heimatort, dein Herkommen und deine heimische Natur, das sind deine Heiligtümer. Ihnen mußst du dich einordnen, denn nichts anderes ist der Sinn des Lebens, als daß wir nur ein Teil

sind, kreisend wirkend in einem Ganzen und für das Ganze.“

Wir können dieses Ganze zunächst als unseren gewohnten, jetzt erlebten Wirkraum empfinden, wir können aber auch geschichtliche Spuren als Marken eines Entwicklungsganges verfolgen, plötzlich veränderte Verhältnisse oder leisen Stilwandel durch sublimale Neuformung. Global erweitert sich der Umweltsbegriff durch

Reisen in fremde Länder; nicht nur Phantastik bedeutet unsere Beschäftigung mit fernen Planeten und deren möglichen Bewohnern. Umwelt im erhabensten, unser Lebensgefühl steigernden Sinn wird dann der Kosmos, die große Heimat, von der Angelus Silesius sagte: „Die Welt ist meine See, der Schiffmann Gottes Geist, das Schiff mein Leib. Die Seel ist's, die nach Hause reist.“

Bezugsfülle von Glaube und Kunst

Sehenswürdigkeiten des Klosters Kirchberg — Heute Stätte stiller Einkehr
Von Helmut Hauser, Balingen

Über das von Balingen 20 km entfernte ehemalige Kloster Kirchberg Gemeinde Renfrizhausen ist schon viel geschrieben und geredet worden, auch bieten sich dem Fotografen lohnende Ziele. Dies alles ist nicht verwunderlich, denn das Kloster weist eine reiche Bezugsfülle von Glaube, Kunst, Geschichte und Natur auf. Schon lange vor der Gründung des Klosters war an jener Stelle ein Rittergeschlecht ansässig, das sich danach schrieb. Schon 1095 erscheint zu Haigerloch bei der Vergabung an das Kloster St. Georgen auch ein Ritter Arnold von Kirchberg. Das später durch fromme Frauen gegründete Kloster wurde in aller „rechtlichen Form“ 1245 durch Papst Innozenz IV. dem Dominikanerorden unterstellt. Der Besitz wurde rasch gemehrt, so gehörten bald der Weiherhof zum Kloster, Mühlen in Renfrizhausen und Mühlheim, Weinberge in Wurmlingen und Rottenburg und zahlreiche Höfe und Güter der näheren und weiteren Umgebung. Ein volles Jahrhundert hindurch wehte nur adelige Luft durch die Klosterräume und erst nach und nach trat das bürgerliche Element in den Vordergrund.

Die Grafen von Hohenberg zeigten dem Kloster ihre besondere Gunst. Wohltätigkeiten erwiesen auch die Grafen von Sulz und die Tübinger Pfalzgrafen. Scholastische Frömmigkeit, die Lebensfreude der Renaissance, dahinraffende Pest in den Zwanzigerjahren der Reformationszeit, zweite Blütezeit und Neubelebung des Chorgebetes, bereichernde Kirchenmusik, rege Bautätigkeit und schließlich die Aufhebung des Klosters 1806 waren die Akzente durch mehr als fünf Jahrhunderte. Eineinhalb Jahrhunderte lang wollte sich kein Liebhaber finden, der sich um eine sinnvolle und würdige Verwendung des Klosters bemüht hätte. Vor etwas mehr als hundert Jahren brachen die Rosenfelder den Ost- und Südflügel und den nördlichen Kreuzgang ab. Sie verwendeten das Material zum Wiederaufbau ihres abgebrannten Städtchens. Erst 1958 trat eine Wende ein, als die Evangelische Michaelsbruderschaft Kirchberg entdeckte und es zu einer Stätte stiller Einkehrtage und geistlicher Wochen ausersah. Das altherwürdige Tor zum Nonnenfriedhof, die beiden Fensterreihen des Kreuzganges mit ihrem feinen gotischen Maßwerk und die schönen, schmiedeeisernen Grabkreuze sind Sehenswürdigkeiten hinter dem repräsentativen Westflügel.

Ältestes Kunstwerk des Klosters

An der Nordwand des Kirchenschiffes befindet sich heute eine Lünette; sie ist



Kloster Kirchberg mit Fischweiher

Foto: H. Hauser

wohl derzeit das älteste Kunstwerk des Klosters. Diese Lünette befand sich ursprünglich am Kreuzgang des Südflügels. In romanischer Bildersprache stellt sie = (kleiner Mond, halbkreisförmige Fläche über einer Türe) den Lebenskreis des Gotteslamms mit Kreuz und Siegesfahne dar. Schwein, Bock und Löwe stehen außerhalb des Eichenlaubs, sie sind wohl als Sinnbilder der wüsten, geilen und wilden Leidenschaften des Menschen zu deuten. Nach Dr. Ilse Baier ist die Lünette der Form nach gotisch — das Eichenlaub weist darauf hin — dem Motiv nach aber romanisch. Die Grabplatten auf beiden Seiten des Chores fallen durch ihre klare und schöne Steinmetzarbeit auf. Hier ruhen u. a. Graf Burkhardt III. von Hohenberg (1237 - 1253), der Gründer des Klosters, Graf Albert II. und Gräfin Margareta von Fürstenberg. Graf Albert (Albrecht) II. von Hohenberg und Haigerloch, der Minnesänger genannt, brach viele Raubritterburgen, er fiel im Kampf gegen Herzog Otto von Bayern am 17. April 1298 bei Leinstetten. In diesem seinem letzten Kampfe ist er in der Großen Heidelberger Liederhandschrift (Manessische Handschrift) aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts dargestellt. Eine Tochter von ihm trat 1291 als Nonne ins Kloster Kirchberg ein; in der Erzählung „Die Himmelsbraut“ hat ihr Professor Schmid ein Denkmal gesetzt, ihre Grabstätte ist unbekannt. Die schöne

alte Barockorgel fand nach ihrer Überholung einen neuen Platz. Als diese Orgel bei der Übernahme des Klosters durch die E. M. B. und den B. D. zur Renovierung fortkam, blieb der Luftschacht, der einst den Blasebalg mit dem Orgelwerk verband, zurück. 1963 sollte er mit dem übrigen Gerümpel verbrannt werden, doch in letzter Minute wurde er davor bewahrt. Es zeigte sich, daß er innen mit beschriebenen und bedruckten Pergamenten und Papieren beklebt war. Offenbar war der Luftschacht einst undicht geworden, und da mochten ihn wohl die Nonnen zur Verdichtung mit alten Pergamenten verklebt haben. Es waren herausgerissene Blätter aus alten Notenbüchern. Sie wurden dann sehr sorgfältig herausgelöst, geordnet und präpariert: es waren Handschriften und Drucke aus der Zeit vom 12. Jh. bis 18. Jh. Was brauchbar war, wurde gerahmt oder gebunden und ist nun im Archiv des Klosters Kirchberg aufbewahrt.

Bewunderung und Schmunzeln

Die geschnitzten Seitenwangen an den Bänken der Kirche lösen immer wieder Bewunderung und Schmunzeln beim Betrachter aus. Die einfallsreiche Darstellung des Todes in vielfacher Gestalt, die spöttische Darstellung eines Franziskanerbruders aus Bernstein mit einem Krüglein neben sich und andere neckische Schelmereien lassen einen gern dort verweilen. Auf dem letzten Bild links lernt man den Meister selber kennen. In seiner liebevoll dargestellten Werkstatt hängt als Zeichen magerer Kost der Brotkorb ziemlich hoch. Der Schnitzer schüttelt abwehrend und zugleich abschiednehmend die Hände. Daß dieses Bild noch heute in der Kirche seinen Platz hat, ist ein gutes Zeichen für den damaligen Humor des Künstlers und Auftraggebers zugleich. Auf der Rücklehne der Bank steht LMB 1748, bei MB könnte man an Monasterium Bernstein denken.

Beachtenswerte Kunstwerke waren einst auf dem Kirchberg. Oft durch abenteuerliche Wege und Umstände kamen sie an andere Orte. Ich denke an den sogenannten „Gruoler Reliquienschrein“ aus der Mitte des 12. Jh. Er ist eine Kupferemallarbeit mit Vergoldung. Von hier aus über das Frauenkloster Gruol kam er in das Museum nach Sigmaringen und später nach Frankfurt, dort ist er im Kunstgewerbemuseum aufbewahrt. 1961 wurde er in einer großen Kunstausstellung in Barcelona der Weltöffentlichkeit gezeigt. Die Pyxis von Rottenburg (= ein Gefäß zum Aufbewahren von Hostien) befand sich ebenfalls im Kloster Kirchberg, sie kam um 1860 bei einer Renovierung der Klosterkirche nach Rottenburg. Dieses Kunstwerk des frühen 13. Jahrhunderts ist eine Grubenschmelzemaillarbeit, kupfervergoldet und nur 11 cm hoch; sie ist eine Exportarbeit aus Limoges in Frankreich.

Ein Prachtstück der Schwestern

Das „Kirchberger Chorbuch“ wanderte in die Landesbibliothek nach Stuttgart, es ist ein Werk des ausgehenden 15. Jahrhunderts. Dieses liturgische Buch enthält Texte und Noten der Chorgesänge von Messe und Stundengebet. Das „Kirchberger Chorbuch“ hat das Vierliniensystem der Gregorianischen Musik und ist im Gegensatz zur germanischen oder Hufnagelnotation in römischer oder Quadratnotation geschrieben. Das gut erhaltene Buch ist metallbeschlagen und sehr groß (56 auf 38,8 cm). Die Nonnen mußten von einem Halbkreis aus alle aus diesem einen Notenbuch singen. Seine bunte Ornamentik, sein leuchtendes Farbenspiel und zwei goldplattierte große Anfangsbuchstaben erhöhen den Wert dieses herrlichen Chorbuches. Auch der Palmesel in der Wurminger Kapelle, eine Plastik aus der Zeit um 1450, entstammt dem Kloster Kirchberg, ebenso die „Marienklage“ im Klosterle zu Ravensburg. Die Schwestern dort sind auf dieses Werk des 16. Jahrhunderts stolz, ja sie nennen es „ihr Prachtstück“,

sie wissen auch, daß es von Kirchberg stammt.

So wäre noch manches wertvolle Stück zu nennen, das von Kirchberg seinen Weg nahm, man denke bloß an die Archivalien im Kloster St. Peter in Kärnten... besonders der schöne alte Kirchheim-Kirchberger Pergamentfoliant. Doch über die abenteuerlichen Wege der Kirchberger Kunstgüter einmal später.

Bärenlauch (*Allium ursinum*)

Der Bärenlauch- oder Waldknoblauch bedeckt oft ganze Hänge und Schluchten feuchter, schattiger Wälder und macht sich schon von weitem durch seinen Knoblauchgeruch bemerkbar (*Allium* = starken Geruch verbreiten). In Gesellschaft von Pflanzen, die als Feuchtigkeitsliebend bekannt sind (Christophskraut, Hohe Schlüsselblume, Aronstab, Milzkraut usw.) fühlt er sich wohl. Die Feuchtigkeit des Bodens bemerkt man ohne weiteres; es handelt sich um wasserzellige Lehm- und Mergelböden. Als Schattenpflanze hat der Bärenlauch im Gegensatz zu den andern wildwachsenden Laucharten (Felsenlauch, Gemüselauch usw.) keine schmalen linealen oder röhrenförmigen Blätter, sondern deutlich gestielte und elliptisch-lanzettliche, so daß sich eine ziemlich ansehnliche assimilierende Blattfläche ergibt, eine Anpassung an den Waldesschatten. Diese Anpassung kann unmöglich bloß Zufall sein und bleibt ein wundervolles Schauspiel. Doch es sind noch andere vorhanden. Auffallend ist auch bei allen Schattenpflanzen ein Schutz gegen Tierfraß entweder durch Gift oder durch einen den Tieren widerwärtigen Zellinhalt. So zeigt der Bärenlauch trotz seines kraftstrotzenden Leibes selten eine Verletzung, da das Knoblauchöl ihn gegen Tierfraß schützt. Sein geselliges Auftreten in großen Scharen ist durch eine doppelte Art der Vermehrung gewährleistet, nämlich durch eine unter und über dem Boden, denn die Blütenbestäubung ist im schattigen Wald mit Schwierigkeiten verbunden. Der Bärenlauch vermehrt sich daher in der Hauptsache ungeschlechtlich durch Brutzwiebeln, die in den Achseln einer Zwiebelchuppe entstehen und mittels nachträglichen Wurzelzugs von der Mutterpflanze entfernt werden. Dann ist er aber auch noch eine Ameisenpflanze, d. h. die Früchte in Form von Kapseln, die sich aus der weißen



Scheindolde nach der Bestäubung gebildet haben, entwickeln besondere Ölkörper, die eine willkommene Speise für Ameisen sind. Nachdem die Ölkörper von den Ameisen abgefressen sind, werden sie aus ihren Bauen wieder ausgeworfen und damit verbreitet. Im Volksmund hat der Bärenlauch den Namen Ramseln. Dieser Name scheint sehr alt zu sein und von dem Standort her zu rühren, denn „ram“ ist ein keltisches Wort, das die Bedeutung von Berg hat. Die Ramseln sollen die Wunderkraft haben, krankes Vieh gesund zu machen und gesundes stets gesund zu erhalten.

Fritz Scheerer

Schwäbische G'schichten

Medizinalrat Dr. L.

Der Medizinalrat Dr. L. war bekannt dafür, daß er unverblümt den Patienten gegenüber seiner Meinung Ausdruck gab. Einmal kam eine ältere Dame zu ihm, die eine Nase hatte, deren Form und Farbe allerdings zu wünschen übrig ließ. Sie wurde verstanden, denn sie wollte wissen, ob man etwas dagegen tun könne. Was darauf der Medizinalrat meinte? Er sagte: „D-e-s ren-tiert sich bei Ehne nemme!“

Die Frau Kommerzienrat lag im Bett und

fühlte sich sterbenskrank. Nun, Herr Medizinalrat wußte Bescheid. Er fragte die Gnädigste, wo sie tags zuvor eingeladen gewesen sei. „Bloß bei Direktor Hämmerle!“ - war die Antwort. Jetzt wollte der Medizinalrat wissen, was es dort zum Trinken gegeben habe. „Nix B'sonderes! Z'erscht a paar Schnäppla, na a leicht's Mosele, an guata Burgond'r ond z'letscht no a paar Gläsle Sekt — sonscht nix!“ Der Herr Medizinalrat machte ein bedenkliches Gesicht und beantwortete die ängstliche Frage der Frau Kommerzienrat, ob ihr Befinden sehr schlimm sei, so: „Gnädigste, Sia habet halt a merkwürdige Krankheit!“ Sie habet an weibliche Kater!“

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 17

31. Mai 1970

Nr. 5

Die Ergebnisse der Bundestags- und Landtagswahlen im Kreis Balingen in den Jahren 1947-1969

von Georg Schuler, Balingen

Nach dem totalen militärischen und politischen Zusammenbruch Deutschlands im Jahre 1945 war das politische Leben im Lande zunächst ganz erloschen. Die Besatzungsmächte führten ein hartes Regiment, und die Sorgen der Bevölkerung galten dem Überleben; es ging um die nackte Existenz. Am 29. November 1945 gab die französische Militärregierung in ihren Besatzungszonen die Genehmigung zur Gründung demokratischer Parteien, zunächst aber nur auf Kreisebene. Die seit 1933 von der politischen Bildfläche verbannten Parteien SPD, DVP (die schwäbische Form der FDP) und die KPD formierten sich wieder, und dazu trat eine Neugründung, die CDU, die die christlichen Kräfte im katholischen und evangelischen Lager zusammenfassen wollte.

Am 13. Oktober 1946 wurden in der französisch besetzten Zone, also auch im Kreis Balingen, die Kreistage gewählt. Im Abstimmungsgebiet Südwürttemberg und Hohenzollern erhielten damals die Parteien folgende Stimmenanteile:

CDU	62,8 %
SPD	19,9 %
DVP	10,4 %
KPD	6,9 %

Anfang 1947 genehmigten die Franzosen die Bildung vorläufiger Länder in ihrem Besatzungsbereich, nachdem schon im Herbst 1945 im amerikanischen Bereich aus den Gebieten Nord-Baden und Nord-Württemberg das Land Württemberg-Baden gebildet wurde. Die beiden großen Parteien CDU und SPD wurden aufgefordert, einen Verfassungsentwurf für ein zu bildendes Land „Südwürttemberg-Hohenzollern“, das auch den bayerischen Landkreis Lindau einschließen sollte, vorzulegen. Nachdem der erste gemeinsam von CDU und SPD vorgelegte Verfassungsentwurf wegen „mangelnder demokratischer Form“ von der französischen Militärregierung zurückgewiesen wurde, konnten die beiden Parteien den nun genehmigten Verfassungsentwurf am 3. Mai 1947 der Öffentlichkeit vorlegen. Die Wahl des Landtages, der in Bebenhausen bei Tübingen tagen sollte, war schon auf den 18. Mai angesetzt, und gleichzeitig mit der Wahl sollte die Bevölkerung durch eine besondere Stimme über die Annahme des Verfassungsentwurfs entscheiden. Die vielen Proteste wegen der Kürze der Zeit zwischen der Veröffentlichung des Entwurfs und dem Tage des Volksentscheids (15 Tage) blieben erfolglos, was sich wohl auch auf die niedrige Wahlbeteiligung auswirkte.

CDU und SPD empfahlen als „Wahlverbündete“ die Annahme des Verfassungsentwurfs, während DVP und KPD ihn heftig ablehnten. Unter anderem forderte die KPD damals die Herabsetzung des Wahlalters auf 18 (aktiv) bzw. 21 (passiv) Jahre, was damals noch auf allgemeine Ablehnung stieß.

Die DVP führte folgende Hauptgründe für die Ablehnung des Verfassungsentwurfs ins Feld:

1. Die Annahme des Verfassungsentwurfs und die Gründung eines Landes Südwürttemberg-Hohenzollern vertiefte die Zerreißung Württembergs.
2. Die Schulform (Bekenntnis- oder Gemeinschaftsschule) dürfe nicht in das Belieben der Erziehungsberechtigten gestellt werden.
3. Das Recht des Staatspräsidenten, den Landtag mit $\frac{2}{3}$ der Abgeordneten aufzulösen, sei undemokratisch.
4. Durch die Möglichkeit der Sozialisierung sei das Eigentumsrecht bedroht.

Am meisten umstritten, nur von der CDU geschlossen befürwortet, war der Punkt 2. Der betreffende Schulartikel im Entwurf lautete:

Art. 114 (1) Die öffentlichen Schulen sind christliche Schulen;

(2) Maßgebend für die Gestaltung der Schulform ist der Wille der Erziehungsberechtigten. Ihm wird Rechnung getragen, wenn die Zahl der Schüler es erlaubt.

Diese Bestimmung sollte die Einrichtung von Konfessionsschulen ermöglichen.

Die DVP setzte im Wahlkampf besonders hier den Hebel an, weil sie die Einheitlichkeit der Bildung bedroht und ein neuerliches Aufreißen der Konfessionsgrenzen als unheilvoll ansah. Wahrscheinlich verdankt die DVP ihren sensationellen Wahlerfolg (Im Kreis 31%) zum großen Teil ihrem Eintreten für die Gemeinschaftsschule.

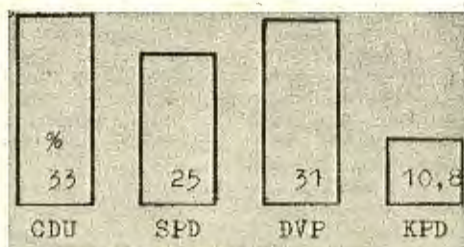
Ergebnis der Landtagswahl:

Im Kreis Balingen bewarben sich folgende Kandidaten um einen Sitz im Landtag in Bebenhausen:

CDU	Thomas Schwarz, Kaufmann, Ebingen
SPD	Viktor Renner, Staatssekretär, Tübingen
DVP	Dr. Friedrich Haux, Fabrikant, Ebingen
KPD	Fridolin Reiber, Bürgermeister, Ebingen

Kreiswahlresultat:

Wahlbeteiligung 58,6 %



Gewinner der Wahl war die CDU knapp vor der DVP, die damit zweitstärkste Partei im Kreis war und ihren größten Wahlerfolg nach dem Krieg verbuchen konnte. Die CDU war trotz des Sieges mit dem Ausgang der Wahl nicht zufrieden, denn gegenüber der Kreistagswahl vom 13. 10. 1946 büßte sie über 2000 Stimmen ein, die vermutlich der DVP zugute kamen. Auch der SPD scheint der Verfassungstreit Verluste gekostet zu haben. Die KPD erreichte mit fast 11 Prozent der Stimmen eine beachtliche Stärke, die sie aber in den nachfolgenden Wahlen der Jahre 1949, 1952 und 1953 rasch verlor.

Ergebnis der Volksabstimmung über den Verfassungsentwurf:

Im gesamten Abstimmungsbereich fand der Entwurf eine Mehrheit von 69,8% Ja-Stimmen. CDU und SPD, die Verfassungseltern, erreichten aber zusammen 75% der Stimmen zur Landtagswahl. Somit wiesen also 5,2% der CDU-SPD-Wähler den Verfassungsentwurf ihrer Partei zurück.

Im Kreis Balingen bekam der Verfassungsentwurf nur 54,4% Ja-Stimmen. Auch hier ließen viele CDU- und SPD-Wähler ihre Partei in der Verfassungsfrage im Stich.

Landtagswahl		Volksabstimmung über Verfassungsentwurf	
CDU	7729	} zus. 13 553	Ja-St. Nein-St.
SPD	5824		
DVP	7218	} zus. 9 753	12 699 11 183
KPD	2535		

In 18 Gemeinden des Kreises fand der Verfassungsentwurf keine Gnade, und zwar in Balingen, Bickelsberg, Bitz, Britzheim, Burgfelden, Ebingen, Endingen, Erzingen, Isingen, Leidringen, Oberdigisheim, Ostdorf, Pfeffingen, Rosenfeld, Stockenhäusen, Tübingen, Weilstetten und Winterlingen. Es ist auffallend, daß alle diese Städte und Gemeinden eine überwiegend evangelische Bevölkerung besitzen. Alle 17 Gemeinden mit überwiegend katholischer Bevölkerung: Binsdorf, Dautmergen, Dormettingen, Dotternhausen, Erlaheim, Geislin-

gen, Hausen a. T., Lautlingen, Margrethausen, Nusplingen, Obernheim, Ratshausen, Roßwangen, Schömberg, Unterdigisheim, Weilen u. d. R. und Zimmern u. d. B. nahmen den Verfassungsentwurf meist mit großer Mehrheit an.

Zwei Beispiele sollen die Konfessionsbedingtheit dieser Wahlentscheidung verdeutlichen.

	Ja-St.	Nein-St.
Oberdigisheim (95 % ev.)	66	89
Unterdigisheim (94 % kath.)	149	6

Noch krasser fiel das Ergebnis der zwei folgenden Nachbargemeinden aus:

	Ja-St.	Nein-St.
Leidringen (99 % ev.)	26	241
Dormettingen (92 % kath.)	297	9

Stärker hat das konfessionelle Element keine späteren Wahlen mehr beeinflusst. Die meisten Wähler verbanden anscheinend die Abstimmung über den Verfassungsentwurf mit der Entscheidung über Konfessions- oder Gemeinschaftsschule. Die CDU und besonders die katholische Kirche empfahlen die Annahme des Verfassungsentwurfs und damit die Einführung der Konfessionsschule. Die SPD kämpfte zwar auch für die Annahme der Verfassung, aber in der Schulfrage war die Partei gespalten. In der Folgezeit wurden in Südwürttemberg-Hohenzollern Konfessionsschulen eingerichtet; der Streit um diese Frage war aber nicht erloschen, er erhitzte die Gemüter noch 20 Jahre lang.

Diese erste große Wahl mit Volksabstimmung am 18. Mai 1947 führte zur Bildung des Landes Südwürttemberg-Hohenzollern, das dem heutigen Regierungsbezirk gleichen Namens entspricht. Das Land existierte 5 Jahre und wurde in dieser Form Gliedstaat der Bundesrepublik. Regierungssitz war Tübingen, der Landtag tagte im ehemaligen Zisterzienser-Kloster Bebenhausen.

Die erste Nachkriegswahl im Jahre 1947 war in vieler Hinsicht besonders interessant und fand deshalb eine etwas eingehendere Würdigung. Die folgenden Wahlen sind nach einem einheitlichen Schema kurz skizziert und sollen daher bessere Vergleichsmöglichkeiten erlauben.

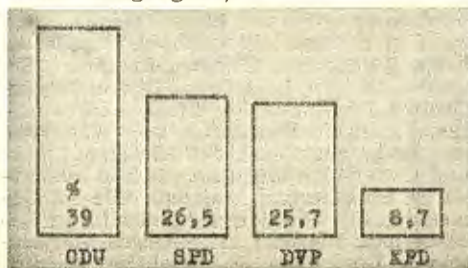
Die Wahl zum ersten Bundestag am 14. August 1949

Nach der Annahme des Grundgesetzes durch die Länderparlamente im Mai 1949 konnten durch diese Wahl die wichtigsten Staatsgewalten installiert werden. Die Währungsreform brachte einen wirtschaftlichen Umschwung, die Berliner Blockade war beendet und überall waren Anzeichen einer wirtschaftlichen und politischen Normalisierung zu sehen. Diese Wahl war ein wichtiger Schritt auf dem Wege zur Souveränität.

Kandidaten der Parteien:

- CDU:** Dr. Franz Weiß, Landwirtschaftsminister, Tübingen;
- SPD:** Jakob Beutter, Schreinermeister, Balingen;
- DVP:** Reinhold Kocher, Oberstudiendirektor, Reutlingen;
- KPD:** Fridolin Reiber, Wirker, Ebingen.

Kreiswahlergebnis:
Wahlbeteiligung: 54,7 %



Die CDU konnte einen beträchtlichen, die SPD nur einen geringen Stimmenzuwachs verzeichnen. Die DVP war nun mit sehr knappem Rückstand drittstärkste Partei im Kreis. Die Wahlbeteiligung lag im Kreis 24 % unter dem Bundesdurchschnitt.

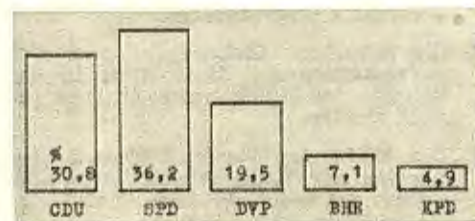
Die Wahl zur Verfassungsgebenden Landesversammlung 9. 3. 1952

Das Ergebnis der Volksabstimmung vom 9. Dezember 1951 forderte die Bildung des neuen Bundeslandes durch die Zusammenfassung der bisherigen Länder Württemberg-Baden, Baden und Südwürttemberg-Hohenzollern. Die Schulfrage, konfessionelle oder simultane Volksschule und Lehrerbildung, stand im Vordergrund des Wahlkampfes. Die CDU verteidigte die südwürttembergische Konfessionsschule, während SPD und DVP für die Gemeinschaftsschule eintraten.

Kandidaten der Parteien:

- CDU:** Thomas Schwarz, Kaufmann, Ebingen;
- SPD:** Viktor Renner, Minister, Tübingen;
- DVP:** Walter Ott, Dipl.-Ing. Ebingen,
- KPD:** Reinhold Gonser, Zuschneider, Tailfingen;
- BHE:** Max Kuczka, Bankkaufmann, Erlaheim.

Kreiswahlergebnis:
Wahlbeteiligung: 53,8 %



Die SPD verzeichnete einen großen Erfolg, der wahrscheinlich ihrer Haltung in der Schulfrage zuzuschreiben ist. Sie konnte sich besonders in den katholischen Gemeinden bedeutend verbessern. Der Wahlausgang verführte die SPD allerdings auch zu falschen Prognosen für die nächste Bundestagswahl.

Die Wahl zum zweiten Bundestag am 6. September 1953

Diese Wahl fand im In- und Ausland großes Interesse, legten die Parteien doch zum erstenmal Rechenschaft über ihre bisherige Regierungs- oder Oppositionsarbeit ab. Es gab zwischen Opposition und Regierungsparteien gegensätzliche Meinungen über Wiedervereinigungspolitik und Wiederbewaffnung. Da Kurt Schumacher am 20. August 1952 gestorben war, hieß der Kanzlerkandidat der SPD Erich Ollenhauer. Die SPD trat für eine Verständigungspolitik gegenüber dem Osten ein und kämpfte gegen eine Politik der Stärke.

Die Kandidaten der Parteien:

- CDU:** Dr. Gebhard Müller, Staatspräsident a. D., Tübingen;
- SPD:** Wilhelm Bernhardt, Gewerkschaftssekretär, Reutlingen;
- FDP:** Dr. Emil Müller, Rechtsanwalt, Tailfingen;
- BHE:** Erwin Feller, Studienrat a. D., Saulgau;
- KPD:** Reinhold Gonser, Zuschneider, Tailfingen;
- GVP:** Arnold Keinath, Mechanikermeister, Stuttgart-Zuffenhausen.

Kreiswahlergebnis:
Wahlbeteiligung: 76,8 %



Die CDU errang einen stolzen Erfolg, die SPD mußte einen Rückschlag hinnehmen. Die Wahlbeteiligung war im Kreis um mehr als 20 % höher als bei den bisherigen Nachkriegswahlen.

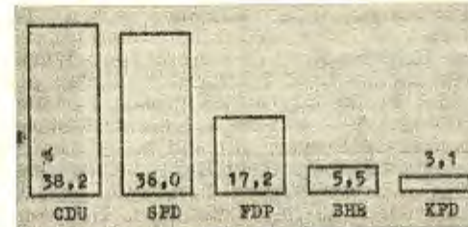
Die Landtagswahl vom 4. März 1956

Seit der Bundestagswahl 1953 führte Dr. Gebhard Müller in Stuttgart eine Allparteienregierung. Nachdem er Präsident des Bundesverfassungsgerichts geworden war, führte Dr. Kurt Georg Kiesinger die Regierung weiter. Das Land befand sich noch im Stadium des Zusammenwachsens und auch die Badenfrage erregte noch die Gemüter. Allgemein wurde diese Wahl auch als Probegalopp für die im nächsten Jahr folgenden Bundestagswahlen aufgefaßt. Die Frage der Wiederaufrüstung bestimmte den Wahlkampf weithin.

Die Kandidaten der Parteien:

- CDU:** Dr. Paul Binder, Staatssekretär a. D., Stuttgart;
- SPD:** Viktor Renner, Minister a. D., Tübingen;
- FDP:** Dr. Herbert Hoffmann, Verleger, Stuttgart;
- BHE:** Oskar Backofen, Schreinermeister, Tailfingen;
- KPD:** Reinhold Gonser, Zuschneider, Tailfingen.

Kreiswahlergebnis:
Wahlbeteiligung: 64,0 %



Die CDU konnte die Wahl zwar gewinnen, aber die SPD hatte sich wieder erholt und lag nur noch knapp zurück. Die KPD hatte zum letztenmal an einer Wahl im Kreis teilgenommen, sie wurde bald darauf verboten.

Die Wahl zum dritten Bundestag am 15. September 1957

Der große Streit um die Außenpolitik der Bundesrepublik beherrschte auch diesen Wahlkampf. Die SPD forderte eine stärkere Wiedervereinigungspolitik, kämpfte gegen den Aufbau der Bundeswehr und forderte die Einstellung der Atombombenversuche der Großmächte. Die CDU hatte aber viele Trümpfe im Wahlkampf in der Hand, nicht zuletzt den steigenden Wohlstand. Auch schien der Ungarnaufstand im Jahre 1956 die Politik der Regierungsparteien zu rechtfertigen.

Die Kandidaten der Parteien:

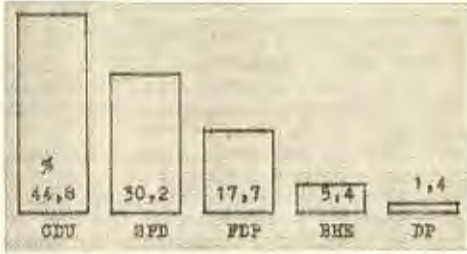
- CDU:** Walter Gassmann, Kaufm. Direktor, Stuttgart;
- SPD:** Dr. Karl Kräutle, Dipl.-Landwirt, Nasgenstadt;
- FDP:** Horst Koschwitz, Geschäftsführer, Reutlingen;

BHE: Max Kuczka, Bankkaufmann, Erlaheim;

DP: Dr. Peter Buck, Regierungsrat, Münsingen.

Kreiswahlergebnis:

Wahlbeteiligung: 77,1 %



Zum erstenmal in der Geschichte deutscher demokratischer Wahlen hatte eine Partei, die CDU, die absolute Mehrheit erreicht. Im Kreis Balingen war sie nicht so erfolgreich; hier war auch die FDP 10% stärker als im Bundesdurchschnitt.

Die Landtagswahl vom 15. Mai 1960

In Stuttgart herrschte noch immer eine Allparteienregierung unter Dr. Kurt Georg Kiesinger. Diese Tatsache fand zunehmende Kritik in der Öffentlichkeit. Bundespolitische Vorgänge spielten auch in diesen Wahlkampf hinein. Für die CDU schienen die Vorgänge um die Bundespräsidentenwahl 1959 belastend zu wirken. Die SPD hatte inzwischen ihr Godesberger Programm verkündet und hoffte auf mehr Stimmen aus den bürgerlichen Wähler-schichten.

Die Kandidaten der Parteien:

CDU: Erwin Gomeringer, Bürgermeister, Meßstetten;

SPD: Viktor Renner, Innenminister, Tübingen;

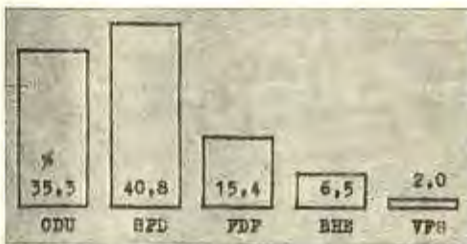
FDP: Karl Schrobenauser, Ingenieur, Balingen;

BHE: Dr. Nicolaus Hasslinger, prakt. Arzt, Dornhan;

VFS: Reinhold Gonser, Rentner, Tailfingen.

Kreiswahlergebnis:

Wahlbeteiligung: 54,3 %



Die SPD war der Gewinner dieser Wahl, während die CDU einen Stimmenverlust hinnehmen mußte. Die extrem niedrige Wahlbeteiligung zeigte die Unzufriedenheit der Wähler über die Stuttgarter Allparteienregierung.

Die Wahl zum vierten Bundestag am 17. September 1961

Die CDU stellte im Wahlkampf neben dem Kanzler Adenauer besonders den Wirtschaftsminister Erhard heraus. Die SPD hatte Willy Brandt als Kanzlerkandidaten nominiert, und es gab viele Auseinandersetzungen um seine Vergangenheit. Der Vorsitzende der FDP war Erich Mende, er erstrebte eine Koalition mit der CDU, lehnte aber Adenauer als Kanzler ab. Der Bau der Berliner Mauer am 13. August 1961 machte den Wahlkampf noch turbulenter.

Die Kandidaten der Parteien:

CDU: Walter Gassmann, Kaufm. Direktor, Stuttgart;

SPD: Dr. Karl Kräutle, Dipl.-Landwirt, Nasgenstadt;

FDP: Horst Koschwitz, Geschäftsführer, Reutlingen;

BHE: Dr. August Schulz, Oberstudienrat, Sigmaringen;

DFU: Gert Neuhäuser, Angestellter, Stuttgart;

DRP: Karl Hohlweger, Oberlehrer a. D., Frommern-Dürrwangen.

Kreiswahlergebnis:

Wahlbeteiligung: 81,5 %



Im Bundestag verliert die CDU wieder die absolute Mehrheit, und auch im Kreis verliert sie fast 5% Stimmen. Die SPD erreichte ihr bisher bestes Ergebnis bei einer Bundestagswahl.

Die Landtagswahl am 26. April 1964

Die Zeichen schienen diesmal für die CDU gut zu stehen. Kiesinger war inzwischen anerkannter Landesvater geworden, und in Bonn hatte ein Regierungswechsel Professor Erhard an die Spitze gebracht.

Die Wahl hatte wieder ihre Funktion als Testwahl für die kommende Bundestagswahl. Kanzler Erhard und auch Dr. Mende griffen im Kreis Balingen in den Wahlkampf ein.

Die Kandidaten der Parteien:

CDU: Erwin Gomeringer, Bürgermeister, Meßstetten;

SPD: Erich Emmrich, Geschäftsführer, Erzingen;

FDP: Günter Lietzenmayer, Kaufmann, Ebingen;

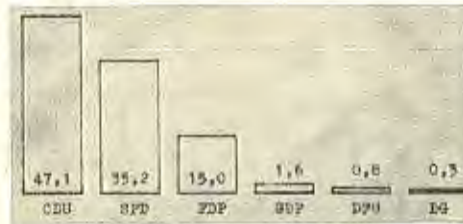
GDP: Arno Schreiber, Vertreter, Balingen;

DFU: Hermann Klein, Geschäftsführer, Stuttgart;

DG: Herbert Ulbricht, Arbeiter, Tailfingen.

Kreiswahlergebnis:

Wahlbeteiligung: 62,7 %



Zum erstenmal übertraf das Kreisergebnis der CDU das Landesresultat. Die SPD war wieder zurückgefallen, die FDP konnte sich halten, und die Splitterparteien waren ganz unbedeutend geworden.

(Fortsetzung folgt)

Plastiken, die zur Betrachtung einladen

Kloster Kirchberg: Immer wieder Anziehungspunkt — Einst Dominikanerinnenkloster

Von Helmut Hauser, Balingen

Das einstige Dominikanerinnenkloster Kirchberg im Kreis Horb, auf einem schmalen Bergvorsprung etwa 600 Meter hoch gelegen, erfreut sich das ganze Jahr hindurch zahlreicher Besucher. Landschaftliche Schönheit, Stille und Abgeschiedenheit, Tagungsbesuche im Berneuchener Haus, die Geologie des Keupers mit der Lias-kappe auf dem Wandbühl oder die Kunstwerke des Klosters sind Anziehungspunkte, die immer wieder erfreuen und bereichern. Gerade die nachösterliche Zeit mag zur Betrachtung der Plastiken einladen, die in der Kirche des Klosterbaues stehen. Die Katharinenkapelle, ein achteckiger Barockbau, ist heute nur noch Durchgangsraum zur eigentlichen Kirche.

In dieser Kapelle steht auf dem Altar der „Auferstandene“, eine gotische Holzplastik, die Hodler ein Meisterwerk der Holzschnitzkunst nennt. Die Gestalt ist klein

und leicht, vermutlich wurde sie bei österlichen Prozessionen von den Nonnen mitgetragen. Vor der Übernahme des Klosters durch die Evangelische Michaelsbrüder-



Das ehemalige Kloster Kirchberg im Kreis Horb

Fotos: Hauser

schaft stand diese Plastik in der Sakristei. Bei genauerer Betrachtung sieht man die rechte Seitenwunde — das Lamm, das geschlachtet ist. Mantel, Fahne und fächerartiger Strahlenkranz kennzeichnen den Sieger über Sünde und Tod. Die Rechte ist erhoben zum Gruß, zur Lehre, zum Segen. Das Angesicht strahlt den Ernst unermess-



Kopf der Maria
(Teilaufnahme aus der Pietà)

licher Güte aus — nicht von dieser Welt, doch dieser Welt mächtig. Durch das schöne, frühgotische Portal tritt man ins Kirchenschiff ein. 1688 wurde die ursprünglich gotische Kirche von Johann Feuerstein aus Rottweil barock umgebaut. Unsere Aufmerksamkeit gilt heute weniger dem frühgotischen Kruzifixus, der von der Decke herabhängt, noch den Altarschreinen oder Altarbildern, sondern den beiden Plastiken auf den Seitenaltären. Auf dem Altar rechts steht das Standbild des heiligen Thomas von Aquino, des größten Theologen des Dominikanerordens. Auch dieses realistisch gehaltene Standbild ist ein Meisterwerk. Nach Dr. Ilse Baier ist diese bunt bemalte Plastik in den Jahren zwischen 1450 und 1460 entstanden. Sie zeigt den heiligen Thomas als Dominikaner und Lehrer. Als Dominikaner ist er durch Habit, Gürtel und Skapulier (= Schultertuch über dem Oberkleid) gekennzeichnet. Mit versonnenem Gelehrten Gesicht geht der schwerleibige Mann still und unbeirrt seines Weges, das Heilige Buch hält er ehrfürchtig in der Hand. Es weist ihn als einen „der vielen Lehrer“ der katholischen Kirche aus.

Das Kleinod des Klosters ist zweifellos die Marienklage auf dem linken Seitenaltar. Man nennt eine solche Gruppe (Maria mit dem toten Christus auf dem Schoße) auch ein Vesperbild, italienisch Pietà. Der Name bezieht sich auf das Geschehen am Abend (lat. vesper) nach der Kreuzabnahme und auf die Vesper, den Abendgottesdienst, wo dieses Geschehens gedacht wurde. Unter den Vesperbildern unterscheidet man vier Haupttypen: Christus wird von seiner Mutter 1. in Sitzhaltung getragen (hauptsächlich 14. und Anfang 15. Jahrhundert), 2. in Ruhelage getragen (im wesentlichen 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts), 3. in Gleitlage getragen (etwa 1450 bis 1550), 4. Christus ruht am Boden (etwa 1450 bis 1550). Dieses Kunstwerk der Gotik ist eine farbig bemalte

Plastik, die außen aus Gips und innen aus Holz besteht. Sie verrät eine besondere künstlerische und religiöse Reife. In weicher, lebendiger Bewegung ist die Mutter dem Sohn zugeneigt und mit innigem Blick schaut sie ihm in das verblichene Angesicht (siehe Foto als Teilausschnitt). Dieses Vesperbild mit seiner großen Ausdruckskraft zeigt keinen fassungslosen Ausbruch des Mutterschmerzes, sondern verhaltene Klage. Marias Schmerz ist eingebettet in aufmerksames Wachen und Warten. Maria hält mit ihrer Rechten behutsam des Sohnes Haupt, und wenn sie sich auch unter die Qual der Stunde beugt, so verliert sie sich nicht an den Augenblick. Ihre Trauer ist getragen von der Erinnerung und Hoffnung und in ihre Nacht fällt Licht hinein durch die letzten Worte, die sie vor Stunden vom Kreuz hörte: „Es ist vollbracht!“ Man mag begreifen, warum das Vesperbild, obschon nicht in den Evangelien aufgezeichnet, doch ein beliebtes und evangeliumsgemäßes Andachtsbild der Christenheit geworden und geblieben ist.

Die alte Klosterchronik (Alemannia Band 10 S. 121 ff.) gibt einen Bericht von einem Tränenwunder, das sich in der Marienklage vollzogen haben soll. „Den 13. Juli

anno 1648 nach Vollendung der Metten . . . als eine Schwester anfang zu beten, besichtigte die Schwester das Bild unter sich, daß Wasser dem heiligen Bild aus den Augen und auf die Nasen herabläuft, gleich den Erbsen . . . wie auch das Hausgesind und also in 50 Personen, die haben das heilige Bild angezeigtermaßen weinend gesehen . . . Vier Tage lang bemerkt man immer wieder diese Tränen, bis man schließlich das Bild vom Bethaus auf den Hochaltar „transferiert“ hat . . .“ O. Plank fragt zu Recht, ob nicht dieses wundertätige Bild fromme Beter anzog, der privilegierte Altar nicht auf Ablass hindeute und die Klosterschenke mit Stallung auf große Besucherscharen? Jedenfalls hatte das Kloster 40 Jahre nach dem Miracul (= wunderbare Begebenheit, Gebetserhörung) Geldquellen, die ihm erlaubten, großzügige Umbauten vorzunehmen.

Doch zurück zum Kunstwerk. Wer gerade in diesen Tagen Kirchberg aufsucht, sollte bei der Betrachtung dieses Vesperbildes versuchen, der gestaltenden Kraft des unbekanntenen Meisters nachzuspüren. Trotz der mehr als 500 Jahre, die Meister und Betrachter trennen, bleibt die Aussage tief und echt.

Das Totenköpfchen

(*Ophrys arachnites* oder *fuciflora*)

Unter den heimischen Orchideen bilden die Ragwurzen (Ophrys) den allerschönsten Schmuck unserer Magerwiesen und Laubwälder. Durch die wunderbaren Formen der Blüten und die seltene Farbenpracht haben sie von jeher die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen. Die spinnenähnliche Ophrys *arachnites* heißt bei uns Totenköpfchen oder Sammetmännlein. Von ihr geht die Sage, sie sei durch den Tod von Nikodemus Frischlin entstanden, der in Erzingen 1547 als Sohn des Pfarrers Jakob Frischlin geboren ist. Er hatte eine freimütige Rede gehalten und saß daher auf Hohenurach gefangen. Um sich zu befreien, drehte er aus dem Bettuch ein Seil und ließ sich über die Mauer hinab; aber leider war es zu kurz, er stürzte zwischen die Felsen hinab, und man fand ihn mit zerschmettertem Haupt am 20. November 1590. An jener Stelle erblühte das Totenköpfchen. Die eigenartige Blüte mit der länglich-verkehrt-eiförmigen, ungeteilten, purpurbraunen Lippe zeigt eine auffallend gelbliche Zeichnung. An der Spitze hat sie einen aufwärts gebogenen grünlich-gelben Anhängsel. Die äußeren Blütenhüllblätter mit ihrem grünen Mittelstreif sind weißlich oder rosenrot, während die inneren rötlich-weiß sind. Sämtliche fühlen sich wie Samt an, so daß die Pflanze im Volksmund auch Sammetmännchen heißt. So wunderbar die Blütenpracht, so anziehend sind ihre biologischen Einrichtungen. Die Lippe mit ihrer prachtvollen Lockfarbe ist ein bequemer Anflug- und Sitzplatz für die Insekten, die dann durch die Öffnung mit ihrem Rüssel zum Honig gelangen. Dabei drücken die Hummeln oder Bienen mit ihrem Kopf das „Schnäbelchen“ zurück, wobei sich je zwei Staubkölbchen lösen und mit ihrem Klebscheibchen am Kopf des Tieres befestigen. Eine sinnreiche Einrichtung!

Das zierliche Totenköpfchen gehört mit



seinen nächsten Verwandten, Mückchen (*O. muscifera*), Bienenragwurz (*O. apifera*) oder die Schönste der Schönen, „Unserer lieben Frauen Schuh“, zu den schönsten und seltsamsten Pflanzen unserer heimischen Flora. Schade, daß sie sehr gefährdet sind und daher immer seltener werden. Standorte werden darum absichtlich nicht angegeben. Begegnet der echte, wahre Naturfreund einem solchen Kleinod, so findet er sein Wohlgefallen an ihm, läßt es aber stehen.

Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“, der „Ebingener Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 17

30. Juni 1970

Nr. 6

Die Lochen

Von Fritz Scheerer, Balingen

Aus dem stolzen Kranz der Balingen Berge hebt sich die Lochen besonders hervor. Wuchtig und kühn gen Himmel ragend bildet sie den markanten Mittelpunkt. Wie kaum irgendwo am Albtrauf steigt hier ein Klotz aus dem dunklen Tannengrund auf, der gleißende Sonnenfelsen des Lochensteins, an dem Sonne, Luft und Wolken ihre Beleuchtungskünste zu allen Tageszeiten üben. Wenn die weiße Felsenrinne in der Abendsonne erglänzt oder wenn bei Gewitterbeleuchtung der mächtige Klotz in ununterbrochenem Bleigrau vor dem grellen Himmel steht, bietet sich ein Bild von entzückender Schönheit.

Von der Lochen scheint der Blick in unbegrenzte Fernen zu schweifen; in der warmen Abendsonne, fern im Norden schon in Dämmerung getaucht, aber immer noch mit feinen und klaren Umrissen die edle Gestalt des Hohenzollern, dann die Bastion des dunkelbewaldeten Hundsrückens, hinter dem links noch die Nase des Dreifürstensteins hervorlugt. Dann folgt die ganze Mauer der Balingen Alb, darüber im blauen Dunst der Raichberg und die stattliche „Burg“ bei Onstmettingen, über dem nackten Schwammstotzen des Böllats und dem hochgelegenen Burgfeld der Braunhartsberg bei Tailfingen. Überwältigend ist der Blick in das obere Eyachtal mit den zwei Eckpfeilern, der Felsrippe der Schalksburg und das benachbarte langgestreckte Lochenhörnle, und schließlich die Ebinger Berge mit dem Schloßfels. Wie Kulissen schieben sich hintereinander der steile Grat, die vorgeschichtliche Ringburg des Gräbelesbergs und der zweistöckige Tierberg.

Jenseits des tiefeingreifenden Schlichemtales senkt sich die Hochfläche des Großen Heubergs bei Obernheim nach Südosten. Als rechter Eckpfeiler fällt der Ortenberg mit seiner Steilrutsche auf; dann folgt die breitgelagerte Tafel des Plettenbergs und ganz nahe der weidenbedeckte Schafberg mit den hängenden Blöcken des gespaltenen Felsen. Hier schließt sich in langer Kette, selbst in tiefes Dunkel gehüllt vom Strahlenglanz der untergehenden Sonne, der Schwarzwald von den Schramberger Höhen bis zur Hornisgründe an. Zu Füßen des Berges liegt das weite Tiefland mit seinen heimeligen Dörfern und Städten ausgebreitet. In weiter Ferne taucht die Herrenberger Stiftskirche mit dem Schönbuch auf und schweift der Blick bis zum Stuttgarter Fernsehturm.

Auf der Lochen spannt sich der Himmel höher und weiter; hier kann an sichtigen Tagen die ferne, lichte Kette der Alpen (Säntis, Glärnisch, Tödi, Titlis) geschaut werden. Um sich den ganzen Reiz zu vergegenwärtigen, den das Felshaupt umfängt, darf man auch seine kleine Umwelt nicht vergessen: die Blütensträuße des Steinbrechs, die duftenden Felsennelken und die vielen anderen Pflanzenkleinodien, die aus den Spalten hervorbrechen und sich im

Winde neigen, die roten Milane, die Turm- und Wanderfalken, die es im hellen Zornesruf in prachtvollem Fluge umkreisen. Tief zu Füßen der aus dem Wald emporstrebenden Felsenkanzel wird durch die Steilhalde, die mit ihrem helleren Grün das Dunkel der großen Tannenwäldchen unterbricht, die Schönheit und Erhabenheit dieser Bergwelt noch gesteigert. Welcher Gegensatz herrscht am Lochengründe! Auf der einen Seite die tiefen, dunklen Waldgründe, über sie hinweg der Blick ins weite Vorland, auf der andern Seite die bezaubernd schönen Talwiesen des oberen Schlichemtales, die mit der sie umgebenden Bergwelt ein Bild voller Anmut schaffen und die Vielgestaltigkeit der Landschaft erhöhen.

Werden der Lochen

Im Lochengründe stehen wir auf klassischem Boden der schwäbischen Geologie. Hier, an den offenen Felsen haben schon Männer wie der Altmeister der Albgeologie, der Tübinger Professor Friedrich August Quenstedt, und seine Schüler Versteinerungen, Zeugen längst vergangener Zeiten, gesammelt.

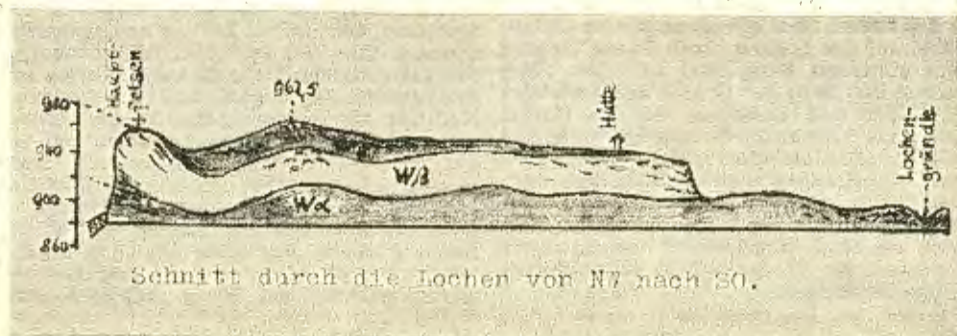
Vor über 150 Millionen Jahren bauten hier in dem klaren, an gelöstem Kalk reichen Wasser des Weißjurameeres die Kieselschwämme (keine Pilze, wenn auch in ihrer Form manchmal ähnlich, sondern Verwandte unseres Badeschwammes) ihr Skelett aus allerfeinsten, meist sechsstrahligen Kieselnädelchen auf. Ihr trichter- oder zylinderförmiges Kieselskelett ist fast immer in Kalk umgewandelt; ihre schleimigen, das Skelett überziehenden Weichkörper sind sofort beim Absterben verwest. Waren sie abgestorben, so setzten sich neue Schwämme auf die toten, so daß die Schwammbank rascher emporwuchs als der Meeresboden daneben und kuppelförmig aufgewölbte Schwammriffe entstanden, die keine Spur von Schichtung zeigen, sondern Massenkalk, Riffkalk sind, die heute als mächtige Felsen am Trauf heraustraten (Lochenstein, Böllat, Schalksburg usw.).

Auf und sogar in den Schwämmen, besonders bei der Verwesung, schlug sich Kalk nieder. Außerdem siedelten sich Kalk-

erzeuger auf ihnen an, sie überkrustend. Die zahllosen Hohlräume im Körper der Schwämme und die Zwischenräume im Schwammrasen wirkten geradezu als Kalksandfänger, so daß alle kalkigen Überreste anderer Tiere festgehalten wurden und die Schwammbank langsam höher wuchs. Und Kalkerzeuger gab es in großer Formenmannigfaltigkeit, denn es gab Nahrung, Beute und Verstecke. Neben den Seesternen krochen langsam Seeigel mit ihrem Stachelkleid und weideten den Schwammrasen ab. Von den letzteren findet man meist nur die kolbenförmigen Stacheln. Im Geiste sehen wir die formenschönen Seelilien (Tiere!) ihre Fangarme wie Kronen ausbreiten. In großer Zahl lebten in dem sonnendurchfluteten Meer die niedrigsten Armkiemer und Muscheln, schwammen Tintenfische, von denen wir die spitzen Belemniten und die oft mit reicher Verzierung versehenen Gehäuse der Ammoniten in großer Zahl finden. Auf den Schwämmen saßen mit feinem Kiemenkranz Röhrenwürmer, bildeten Polster die kleinen Meerestiere. Daneben tummelte sich noch eine Schar anderer Tiere am Riff, manchmal so klein, daß man sie erst mit bewaffnetem Auge sehen kann (Lochschantierchen usw.).

Wo so viele Lebewesen sich am Ausscheiden und Auffangen des Kalkes beteiligen, muß die Schichtbildung rascher vor sich gehen als daneben. Der Schwammrasen erhebt sich also langsam über den Meeresgrund, aber nicht als ein steilaufragendes „Riff“, wie bei den heutigen Korallen, sondern als kuppelförmige Aufwölbung. An den Rändern suchte sich das Schwammriff zu vergrößern. Doch hier drohte auch Gefahr, denn hier wurde das Riff verschlammmt und die Schwämme wurden dadurch vernichtet. Der Schlamm gab den festsitzenden Tieren einen schlechten „Ankergrund“ und deckte sie bald zu. Wir haben so an den Rändern ein dauerndes Hin und Her von Schwammriff und normalem Meeresgrund, eine Verzahnung von Riff und (bei uns) den gebankten Wohlgeschichteten Kalken. Die Verschwammung an der Lochen beginnt schon in den darunter liegenden Mergeln (s. Zeichnung).

Nun fällt aber heute der Schwammstotzen des Lochensteins nach Nordwesten senkrecht ab. Doch wir dürfen in der heutigen Erhebung nicht den alten Meeresgrund sehen. Die spätere Abtragung durch den gefällstarken Lochenbach zur Eyach und wohl noch früher durch den einst zur



Bära ziehenden Rötgrabenbach hatte in dem weicherem, geschichteten normalen Gestein leichtere Arbeit als in dem einheitlichen Riffklotz. Die weniger widerständigen normal abgelagerten Schichten in der Umgebung des Riffes wurden schneller abgetragen; daher sind die Hänge dort nicht so steil und ragen nicht über 60 m senkrecht hoch wie die Lochenkanzel. Aber auch an ihr ist die Wirkung des „Zahns der Zeit“ zu beobachten. Im Laufe der vielen Jahrzehntausende bröckelten immer wieder kleine Gesteinscherben von ihr ab, wie die Schutthalde an ihrem Fuß zeigt. Die Verzahnung mit dem Nebengestein fiel im Norden langsam der Verwitterung und der Erosion zum Opfer, so daß ein senkrechter Absturz zustande kam. Er ist also das Werk der späteren Umgestaltung. So ragt der Lochenstein heute als mächtiger Felsklotz auf und leuchtet weit ins Land hinaus.

Besiedlung der Lochen

Der mächtige, steil aufragende Felsklotz, der nur von der Südseite und der Südwestecke her bequemer zugänglich und durch einen fast senkrechten Felsabsturz nach Norden und Westen geschützt ist, reizte schon in früherer Zeit zur Ansiedlung. Die der Südsonne zugeneigte Hochfläche von 250 m Länge und 120 m Breite hat in den überall herumliegenden Scherben und Knochen Zeugen einer solchen Ansiedlung. Außerdem zieht sich an der Nordterrasse unterhalb des Gipfels eine etwa 20 m breite Terrasse hin. Hundert Meter tiefer als der Gipfel dehnt sich im Süden die zweite Mulde des Lochengrundes zum früheren Lochenhof und gegen den Oberhauser Hof bis zur Schlichem.

Die Lochen wird heute nicht nur als günstiger Ort für Sonnenwendfeiern, sondern auch von Altertumsfreunden schon seit rund 100 Jahren viel besucht. Die zahlreichen Knochen und Gefäßscherben, auch Steinbeile und Feuersteinmesser, manchmal auch metallische Gegenstände von schöner Arbeit, die in den Maulwurfshäufen immer wieder zum Vorschein kommen, regen schon vor Jahrhunderten die Phantasie an. Eine Zeit, in der man in jedem Beil ein Opferbeil sah, führte zur Vorstellung einer Opferstätte, wobei der Oberpriester auf der obersten Felsterrasse gestanden haben soll. Mit Begeisterung wurde geschildert, wie auf dem stolzen Berge den Göttern geopfert und frohe Sonnenwendfeste gefeiert wurden. Andere sahen in den Scherben und Knochen Überbleibsel von zuchtlosen Festen, die in der Walpurgisnacht von den unholden Gespielinnen des Satans mit ihrem Herrn gefeiert wurden (Bocksberg der Hexen). Und wer einmal im heulenden Gewittersturm inmitten der wild jagenden Wolken, umzuckt von grellen Blitzen mit scharfen Donnerschlägen auf dem Berg stand, kann verstehen, daß der Berg als Tummelplatz der Hexen jahrhundertlang vom Volk gemieden wurde.

Vorgeschichtliche Siedlungen

Noch im Jahr 1882 glaubte Oskar Fraas, als er Grabungen vornahm, diese Vermutungen bestätigen zu können. Er berichtete in der Presse über die altheidnische Opferstätte auf der Lochen. Auch Sagen, so eine vom silbernen Sarg, sind mit dem Berg verbunden. Doch der Spaten des Forschers (P. Gößler und G. Bersu), der im Herbst 1923 viele Stellen des Berges bloßlegte, hat all diese phantastischen und sagenumwobenen Vorstellungen zerstört. Nicht von einer Opferstätte, nicht von zuchtlosen Festen stammen all die Reste auf dem Berg, sondern sie sind Überbleibsel verschiedener Kulturen. Es ist der Schutt vorgeschichtlicher Siedlungen.

Zuerst war der Berg vor etwas mehr als 4000 Jahren in der Endsteinzeit, in

der Altheimer Zeit (Name nach einem Fundort Altheim bei Landshut an der Isar) besiedelt, die auf die Schussenrieder Kultur folgte. Auf zwei Scherben finden sich fingertupfenartige Leisten am Rand. Stauenswerte Leistungen sind die zwei geschliffenen Steinbeile aus wertvollem Serpentinestein mit Schaftloch. Mag es sich noch nicht um eine Dauersiedlung gehandelt haben, so zeigen doch die Funde, daß Menschen der Jungsteinzeit, die schon den Getreidebau und die Zählung von Tieren (Rind, Schaf, Ziege, Schwein) kannten, mindestens zu kurzem Aufenthalt, nomadenartig, auf der Lochen waren. Die Bearbeitung des Bodens band sie an die Scholle und brachte den Bau, wenn auch ärmllicher Hütten mit Herdstellen in der Mitte. Es entstanden die ersten Gefäße aus Ton. Man lernte aus Pflanzen Fasern gewinnen und diese zu Schnüren und Geweben verarbeiten.

Wasserversorgung durch Zisterne

Bald lag der Berg wieder fast ein Jahrtausend verlassen da. Erst um 1200 v. Chr., in der jüngeren Bronzezeit (älteren Urnenfelderzeit) bedeckte ein Dorf den größeren Teil der Hochfläche. Die Hütten standen unregelmäßig zerstreut und waren reine Holzbauten, Pfostenhäuser oder Blockbauten. Die Wasserversorgung war durch eine Zisterne gesichert. Vom Hausrat fanden sich ornamentierte Gefäßreste, Feuerböcke, Spinnwirtel und Getreidemöhlen. Im reichen Kerbschnitt der Keramik erkennt man noch ein Fortleben der Bräuche der Hügelgräberzeit. An Metall (Bronze = 90 Teile Kupfer und 10 Teile Zinn) fand sich nur wenig. Die Ausgrabung brachte noch einige Nadeln, einen Armring, das Bruchstück eines Messers ans Licht. Die Getreidemöhlen müssen weither geholt worden sein, vielleicht durch Handel: Die Mühlen aus Gneis, Granit und Buntsandstein vom Schwarzwald (mindestens 40 km), die aus Keuper- und Liassandstein aus dem Vorland und diejenigen aus alpinem Gestein von den Moränen Oberschwabens (mindestens 30 km). Diese Menschen verbrannten ihre Toten und setzten die Asche in Urne bei. Auf dem höchsten Gipfel, wo feinornamentierte Gefäßreste gefunden wurden, stand wohl das Haus des Häuptlings.

Zeit großer Unruhen

Ums Jahr 1000 v. Chr. muß dann eine Zeit größerer Unruhen angebrochen sein, wie die benachbarten Hortfunde (Versteckfunde) bei Pfeffingen und Winterlingen beweisen dürften, deren Reichtum aber Wohlhabenheit und eine friedliche Zeit voraussetzt. Um diese Zeit muß auch ein Klimawechsel eingesetzt haben. Das bisher trockenwarme Klima wich einer feuchtkühlen Periode mit starken Niederschlägen, was die mächtigen Abschwämmen über der bronzezeitlichen Kulturschicht zeigen. Deshalb verließen die ackerbautreibenden Menschen allmählich den Berg. Ihre besten Waffen nahmen sie mit, daher sind schöne Funde aus dieser Zeit selten.

Wiederum, etwa 500 Jahre nachher, kurz vor 500 v. Chr. ist die Lochen neu besiedelt worden. Von den östlichen Alpenländern, der europäischen Urheimat des Eisens, ist in der späten Hallstattzeit (Name von Hallstatt im Salzkammergut) eine eisenträgende Bevölkerung gekommen, die in der Hauptsache Viehzucht betrieb. Der Berg wird in seiner größeren Südhälfte von einem richtigen, umzäunten Dorf besetzt, in dem sich die Hütten um einen freien Platz in der Mitte im Oval regelmäßig aufreihen und sich in drei Reihen terrassenförmig am Hang aufbauen. Die rechteckigen Häuser sind aus Pfosten mit Bohlen- und Flechtwerkwänden und Lehm-

verkleidung, die Dächer aus Stroh oder Rinde. Das Innere ist in einen Wohnraum mit Herdstelle und einen Schlafraum dahinter abgeteilt. Neben den Wohnstätten stehen Vorratsspeicher, Ställe und Pferche für das Vieh.

Das Haus des Häuptlings

In dem hellen Bergkies hob sich 1923 u. a. ein mit grauem Kulturboden angefülltes Rechteck von 19,7 m ab, in dem ein Haus mit Pfostenlöchern, den Resten der Hausumzäunung zu sehen ist. Sein ebener Boden war durchzogen von Gruben und Rinnen verschiedenster Form und Größe, meist oval. Auf dem Boden einer Grube fand sich ein Herd in Form einer kreisförmigen Steinpackung von einem Meter Durchmesser. Es dürfte sich um das Haus des Häuptlings handeln (Modell davon im Heimatmuseum Balingen). Zu bewundern ist die vorzügliche Orientierung dieses Hauses, das sich mit der Schmalseite gegen die vorherrschende Windrichtung (Westen) legte. Durch den überhängenden Berg war es gegen die kalten Nordwinde geschützt; die Breit-, zugleich die Eingangsseite war gegen Süden gerichtet.

Machen wir uns ein Bild vom regen Leben dieses Dorfes! Um die Hütten tummeln sich die Kinder. Am Amboß fertigt der Schmied Eisenwerkzeuge. Der Töpfer läßt mit einfachen Hilfsmitteln, noch ohne Töpferscheibe, seine Urnen Schalen und Teller entstehen, versieht sie mit Bändern, Dreiecken und Vierecken und gibt ihnen dann in der Glut des Brennofens die nötige Festigkeit. Im Hause schalten die Frauen: am Webstuhl fertigen sie Stoffe für die Gewänder, auf der Handmühle mahlen sie Getreide und bereiten aus dem Mehl das tägliche Brot. Die vielen Spinnwirtel, die gefunden wurden, dürften z. Teil als Schmuck (Perlen) gedient haben.

Die Siedlung fand ihr Ende durch eine Brandkatastrophe, wie eine gleichmäßige Brandschicht zeigte, aber nicht im Kampfe mit den Nachfolgern, da diese erst etwa zwischen 300 und 100 v. Chr. auf der Nordterrasse siedelten.

Ein vielfältiges Leben

Aus der Früheisenzeit tragen auch Plettenberg, Schafberg und Gräbelesberg Siedlungsreste: der Plettenberg zeigt auf der Hochfläche Eisenschlacken, die vielleicht auf alte Eisenverhüttung (Bohnerz) hinweisen, die Südhälfte des Schafbergs ist durch einen 40 m langen Wall mit nordwärts vorgelegtem Graben befestigt, der mächtige Gräbelesberg trägt Abschnittswälle und -gräben (daher der Bergname) am Sattel und auf der Hochfläche 250 m südlich davon. Wir sehen: ein vielfältiges Leben auf den Balingen Bergen.

Im Laufe des vorchristlichen 5. Jahrhunderts drangen die Kelten in unser Land ein. Sie dürften es gewesen sein, die auf dem Gräbelesberg in der späten Eisenzeit eine starke Fliehburg gebaut haben. In der mittleren Latènezeit (so genannt nach dem berühmten Fundort in der Schweiz, Latène am Neuenburger See) besiedelten die Kelten etwa um 300 v. Chr. die Lochen. Ihre rundlichen Pfostenbauten mit Lehmverputz erstellten sie auf der hier oben vorherrschend von Westen wehenden Winden geschützten Nordterrasse (unterhalb der Schutzhütte des Schwäbischen Albvereins). Hier hatten sie einen freien, weiten Blick in das Albvorland. Eine prächtige Tierkopffibel, viel tönernes Hausgeschirr, meist von schwarzer oder grauer Farbe (tiefe Schüsseln und flache Teller, z. T. mit Kammstrichornament verziert), zeigen die gehobene Bauernkultur, wie sie den Kelten der Blütezeit eigen ist.

Römerstraße am Fuß des Berges

Doch ihres Bleibens war nicht allzulange. Um das Jahr 75 n. Chr. führten die Römer ihre Straße am Fuß des Berges vorbei über Erzingen, Weilheim, Lautlingen, Ebingen. Aus dem Ende des 2. und Anfang des 3. Jahrhunderts finden sich auf der Lochen Falzziegel und Keramikreste, auch Metall-, Glas- und Steinfunde, von Sigillata Teile einer Bilderschüssel, einer Käseschüssel und eines Tellers, zwei Münzen, ein verzierter Griff aus Bein, aber keine Spur von Steinmauern. Die Funde und die Lage sprechen dafür, daß auf dem niederen Südteil des Berges, südlich der Schutzhütte, ein Viehhof mit Ställen und einer ziegelgedeckten Hütte für die Hirten lag, die vielleicht zu dem am Fuß des Berges gelegenen Gutshof in Weilheim gehörten. Unter den Funden von Oskar Fraas, die er bei seiner Grabung 1882 machte, ragt eine Bronzeschnalle des 4. Jahrhunderts aus dem Besitz eines Alamannen hervor. Dazu kamen 1923 auf der Südterrasse noch ein schmaler bronzener Bügel, eine bronzene Riemenzunge. Im 4. Jahrhundert müssen also die Alamannen auf dem Berg gewesen sein. Dies dürfte mit dem Bericht des römischen Schriftstellers Ammianus Marcellinus übereinstimmen, daß sich die Alamannen 377/78 vor den Römern auf die Höhen zurückgezogen haben, daß also alte Ringwälle oder andere mehr natürlich geschützte vorgeschichtliche Anlagen von ihnen wieder benützt worden sind. Es kann daher angenommen werden, daß die Lochen aus Sicherheitsgründen von der alamannischen Bevölkerung zu kurzem Aufenthalt aufgesucht wurde.

Wir sehen, mehr als 2500 Jahre gehört die Lochen in einen Kranz vorgeschichtlicher Siedlungsstätten. Durch ihre isolierte Lage, zwischen den zwei Sätteln von 80—90 m Höhe eingebettet, zeigt sie sich von Süden her in einer Breite von 600 m wie ein Riesensarg, der von der West- und Nordwestseite gänzlich unzugänglich ist. Aus dieser isolierten Lage bot sich genug natürliche Sicherheit. Der einzigartige Berg war daher bevorzugter Siedlungsplatz.

Name

Schon öfters wurde versucht, den Namen „Die Lochen“ zu deuten. Doch eine Herleitung aus dem deutschen Sprachschatz ist bis jetzt nicht gelungen, denn das weibliche Geschlecht des weit ins Land hinausleuchtenden Schwammstotzens der Balingen Berge paßt durchaus nicht in das deutsche Sprachgefüge.

Wir finden im allgemeinen bei unsern Höhen das Geschlecht, das sich aus dem Grundwort ergibt (der Schafberg, die Schalksburg, das Lochenhörnle). Dagegen haben wir bei Namen in einfacher Form oft nur das weibliche Geschlecht. Es sind durchweg hervorragende Berge, so die Achalm, die Teck. Wir wollen aber gar nicht so weit gehen. In der Nähe der Lochen gibt es sogar weitere Beispiele, nämlich der Plettenberg, der nach seinen Felsen und Rutschen noch auf Karten des vorigen Jahrhunderts „Bleichtenberg“ heißt, und ein freistehender, sargförmiger Zugenberg der Alb bei Oberflacht gegen die Baar, der Lupfen. In älterer Zeit heißt der Plettenberg stets „Die Blaikten“ und noch 1601 „Die Plaigtin“, der Lupfen 1655 „Die Lupfin“.

Hinzu kommt, daß hervorragende Berge der Alb im Gegensatz auch zu andern Bergen in Urkunden in doppelter Schreibweise auftreten, so daß der Lupfen — Lupfa/Lupfun, die Teck — Tecka/Teckun, ähnlich der Zoller — Zolra/Zolrun, geschrieben Zolre/Zolron oder Zolren (1061: Burcardus et Wezil de Zolorin occidentuntur — Burkhard und Wetzlar wurden erschla-

gen). Auch der Namen der abgegangenen Siedlung am Fuß des Wenzelsteins, Winzeln, weist auf ein Wort weiblichen Geschlechts. Die älteren Namensformen dieses Ortes lauten: 1050 Winzilun (Mehrzahlform) und 1084 Winzila (Einzahlform). Sehr wahrscheinlich sind all diese Namen nach Art weiblicher Substantive dekliniert worden.

Balingen gehen auf „Die Lochen“

Sowohl das weibliche Geschlecht der einfachen Bergnamen als auch ihre Doppelform können nicht im Mittelalter entstanden sein, da sie durchaus nicht in das deutsche Sprachgefüge eingereiht werden können. In ihnen müssen vorgermanische, also keltischen oder vorkeltische Stämme stecken. Die Alamannen, die nach 260 ins Land kamen, übernahmen die Namen von den damals in unserer Heimat ansässigen Kelten. Bei der Räumung des Landes blieben immer noch Reste der alten Bevölkerung zurück, die die bisherigen Berg-

namen vermitteln konnten. Neue Namen wurden für die eindrucksvollen Berge mit ihren einzigartigen Formen nicht geschaffen. Die Bergnamen von altem Klang wurden auch auf die mittelalterlichen Burgen (Twiel, Lupfen, Zoller, Achalm, Teck, Neuffen usw.) übertragen; beim Ipf und bei der Lochen waren es die vorgeschichtlichen Funde, die immer wieder die Phantasie erregten, die Götter, die in ihnen ihre Herrschaft hatten (vgl. Skamander in Homers Ilias). Man hütete sich, diese Götter zu stören. So leben die Namen lange fort. Vom Dunkel des Rätselhaften und Geheimnisvollen blieben sie bis in unser Jahrhundert umhüllt. So gehen die Balingen heute noch nicht auf „Den Lochen“, sondern auf „Die Lochen“. Beim Plettenberg dagegen ist das männliche Geschlecht durch die Kompositionsbildung -berg eingetreten. Die Bildung der „Lochenstein“ anstelle der weiblichen Einzahlform „Die Lochen“ stellt die Analogie zu diesem Vorgang dar. Der Namen „Lochen“ bleibt jedoch in seinem Sinn verdunkelt.

Kostbarkeiten der Heimat

Die Pfarrkirche St. Matthäus in Dormettingen

Von Kurt Wedler

Mitten im Dorf, wie sich's gehört, liegt die Pfarrkirche St. Matthäus von Dormettingen mit ihrem schlanken Westturm und dem Pfarrhaus und der Pfarrscheuer daneben. Funde aus der Vorgeschichte beweisen, daß wahrscheinlich schon vor etwa 4000 Jahren in diesem Raum Menschen gesiedelt haben, aber erst die Alemannen gründeten um 400 n. Chr. die Siedlung Toromoafingen (urkundlich 786). Der Übertritt der bäuerlichen Siedler zum christlichen Glauben ist in unserer Gegend im 8. Jahrhundert anzusetzen. Eine eigene Pfarrei wird aber erst 1275 erwähnt. Bis 1777 war die Kirche „Unserer lieben Frau“ geweiht, und dann trat der hl. Matthäus als Kirchenpatron auf.

Die jetzige Kirche wurde 1712 als einfache Saalkirche mit einem quadratischen, eingezogenen Chor erbaut. Ihr Westturm mit dem geknickten Pyramidendach stammt aber erst aus dem Jahr 1824. — Die Ba-

rockaltäre mußten bei der ersten Renovation in den Jahren 1903/06 einer neuen Ausstattung weichen. Die Nachwirkungen des Historismus haben auch hier ihr Werk getan. Aus dieser Zeit stammt auch das im Renaissance-Stil gut nachgeführte Deckenbild der 14 Nothelfer, die sich um Maria im Strahlenkranz scharen (von dem Maler und Bildhauer Metzger, Überlingen, 1906).

Bei der zweiten Renovierung in den Jahren 1945/46 entstand das Deckenbild im Chor „Der segnende Christus“ von August Blepp, Weilen u. d. R. Nun hat der schlichte Saalraum der Kirche seit 1964/65 ein schönes ansprechendes Gesamtbild erhalten, in dem die alte Überladung des Raumes verschwunden ist, und die noch erhaltenen barocken Stücke den Raum verinnerlichen. Die drei Altarbilder am Chorbogen und der Chorwand: Das Rosenkranzbild, die hl. Sippe und die Marienhimmelfahrt und -krönung, und die drei kleineren Bilder



Innenaufnahme der Matthäus-Kirche in Dormettingen,

Fotos: Wedler

mit Vitus, Sebastian und Michael stammen von Johann Achert, Rottweil, aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Er war wahrscheinlich ein Schüler des Rottweiler Malers Joh. Georg Glückher, von dem ein sehr schönes Rosenkranzbild in Dautmergen zu sehen ist. Von Achert sind noch Bilder in Unterdisgisheim, Neufra und Rott-



Pieta der Dormettinger Kirche

weil (Dominikanerkirche) erhalten. Er arbeitet wie sein Lehrer, mit verhaltenen dunklen Farben, aber mit vielfiguriger, packender Dramatik in echt barocker, aber nicht überbetont feinnerviger oder graziler Formgebung. Das Rosenkranzbild, vielleicht auch noch andere der Achert-Bilder, ist vermutlich eine Stiftung der Rosenkranzbruderschaft, die heute noch in Dormettingen und Dautmergen besteht. Das Bild zeigt Maria von Engeln umgeben und unten knieend Dominikus und Katharina von Siena.

In der früheren Sakristei, die durch einen Rundbogen jetzt mit dem Chor der Kirche verbunden ist, hängen an der Ostwand ein schlichter Kruzifixus und die vier Kirchenväter vom früheren Kanzelkorb; außen

Ambrosius (mit Bienenkorb) und Hieronymus (mit Totenkopf) als gute Originale von der Mitte des 18. Jahrhunderts, innen Gregor (mit Buch) und Augustin (mit Buch und Kind) als spätere Nachbildungen. — Von ähnlich guter Qualität sind die Madonna an der Nordwand des Langhauses mit Szepter und Krone, aufgelöstem Haar und reichem Gewand und der Auferstehungschristus vom früheren Kanzeldeckel an der Südwand. Auch eine barocke Agatha ist an der Nordwand zu sehen. Sie trägt als Symbol ihre Brüste auf einem Buch, die ihr bei ihrem Martyrium abgeschnitten wurden. — Im Nebenraum des Chores zeigt die Westwand noch zwei barocke Plastiken: Franz Xaver und Aloysius. All diese barocken Figuren stammen vermutlich aus einer Werkstatt in Schömberg, vielleicht aus der des Urban Faulhaber, der von 1711 bis 1780 gelebt hat. Eine gotische Nachbildung der romantischen, neugotischen Epoche ist die Pietà in einer Fensternische der Nordwand. Im Anfang des 14. Jahrhunderts tritt das Vesperbild, aus der Bewegungsgruppe herausgelöst, als besonderes Andachtsbild auf und, wie hier in der Nachbildung mit schräg aufgerichtetem Oberkörper des Heilandes im Schoß der Mutter. Durch die hochgehaltene Hand des Toten, das schmerzzerfüllte Antlitz Mariens und den bewegten Faltenwurf des Gewandes versucht der Bildhauer das Geschehen zu steigern. Daran erkennt man aber auch die unechte Gotik.

Die spätgotische Katharina mit Schwert und Buch war noch in den Aufsatz des alten Altares gestellt, jetzt ist sie an der Südwand angebracht. Auch ein spätgotischer Laurentius mit dem Rost ist an der Südwand über der Empore zu sehen. Laurentius (Lorenz) ist einer der Erzmärtyrer, der von Kaiser Valerian im Jahr 258 auf dem Rost zu Tode gemartert wurde.

Der schlichte, moderne Hauptaltar mit dem Pelikan-Relief und die einfache Kanzel fügen sich gut in den neugestalteten Raum ein und erhöhen sein feierliches Gepräge. Obwohl sich in diesem Gotteshaus der Barockzeit nun mit seinem plastischen Schmuck und der Malerei Spätgotik, Barock, Neugotik, Neurenaissance und Moderne vereinigen ist eine ansprechende Einheitlichkeit gewahrt worden, die den Besucher wohlthuend umfängt.

Die ersten Blitzableiter in Balingen

Von Ernst Wintergerst †

Unterm 9. Oktober 1824 wurde durch die K. Württ. Regierung des Schwarzwaldkreises dem K. Oberamt Balingen aufgegeben, „ein Verzeichnis aller in dem Oberamtsbezirk befindlichen Blitzableiter mit Angabe der Gebäude-Eigentümer, der Zeit der Errichtung des Blitzableiters, der Person, unter dessen Aufsicht und des Handwerksmannes, durch welchen er errichtet worden“, einzusenden.

Wir lesen in diesen alten Feststellungen u. a., daß ums Jahr 1790 auf der Stadtkirche, auf deren Turm und auf den Gebäuden der Stiftungsverwaltung und der Spitalpflege die ersten Blitzableiter angebracht worden sind. Die Arbeiten auf der Kirche und dem Turm führte Schlossermeister Joh. Georg Höschle, alt, unter Aufsicht des Professors Groß, Tübingen, aus, während sie auf den beiden anderen Gebäuden Höschles Sohn Johann Georg machen durfte. Dieser hatte in der Verfertigung der Blitzableiter in Genf Unterricht

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

erhalten, sein Vater dagegen von Professor Dr. Bohnenberger und dem Schlossermeister Wanger in Stuttgart.

Die nächstfolgenden Gebäude, die in Balingen einen Blitzableiter erhielten, waren 1811 die Oberamtspflege und das Rathaus. Mit zeitlichem Abstand getrauten sich private Hausbesitzer an die neumodische Erfindung, weil man fürchtete, „damit die Götter zu versuchen“. Im Jahr 1815 rafften sich der Kaufmann Johann Tobias Roller und der Stadtschreiber Hobbahn zum Einbau der blitzbahnenden Wetterstange auf, 1818 folgten Oberamtsarzt Dr. Bronner, die Bürgermeisters-Witwe Gerst und Hirschwirt Johannes Sting.

Bis dahin versuchte man vielfach, den Blitzeinschlägen mit naturgemäßen Mitteln entgegenzuwirken, was sogar amtlich befohlen wurde. „Und der Landmann soll auf seinem Hausdach den Donnerbart haben“, gebot Karl d. G. in seiner Verordnung für die kaiserlichen Güter, dem Capitulare de villis vom Jahr 812. Graf Eberhard von Württemberg erneuerte 1482 dieses Gebot. Mit dem „Donnerbart“ war die Hauswurze gemeint (Sempervivum tectorum), von den alten Deutschen dem Donnergott Donar geweiht.

In manchen Gegenden, besonders im Gebirge, glaubt man heute noch, daß diese dickfleischige Pflanze auf dem Dach bei Gewittern das Haus beschütze und Unheil von den Bewohnern abhalte.

Da diese Blitzschutzmittel aus dem Reich der Natur nicht allgemein befriedigen, sann schon vor über 200 Jahren der Amerikaner Benjamin Franklin nach einer physikalischen Blitzabwehr. Nachdem er 1747 die elektrische Spitzenwirkung entdeckt hatte, schloß er aus seinen Beobachtungen, daß damit ein Mittel zum Schutz von Gebäuden gegen Blitzschaden gewonnen werden könne, und bald danach setzte er in seiner Vaterstadt Philadelphia die ersten Blitzableiter auf Gebäude.

In Europa führte sich der Blitzableiter nur langsam ein, 1760 erstmals auf dem Eddystone-Leuchtturm in England, 1769 folgte Hamburg. Herzog Karl von Württemberg ließ 1783 durch den Mannheimer Physiklehrten J. J. Hemmer den ersten Blitzableiter in Württemberg fertigen und auf sein Schloß in Hohenheim setzen. Im Jahr 1809 zählte man in Stuttgart bereits über 200 Blitzableiter, im Sommer 1854 waren sie auf 580 angestiegen. So bürgerte sich der neue Blitzschutz immer mehr ein.

Die Schwalbenwurz

(*Cynanchum vincetoxicum*)



Zu den Charakterpflanzen der Steppenheide gehört die kalkliebende Schwalbenwurz, die wir an sonnigen Hängen, auf Felsen und Schafweiden unserer Berge finden. In der Volksheilkunde wurde die Pflanze wegen ihres Giftes nach dem Grundsatz verwendet „Gleiches wird mit Gleichem vertrieben“. Dies drückt auch ihr lateinischer Name aus: vincere = besiegen und toxicum = Gift, also Giftbesiegerin als angebliches Gegengift. Wegen ihres Giftes wird auch das bis 1 m hohe Krautgewächs von den Schafen gemieden.

Die kleinen schmutzigweißen Blüten mit fleischiger Nebenkrone sind überaus kunstvoll eingerichtet. Fäulnisliebende Fliegen besuchen sie und fangen sich mit ihrem Rüssel in der Blüte, wenn sie ihn aus der Saffhöhle zurückziehen, in einem besonderen schwarzen Klemmkörper. Dieser wird mit einem Ruck losgerissen und mitgenommen und damit zugleich aber auch die am Klemmkörper befestigten Blütenstaubpäckchen.

Schatten verträgt die lichtliebende binnenländische Steppenpflanze nicht. Aber auf ihren trockenen, freien Standorten wäre sie übermäßiger Belichtung und damit zu großem Wasserverlust ausgesetzt, wenn sie ihre herzförmigen Rinnenblätter nicht in eine schiefe Lichtlage bringen würde und damit im Gegensatz zu den Waldpflanzen, die ihre Blätter waagrecht ausbreiten, senkrechter Bestrahlung ausweicht. Durch diese sinnreichen Ausrüstungen weiß sie sich der schwierigen Lebenslage wunderbar anzupassen.

Fritz Scheerer

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 17

31. Juli 1970

Nr. 7

Die Ergebnisse der Bundestags- und Landtagswahlen im Kreis Balingen in den Jahren 1947-1969

von Georg Schuler, Balingen
Fortsetzung

Die Wahl zum fünften Bundestag am 19. September 1965

Professor Erhard, der früher als „Wahllokomotive“ gedient hatte, führte nun den Bundestagswahlkampf als Kanzler. Der vorausgegangene Regierungswechsel in Bonn bildete ein großes Wahlkampfthema. Harte Auseinandersetzungen um die Außenpolitik gab es kaum noch. Die FDP bekämpfte das Schreckgespenst einer wahrscheinlich gewordenen schwarz-roten Koalition. Die neugegründete NPD trat zum erstenmal in die Wahlkampfarena.

Die Kandidaten der Parteien:

CDU: Dr. Hermann Schwörer, Unternehmer, Sigmaringen

SPD: Karl-Hans Kern, Pfarrer und Studienrat, Schweningen

FDP: Dr. Herbert Scheurer, Dipl.-Volkswirt, Pfullingen

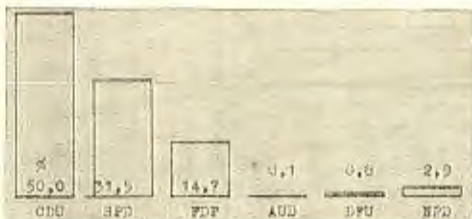
AUD: Herbert Ulbricht, Zuschneider, Tailfingen

DFU: Hermann Bößler, Metallarbeiter, Hengen

NPD: Dr. Heinrich Ebner, Arzt, Tübingen

Kreiswahlergebnis:

Wahlbeteiligung: 80,5 Prozent.



Im Bundesgebiet siegten die „Großen“, wobei die SPD sogar stärker zunahm als die CDU. Im Kreis aber übertraf die CDU das Bundes- wie das Landesergebnis.

Die Landtagswahl vom 28. April 1968

Fünfzehn Monate vor der Wahl erfolgte ein Regierungswechsel in Stuttgart. Ministerpräsident Kurt Georg Kiesinger wurde zum Bundeskanzler gewählt und sein Nachfolger im Land Ministerpräsident Filbinger ging bald mit der SPD eine große Koalition ein. Die Wirtschaftskrise schien überwunden, aber die heftigen Studentenunruhen brachten ein neues Thema in den Wahlkampf, in dem die NPD kräftig mitmischte.

Die Kandidaten der Parteien:

CDU: Erwin Gomeringer, Bürgermeister, Meßstetten

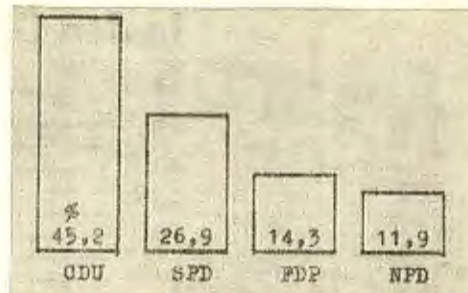
SPD: Erich Emmrich, Geschäftsführer, Erzingen

FDP: Günter Lietzenmayer, Kaufmann, Ebingen

NPD: Dr. Heinrich Ebner, Arzt, Tübingen

Kreiswahlergebnis:

Wahlbeteiligung: 67,3 Prozent



CDU und SPD mußten Stimmenverluste hinnehmen; die CDU verlor aber seit der letzten Landtagswahl 1964 nur 1,9 Prozent, die SPD dagegen 8,3 Prozent Stimmen. Die NPD tat einen großen Sprung nach vorne, sie bekam im Kreis 5670 Stimmen.

Die Wahl zum sechsten Bundestag am 28. September 1969

In Bonn regierte die große Koalition unter Kanzler Kiesinger, aber die Koalitionspartner zogen getrennt in den Wahlkampf. Die CDU setzte stark auf Kiesinger: „Auf den Kanzler kommt es an“, die SPD warb mit der Parole: „Wir schaffen das moderne Deutschland“, die FDP blieb nach allen Seiten offen. Die NPD aber wollte unbedingt die 5-Prozent-Klausel überspringen und machte sich die besten Hoffnungen.

Die Kandidaten der Parteien:

CDU: Dr. Hermann Schwörer, Unternehmer, Sigmaringen

SPD: Dr. Andreas von Bülow, Regierungsrat, Balingen

FDP: Werner Stuwe, Major, Sigmaringen

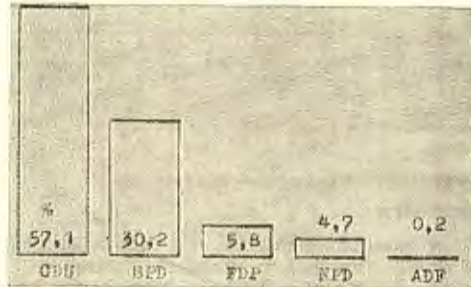
NPD: Dr. Heinrich Ebner, Arzt, Tübingen

ADF: Rolf Brünne, Psychologe, Tailfingen

Kreiswahlergebnis:

Wahlbeteiligung 79 Prozent.

Auf Bundesebene verzeichnete die SPD Stimmengewinne, während die CDU leichte und die FDP beträchtliche Verluste hinnehmen mußte. Die NPD schaffte den Sprung in den Bundestag nicht. Im Kreis Balingen ergab das Ergebnis ein anderes Bild. Die CDU nahm kräftig an Stimmen zu und kam weit über die absolute Mehrheit. Die SPD konnte ihr Ergebnis von 1965



nicht erreichen, schnitt aber besser ab als bei den Landtagswahlen 1968. Die FDP verlor mehr als die Hälfte ihrer Wähler und die NPD sank wieder unter 5 Prozent. In Bonn kam es zur Koalition SPD/FDP.

Gesamtanalyse der 11 Parlamentswahlen

1947—1968 (Die Ergebnisse der BTW 1969 sind nicht berücksichtigt, da diese Arbeit im Frühjahr 1969 abgeschlossen wurde).

Die Wahlbeteiligung Vergleich mit Baden-Württemberg und der Bundesrepublik

Nachstehendes Diagramm stellt die Wahlbeteiligungen in Bund, Land und Kreis einander gegenüber. In den ersten 3 Parlamentswahlen zeigt der Kreis eine außerordentlich niedrige Wahlbeteiligung, die zwischen 50 und 60 Prozent schwankt. Die Bevölkerung scheint nach der Kriegskatastrophe bei wirtschaftlichen Notzuständen und bei den noch andauernden Demontagen und Entnazifizierungsverfahren noch kein richtiges Zutrauen zu den Parteien und ihren politischen Möglichkeiten gehabt zu haben.

Mit der Bundestagswahl 1953 ist eine Angleichung an die Bundes- und Landeswahlbeteiligungen erfolgt, aber der Kreis bleibt weiterhin hinter den Zahlen des Landes zurück, und das Land erreicht auch nicht die Bundeswahlbeteiligung. Die Landtagswahlen finden bei der Bevölkerung nie das gleiche Interesse wie die Bundestagswahlen, was sich in einer deutlich niedrigeren Wahlbeteiligung ausdrückt. Diese Auf- und Ab-Bewegung zwischen Bundestagswahlen und Landtagswahlen machen die Wähler des Kreises getreulich mit, wobei die Bundestagswahlen ab 1953 immer neue Höhepunkte in der Wahlbeteiligung bringen.

Die Landtagswahl 1960 brachte für Land und Kreis einen Tiefpunkt der Wahlbeteiligung mit 59 bzw. 54,3 Prozent. Diese plötzliche Wahlmüdigkeit ist wahrscheinlich auf die damals in Stuttgart amtierende Allparteienregierung zurückzuführen, die eine echte Auseinandersetzung im Wahlkampf unmöglich machte.

ne, so besteht doch immer die gleich große Gefahr, eigene Stimmen an andere Parteien zu verlieren, weshalb die Parteien ihrer vermutlichen Stammwählerschaft eine gewisse „Pflege“ angedeihen lassen müssen.

Zieht aber heute eine Partei aus, neue Wählerstimmen zu gewinnen, so sondiert sie zuvor das politische Terrain genau, um zu erkunden, ob sich ihr Einsatz auch lohnen werde.

Eine solche Untersuchung will nun ergründen, wie groß die Wechselbereitschaft der Wähler ist, und das Studium der bisherigen Wahlergebnisse und Wahlbeteiligungen läßt oft schon klare Schlüsse zu.

Eine große Partei hat nun mit Hilfe von Rechenautomaten sämtliche Gemeinden der Bundesrepublik auf die bisherige Wählerfluktuation hin untersucht. Die Wahlergebnisse der Bundestags- und Landtagswahlen wurden hierbei einem bestimmten Rechenvorgang unterzogen, und das Resultat waren Meßziffern für jede Partei in jeder Gemeinde. Diese Meßziffern für die Fluktuation drücken in Punkten die Streuung um den durchschnittlichen Stimmenanteil aus, geben also an, um wieviel Punkte die Stimmenanteile um ihren Durchschnittswert schwanken. Dabei können diese Schwankungen dadurch verursacht sein, daß die Wähler von Wahl zu Wahl sich für eine andere Partei entscheiden, oder aber dadurch, daß Wähler nicht bei allen Wahlen von ihrem Stimmrecht Gebrauch machen.

Je höher nun die Meßziffer ist, je größer ist die Wechselbereitschaft der Wähler; je niedriger die Meßziffer, desto stabiler sind

die Verhältnisse für die entsprechende Partei.

Die Meßziffern der Parteien CDU, SPD, FDP, die aus den sechs Parlamentswahlen B 1953, L 1956, B 1957, L 1960, B 1961 und L 1964 errechnet wurden, sind anschließend aufgeführt, wobei die Gemeinden mit vorwiegend katholischen Wählern halbfett gedruckt sind. Es fällt ins Auge, daß Gemeinden mit überwiegender kathol. Bevölkerung meist kleinere Meßziffern aufweisen, das heißt, daß hier eine relativ hohe Stabilität der Stimmabgaben zu verzeichnen ist. Katholische Wähler scheinen also eher Stamm- als Wechselwähler zu sein. Bei den Meßziffern für die CDU taucht die erste katholische Gemeinde auf dem achten Platz auf, während die letzten neun Gemeinden mit starker CDU-Stabilität überwiegend katholische Bevölkerung aufweisen.

Bei den Meßzahlen für die SPD belegen aber gleich 12 Gemeinden mit überwiegend katholischer Bevölkerung die besten Stabilitätsplätze. d. h. der SPD-Stimmenanteil schwankt in diesen Gemeinden nur schwach. Da aber diese Gemeinden durchweg schwache SPD-Ergebnisse aufweisen, könnte man aus dieser Tatsache den Schluß ziehen, daß die Stabilität katholischer Gemeinden gegen die SPD noch etwas größer ist als für die CDU.

Das Bild der FDP-Meßzahlen zeigt eine ähnliche Tendenz. Die stärksten FDP-Schwankungen verzeichnen 12 Gemeinden mit überwiegend evangelischer Bevölkerung. Unter den katholischen Gemeinden steht hier Nusplingen oben.

Das Schaubild auf der folgenden Seite zeigt die Summe der einzelnen Partei-Meßzahlen in Verbindung mit einer Dar-

stellung der Gemeindegrößen. 14 Gemeinden mit überwiegend evangelischer Bevölkerung führen von oben, von der Labilitätsseite her an, während 10 Gemeinden mit überwiegend katholischer Bevölkerung dasselbe von der Stabilitätsseite her tun.

Ein Blick auf die Gemeindegrößen ist ebenfalls sehr aufschlußreich. Größere Gemeinden und größere Städte belegen untere Mittelplätze. Kleine evangelische Gemeinden zeigen mit ihrer oberen Platzierung eine sehr starke Wechselbereitschaft, während kleine katholische Gemeinden die stärksten Stammwählerschaften aufweisen.

Die Tabellen der Wählerfluktuation stehen natürlich in Korrelation zu dem Bild der Wahlbeteiligung, denn unterschiedlich starke Wahlbeteiligung ergibt auch hohe Schwankungsziffern. Noch deutlicher aber wird die Wählerfluktuation bei den Schaubildern der Gemeindeergebnisse. Es ist empfehlenswert, die Bilder der Gemeinden Isingen und Oberdigisheim (überwiegend evangelisch) mit denen von Weilen und Dormettingen (überwiegend katholisch) zu vergleichen.

Summer der Meßziffern für die Wählerfluktuation

Gemeindegröße, Statistik 1960/61

1. Isingen	33,99	500 Einwohner
2. Oberdigisheim	30,87	700 Einwohner
3. Bickelsberg	30,01	500 Einwohner
4. Leidringen	29,12	900 Einwohner
5. Meßstetten	24,46	3000 Einwohner
6. Brittheim	23,91	300 Einwohner
7. Täbingen	23,53	500 Einwohner
8. Hossingen	23,34	500 Einwohner
9. Zillhausen	23,19	700 Einwohner
10. Burgfelden	21,81	200 Einwohner
11. Bitz	20,69	3000 Einwohner
12. Stockenhausen	20,26	200 Einwohner
13. Tieringen	20,08	800 Einwohner
14. Winterlingen	20,06	3000 Einwohner
15. Dautmergen	18,96	300 Einwohner
16. Rosenfeld	18,91	1300 Einwohner
17. Laufen	17,95	1400 Einwohner
18. Erzingen	17,92	600 Einwohner
19. Nusplingen	17,84	1700 Einwohner
20. Pfeffingen	16,94	1400 Einwohner
21. Ratshausen	16,47	600 Einwohner
22. Engstlatt	16,43	1300 Einwohner
23. Dotternhausen	15,52	1000 Einwohner
24. Tailfingen	15,46	15500 Einwohner
25. Frommern	15,18	2900 Einwohner
26. Streichen	14,58	400 Einwohner
27. Weilstetten	14,24	1900 Einwohner
28. Binsdorf	14,08	900 Einwohner
29. Hausen	13,79	400 Einwohner
30. Onstmettingen	13,79	4700 Einwohner
31. Ebingen	13,75	1000 Einwohner
32. Ebingen	13,27	21000 Einwohner
33. Balingen	12,79	11600 Einwohner
34. Obernheim	10,98	1200 Einwohner
35. Ostdorf	10,94	1100 Einwohner
36. Schömberg	10,03	1700 Einwohner
37. Roßwangen	9,01	500 Einwohner
38. Geislingen	8,85	3000 Einwohner
39. Erlaheim	8,03	600 Einwohner
40. Lautlingen	8,01	1400 Einwohner
41. Zimmern	7,81	400 Einwohner
42. Margrethausen	7,78	800 Einwohner
43. Unterdigisheim	7,30	500 Einwohner
44. Weilen	5,64	300 Einwohner
45. Dormettingen	5,28	700 Einwohner

Die Wahlerfolge der Parteien im Kreis Balingen

Vergleiche nachstehende Abbildung und Tabelle.

CDU. Beim Start im Jahre 1947 lag diese nach dem Kriege gegründete Partei nur knapp vor FDP und SPD. Bei der Bundestagswahl 1949 erreichte sie aber im Kreis einen deutlichen Vorsprung. Die Wahlen B 1953 und B 1957, L 1964 und B 1965 bringen ihr die besten Ergebnisse. Im allgemeinen ist sie bei den Landtagswahlen weniger erfolgreich (Ausnahme 1964). Zweimal, 1952

Meßziffern für die Wählerfluktuation

CDU	SPD	FDP
1. Bickelsberg	13,70	11,90
2. Isingen	12,48	10,31
3. Oberdigisheim	11,47	9,99
4. Meßstetten	11,24	9,72
5. Zillhausen	11,20	9,46
6. Brittheim	11,12	9,36
7. Leidringen	10,09	8,77
8. Nusplingen	9,45	8,51
9. Winterlingen	8,83	8,01
10. Dautmergen	8,62	7,96
11. Bitz	7,80	7,95
12. Stockenhausen	7,64	7,87
13. Laufen	7,62	7,78
14. Ratshausen	7,45	7,61
15. Täbingen	7,37	7,52
16. Burgfelden	7,24	7,25
17. Hossingen	7,17	7,19
18. Dotternhausen	6,73	7,09
19. Pfeffingen	6,71	7,02
20. Frommern	6,59	6,70
21. Onstmettingen	6,50	6,46
22. Streichen	5,80	6,36
23. Hausen	5,39	6,32
24. Weilstetten	5,27	6,31
25. Ebingen	5,25	6,13
26. Tieringen	5,15	6,13
27. Tailfingen	5,11	5,96
28. Binsdorf	5,04	5,84
29. Balingen	4,97	5,58
30. Rosenfeld	4,96	5,58
31. Obernheim	4,83	5,43
32. Ebingen	4,62	5,39
33. Engstlatt	4,25	5,32
34. Erzingen	4,10	4,53
35. Geislingen	4,04	3,90
36. Ostdorf	3,94	3,84
37. Zimmern	3,93	3,79
38. Roßwangen	3,66	3,75
39. Schömberg	3,34	3,55
40. Unterdigisheim	3,22	3,53
41. Erlaheim	2,78	3,31
42. Margrethausen	2,59	3,28
43. Weilen	2,45	3,20
44. Lautlingen	2,16	3,11
45. Dormettingen	1,44	1,69

SPD auf den ersten Platz vorbeiziehen und 1960 muß sie bei der Landtagswahl die lassen. Seit 1961 aber hat sich die CDU von der SPD lösen können. Die beiden Erfolgskurven gehen plötzlich scherenförmig auseinander. Die CDU hat nun seit 1964 eindeutig die Führung im Kreis errungen, wenn auch die L 1968 einen kleinen Rückschlag brachte.

SPD. Bis 1952 hatte diese Partei eine aufstrebende Tendenz im Kreis zu verzeichnen, ja, sie hatte bei der L 1952 die CDU leicht überholt. Um so überraschender war dann ihr tiefer Sturz bei der B 1953. Danach aber ging es, besonders bei den Landtagswahlen, wieder aufwärts, und bei der L 1960 wurde die CDU abermals überflügelt. Seitdem aber ist eine stetige Abwärtsentwicklung eingetreten, und besonders die Wahlen L 1964, B 1965 und L 1968 brachten dieser Partei tiefe Enttäuschungen, zumal die CDU ihren Vorsprung so stark ausbauen konnte.

FDP. Verheißungsvoll begann diese Partei im Jahre 1947, sie war knapp hinter der CDU zweitstärkste Partei im Kreis. In den nächsten drei Wahlen aber ging die Hälfte der Wählerschaft verloren. Seither bewegen sich ihre Wahlergebnisse fast konstant um 15 Prozent herum, und nur im Jahre 1961 wurden 20 Prozent noch einmal erreicht, als viele CDU-Wähler mit einer Stimmabgabe für die FDP für die Koalition, aber gegen die Bundeskanzlerschaft Adenauers stimmten.

Heutiger Stand dieser drei Parteien nach den Ergebnissen der Landtagswahl 1968:

CDU	45,2 %
SPD	26,9 %
FDP	14,3 %

(Fortsetzung folgt)

Eine Albwanderung

Von Hans Müller

Es ist nicht schwer, nach Trochtelefingen zu kommen. Dieses seltsame Dorfstädtchen, das in der Vergangenheit sieben Herren nacheinander gehabt hat, liegt mit seinen Festungsresten, dem dicken Kanonenturm und einer Art Schloß recht hübsch an der Seckach, einem Nebenflüßchen der Lauchert. Wir gehen talaufwärts zum Umspannwerk und von da auf die Fernstraße. Links liegt auf dem Burgberg eine Kapelle, rechts heißt es in fast gleicher Höhe Burgstall. „Doch die Ritter sind verschwunden“, lautet ein Lied. Bleiben wir also in der Gegenwart. Am Stöckberg ist der Jura ganz prächtig vom Straßenbau angeschnitten. Wir sehen, wie zerrüttet und verrostet er ist. Tief greifen die Naturschächte in ihn hinein, höhlenlehmgefüllt. Wir retten uns vor dem Verkehr auf einen spitz abzweigenden Landwirtschaftsweg und drehen uns noch einmal um. In einem Sumpfgelände entspringt die Seckach. Von da ab ist das Tal auf sechs Kilometer trocken und heißt Hasental. Hier ging die Poststraße nach Reutlingen. Man sieht es noch an den Bezeichnungen Halbstundentafel, 2 km weiter Stundentafel, also Fußgängertempo, dann Haidpost. Auffallend, daß die östliche Talseite lauter felsige, bewaldete Berge hat: Stöckberg, hintere Burg (schon wieder!), spitziger Berg, Ziegelberg, Ruprechtsberg, Klammerberg, Schweikardsbühl — und die andere Talseite ist so flach. Nur ein ganz kleiner Felsensockel lugt noch hervor, darüber ist weithin „weiche“, offene Landschaft: ein schönes Dirmental, natürlich trocken, ein allerliebstes Hängetälchen, das

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

den Anschluß ans Hasental nicht erreicht. Den Hintergrund beschließen die höheren Berge an der Lauchert und Erpf. Unser Weg führt hinauf ins Erbsenland, eine große Karstwanne mit Dolinen, vom Hasental schon etwas angenagt. Am Ende des landwirtschaftlich genutzten Erbsenlandes machen wir einen kleinen Abstecher nach rechts, wo wir in dem Wäldchen Nr. 20 herumstöbernd, viele tiefe Naturschächte antreffen, wie wir sie unten an der Verkehrsstraße angeschnitten gefunden hatten. Auch versäumen wir nicht, einmal ins Freie herauszutreten und die zahllosen Waldbuckel der Kuppenalb zu überblicken, die kaum anderswo auf der Alb so klein und so dicht gehäuft zu sein scheinen. Weiter geht die Wanderung am Eichenberg, Lippertshorn, Goldberg und Buch entlang auf einem „Trieb“, also offenem Gelände, wo es aussieht, als gehe man in einem hochgelegenen Urtal. Tatsächlich ist man da seit neuestem einer Verlängerung des Lauchertgrabens von Jungnau — Veringen auf der Spur. An ehemaligen Grabhügeln vorbei senkt sich der Weg sanft zur Schönen Hülbe, dicht dabei eine naturgeschützte Gruppe mächtiger Linden. Und da kommt um den Klammerberg herum „bigott“ das Bähnle! Das hat es klug gemacht, denn es vermeidet auf diese Weise die geringe Steigung, die die Hauptstraße auf sich nehmen muß und zeigt uns zugleich, daß das Hasental um diesen Umlaufberg geht. Ja, die Eisenbahn ist doch ein sehr brauchbarer Geländezeiger. Wie aus einem Versteck kommt das Bähnle hervor und hat weiter unten auf grüner Waldwiese sogar einen „Bahnhof Hasental“, wohl für die Hasen, denn Ortschaften sind kilometerweit nicht zu sehen. Um den Schweikardsbühl herum wimmelt es von Dolinen und Karstwannen. Eine ganz große ist mit Wald ausgesetzt. Vielleicht haben wir unterwegs den örtlichen Schäfer getroffen, der sich gern in ein Gespräch einläßt und noch seinen guten Berufsstolz hat. — Wir schlagen uns zur

Haidkapelle durch, wo ein breiter Waldriegel eine Geländeschwelle vortäuscht. In Wirklichkeit geht aber das breite Hasental weiter und heißt nunmehr Sautal. Es ist das Ur-Seckachtal im verlängerten Lauchertgraben. In der Haidkapelle steht eine so schöne Madonna, daß man den ganzen Tag keine weitere sehen möchte, denn sie kann ja doch nicht so schön sein und wäre somit eine Enttäuschung. Man erzählt sich, daß früher die Jungfrauen in der Haidkapelle gebetet hätten: „Gib uns allen einen Mann, und mir zuerst einen!“ Heute tun sie das nicht mehr. In der Nähe sind große Kasernen. Haidpost und Haidkapelle bilden den Weiler Haid. Da lebte ein Landwirt Johannes Dorn, der eine „Nase“ für Bodenfunde hatte, die auch aus Gold oder Silber sein durften. Freilich, es wimmelt nördlich der Haidkapelle von Grabhügeln, mit denen er 1892 begann und dann seine reichlich erwerbsmäßige Arbeit auf die mittlere Alb und sogar auf das Albvorland ausdehnte. Aus mangelndem Interesse gingen sehr viele Funde ins Ausland. Heute sind wir so wohlsituiert, daß wir den Weiler Haid (oder auch das Degerfeld) im British Museum in London studieren können!

Unsere Wanderung ist indessen noch nicht ganz zu Ende. Hinter dem Waldriegel verlassen wir die Verkehrsstraße bald wieder. An einer Lindengruppe mit Bank am Pfaffenbergle schlagen wir den Feldweg nach Großengstingen ein. Tief unter unseren Füßen geht nach allerneuesten Färbeversuchen die Alb-Entwässerung schon längst zur Echaz, während schon seit Trochtelefingen an der Oberfläche alles trocken ist. Gegen Westen treten die Waldberge um die Bärenhöhle ganz prächtig hervor. Natürlich kann man auch den Ort Engstingen und seine Gasthäuser ganz umgehen und zum Naturschutzgebiet Gerutshau, zum Lichtenstein und durch den Döbel nach Honau zu den Echazquellen weiterwandern. Dann wird wohl niemand behaupten, er sei noch nicht müde.

Ästige Grasilie

(*Anthericus ramosus*)



Der Sommer bringt auf unseren Bergen die volle Blütenpracht. Ein Sommertag auf ihren Felsen und Heiden, inmitten der edlen Gewächse, die da in den reinsten und zartesten Farben zusammenblühen, gehört für den, der für solche Dinge nicht blind ist, zu den beglückenden Erlebnissen. Im Bodenwuchs herrscht jetzt das Gelb der Hülsenfruchtgewächse vor (Hufeisen-,

Horn-, Wundklee). Darüber erheben sich neben vielen anderen die milchweißen Blütenrispen der Ästigen Grasilie, die eine Charakterpflanze ersten Ranges auf der Steppenheide ist.

Die südlichen und südwestlichen Hänge sind trocken und starker Bestrahlung und freiem Wind ausgesetzt. Pflanzen, die hier aushalten, müssen imstande sein, wenigstens vorübergehend Trockenheit ohne Schaden zu ertragen. Durch auffallend wenige, lineale, zierliche Blätter ist bei der Grasilie die verdunstende Blattfläche auf ein Minimum beschränkt. An dem freien, sonnigen Standort werden die verschiedensten Kerbtiere durch die leuchtende Farbe der strahlenden Blüten, die ihr den Namen Lilie einbrachten, angezogen, um auf leichte Weise den vom geraden Griffel ausgeschwitzten Honig der offenen „Honigblume“ zu sammeln.

Die Grasilie ist, wie so viele Steppenheidekinder, aus den Steppen Südrusslands und Ungarns auf der Wanderstraße der Donau entlang in der nacheiszeitlichen Wärmeperiode zu uns gelangt. Diese Einwanderung wurde durch die Pollenforschung bewiesen. Ein trockenes Klima, das den Waldwuchs schwächte, ermöglichte den sonnenbedürftigen, kalkliebenden Gewächsen eine stärkere Ausdehnung. Auf unseren kalkreichen Bergen mit ihrem grünen Rasen fühlte sich das zierliche, ausdauernde Kräutlein wohl und konnte hier gedeihen, da die erforderlichen Lebensbedingungen vorhanden waren. Es bedarf aber heute unseres Schutzes, damit auch andere, die nach uns kommen, sich an seiner Blütenpracht erquicken können.

Fritz Scheerer

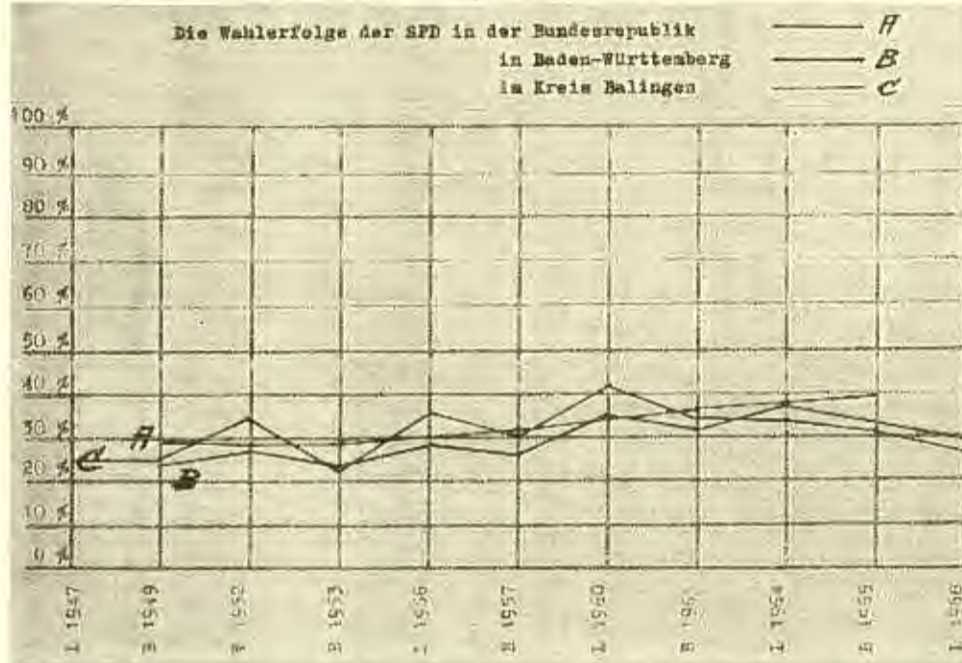
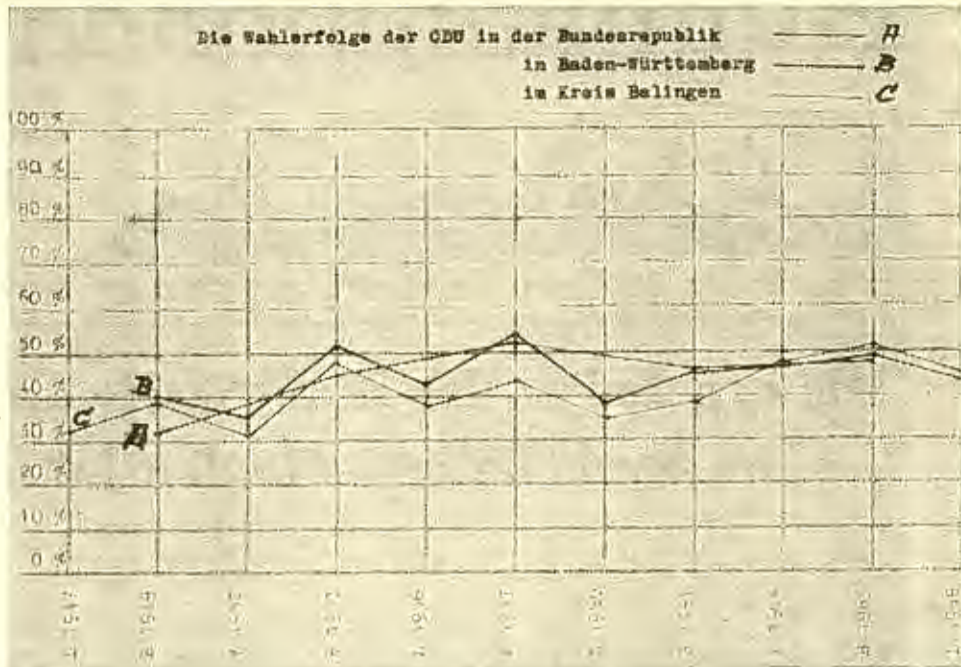
Die Parteimehrheiten in den Gemeinden

Das anschließende Bild gibt einen Überblick über die Parteimehrheiten in den Gemeinden, ohne etwas über die Höhe dieser Mehrheiten auszusagen. Unter Parteimehrheit ist hier nur die relative Stimmenmehrheit einer Partei bei einer Wahl in einer Gemeinde zu verstehen. Obwohl diese Parteimehrheiten für die Gemeinde ohne besondere Bedeutung sind — im Gegensatz zu den Gemeinderatswahlen — so ist doch die Entwicklung und Verteilung dieser Mehrheiten sehr aufschlußreich.

Erfolge der einzelnen Parteien: In Klammern die Anzahl der Mehrheiten.

CDU. In 16 der 17 überwiegend katholischen Gemeinden erhielt die CDU immer eine meist bedeutende Mehrheit. Allein in Dotternhausen hatte die SPD knapp die Nase vorne, und zwar bei der Landtagswahl 1960 mit 155 zu 154 Stimmen. Besonders erfolgreich war die CDU in folgenden Gemeinden mit überwiegend evangelischer Bevölkerung: Meßstetten (10), Ebingen (7), Stockenhausen (7), Hossingen (7), Bitz (6), Frommern (6), Laufen (6), Onstmettingen (6). In den Gemeinden Endingen, Engstlatt und Erzingen war die CDU immer erfolglos.

SPD. In Endingen und Engstlatt errang



es die statistischen Bundes- und Landesämter bei den Wahlen tun. Eine solche Aufgliederung ist aber nicht vorhanden, und die Sonderauszählungen der statistischen Ämter haben für den Kreis eine zu kleine Grundlage. Wohl gibt es große und kleine Gemeinden und solche mit einem starken Arbeiteranteil oder einer überwiegend in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung, aber die abgegebenen Stimmen lassen sich zumeist nicht einer Kategorie klar zuordnen.

Einzig und allein die Religionszugehörigkeit oder kirchliche Bindung haben im Kreis Balingen eine genügend breite Untersuchungsgrundlage, um sichere Schlüsse daraus ziehen zu können. Es dominiert in allen Gemeinden des Kreises entweder die evangelische oder katholische Konfession. 17 Gemeinden haben überwiegend katholische und 28 Gemeinden überwiegend evangelische Einwohner. Da aber die drei größeren Städte Ebingen, Balingen und Tailfingen mit insgesamt etwa der Hälfte der Kreisbevölkerung der evangelischen Gruppe zugehören und zudem überdurchschnittlich stark industrialisiert sind, ist ein Vergleich ohne bedeutende Verzerrung nicht möglich. (Fortsetzung folgt)

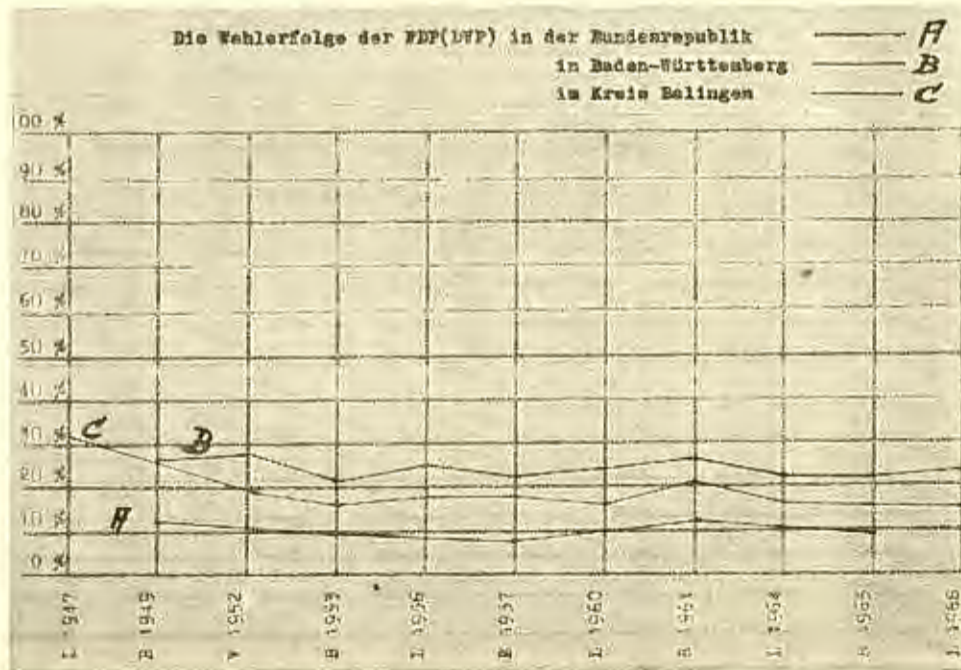
die SPD alle Mehrheiten. Weitere Erfolge: Weilstetten (10), Erzingen (9), Tieringen (8), Streichen (8), Tailfingen (7), Pfeffingen (6), Ostdorf (6), Balingen (6). Außer in den 16 katholischen Gemeinden (Ausnahme: Dotternhausen) blieb die SPD in Stockenhausen, Leidringen und Burgfelden erfolglos.

FDP. Ihre Erfolge verteilen sich auf 20 Gemeinden. Besondere Erfolge: Leidringen (9), Rosenfeld (7), Täbingen (7), Burgfelden (7), Bickelsberg (6).

GVP. Bei der Wahl zum Bundestag 1953 konnte die Gesamtdeutsche Volkspartei die Mehrheit in der Gemeinde Oberdigheim gewinnen. Es ist dies bis heute der einzige örtliche Mehrheitserfolg einer Splitterpartei im Kreis Balingen.

6. Soziologische Faktoren und das Wahlverhalten

Es war geplant, die Einwirkung der Umwelteinflüsse auf das Wahlverhalten einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Vielleicht war nachzuweisen, daß die Stimmabgabe z. B. von Geschlecht, Beruf, Gemeindegröße oder von der kirchlichen Bindung in gewissem Grade abhängig war. Um genauere, wissenschaftlich fundierte Aussagen machen zu können, müßten allerdings die Stimmen in die verschiedenen Kategorien aufgeteilt werden, ähnlich wie



Kostbarkeiten der Heimat - Die Verena-Kirche in Dautmergen

Von Kurt Wedler

Im Schnittpunkt der ehemaligen Römerstraße von Rottweil nach Rottenburg mit dem Flußlauf der Schlichem liegt die alemannische Siedlung, deren Name aus Tutmaringen zu Dautmergen verändert und verkürzt wurde. Beherrschend über dem Ostrand des Tals erhebt sich die mit ihrem Wehrturm wohl in das 12./13. Jahrhundert zurückreichende Verena-Kirche.

Die Pfarrei wird erstmals 1275 erwähnt, die Patronin St. Verena erst Anfang des 14. Jahrhunderts, was allerdings nicht besagt, daß sie nicht von Anfang an Schutzherrin der Kirche war. Verena, die Ägypterin, aus der Sippe des hl. Mauritius (Moritz) stammend, zog der Legende nach mit der thebaischen Legion bis Mailand (um 300), um dort gefangene Christen zu ernähren und ihre Toten zu bestatten. Als Mauritius mit seiner Gefolgschaft in Agaunum an der Rhone enthauptet wurde, zog sie dorthin, um diese zu bestatten. Sie kam dann über Solothurn als Schaffherin eines Priesters nach Zurzach, wo sie auch Heilungen vollbrachte und 344 starb. In der Krypta der dortigen Stiftskirche ist ihr Grab zu sehen.

An der Südwand des Kirchenschiffes in Dautmergen befindet sich eine spätgotische Plastik der Patronin. In der rechten Hand hält sie die Kanne, ihr Symbol, mit der linken faßt sie ihren Umhang, der in schönen Dreiecks- und Längsfalten nach unten fällt, eine schöne Gestalt, die mit viel Einfühlung vom Bildschnitzer gestaltet wurde. Neben ihr steht, vom gleichen unbekanntem Meister geschaffen, Katharina von Alexandrien mit Schwert und Kelch als königliche Jungfrau.

Die Kirche ist eine Chorturmkirche, d. h. über dem quadratischen Chor im Osten erhebt sich der Turm, der unten starke Mauern und Schießscharten aufweist, ein Zeichen dafür, daß er in kriegerischen Zeiten auch als Wehrturm benutzt wurde. Die ganze Anlage auf dem beherrschenden Hügel deutet auf eine Wehrkirche. Das obere Drittel des Turmes stammt aus späterer Zeit. Er trägt, als Wahrzeichen Dautmergens ein schönes halbabgewalmtes Satteldach.



Die Verena-Kirche in Dautmergen.

Fotos (3): Wedler

In der Barockzeit, 1763, wurde das Kirchenschiff umgebaut und verlängert. In den Jahren 1947/48 ist eine Überholung fällig gewesen, der dann 1967/68 eine gründliche Renovierung folgte. Ihr verdanken wir den heutigen, wohltuenden Zustand des Gotteshauses.

Die Sakristei im Norden des Turmes hat ein Kreuzgewölbe, wie es ursprünglich wohl auch der Chor aufwies, denn in seiner Südwestecke ist noch ein Gewölbeansatz erhalten. Heute tragen Chor und Langhaus eine flache, kassettierte, unbemalte Holzdecke.

An der Nordwand des Chores ist eine spätgotische Sakramentsnische angebracht, mit dem für die Spätgotik typischen Kielbogen. Ursprünglich wurde in den Kirchen das Gefäß mit der Hostie über dem Altar aufbewahrt. Schon im 12. Jahrhundert tauchen dann solche Wandnischen auf, die in der Gotik zu selbständigen Sakramentshäuschen mit Figureschmuck und hohen Türmen ausgestaltet wurden (Ulmer Münster 28 m hoch). Durch das Tridentiner Konzil im 16. Jahrhundert ist dann die Unterbringung der Hostie in einem Tabernakel, wieder auf dem Hochaltar, angeordnet worden. Heute dient die Nische in Dautmergen wieder dem ursprünglichen Zweck.

Durch das Hereintrücken des schlichten, neuen Altars (mit dem Relief des Lammes) in den Chorraum und die Aufstellung der Kanzel in der Form eines Ambo(s) beim Altar wird dem Geist der Liturgie Rechnung getragen, wo Wort und Sakrament vereinigt sein sollen. Die Kreuzigungsgruppe, ursprünglich an der Chorseitenwand angebracht, bereichert nun den Chorraum sehr eindrucksvoll. Die neugeschaffene Verbindung von Kreuz und Lebensraum ist ein Versuch der Symbolgebung über das Kreuzgeschehen hinaus. Die hervorragend gestalteten, ausdrucksvollen Figuren werden (nach dem Pfarrarchiv) dem Balingen Bildhauer Simon Schweitzer zugeschrieben, der in Balingen von 1593 bis 1613 nachgewiesen ist. Die Figuren stammen aus dem ehemaligen Eremiten-Laienbrüderkloster (später Franziskaner) Bernstein bei

Gruol. Sie kamen nach der Säkularisation 1806 zunächst nach Bochingen und 1842 nach Dautmergen.

Ein kleines, inniges Vesperbild (Pieta), das von den schlecht aufgetragenen Farben befreit wurde und sich nun im Naturholztönen zeigt, steht in einer Nische der Nordwand. Es stammt aus der ersten Hälfte des



Die Kreuzigung



Die Pieta aus dem Kloster Bernstein

15. Jahrhunderts und kam auch aus dem Kloster Bernstein hier her. Vesperbilder sind, wie die Christus-Johannes-Gruppen, spezielle Andachtsbilder, die aus dem Gesamtgeschehen herausgelöst sind, hier also aus der Beweinungsszene.

Auf dem linken Altar steht eine, künst-

lerisch weniger wertvolle, Madonna. Über dem rechten Seitenaltar hängt das beachtliche Rosenkranzbild des Rottweiler Malers Joh. Georg Glückher von 1734. Das in dunklen Tönen sehr formen- und figurenreich gestaltete Bild zeigt in der Mitte Maria mit dem Kind, die mit dem von Engeln getragenen Rosenkranz umgeben ist. Fünf Rosen der Freuden Mariens, fünf Rosen der Schmerzen und fünf Rosen der Verklärung symbolisieren die Daten des Christussehehens. Maria und das liebevolle Kind überreichen je einen Rosenkranz an Dominikus und Katharina von Siena und unten spielen lilienträgende Engelchen mit Rosenkränzen, die sie einem Korb entnehmen. Dieses Bild ist sicher eine Stiftung der noch

heute in Dautmergen aktiven Rosenkranzbruderschaft, die hier 1649 gegründet wurde.

An der Südwand des Chores ist ein hl. Laurentius der Spätgotik angebracht, vielleicht von demselben Meister wie der Verenas und Katharinas. Sein Symbol ist der Rost, auf dem er zu Tode gemartert wurde (258). — Die Grabplatte an der Südtür aus dem Jahr 1622 mit Doppelkreuz und drei Wappenschilden ist nicht mehr zu entziffern, aber über dieser Südtür ist ein barockes Holzwappen der Waldburg-Zeil wieder neu bemalt. Die Fürsten von Waldburg-Zeil sind seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis heute Patronats Herrn der Kirche.

Die Wandermuschel *Dreissena polymorpha*

Von Rudolf Kerndtner

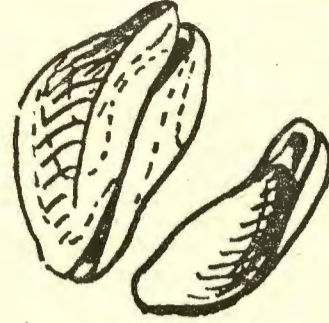
Unter der Überschrift „Muschelexpedition im Bodensee - *Dreissena polymorpha* beunruhigt Fischer und Gewässerschutz“ wurde unlängst in der Presse die Befürchtung ausgesprochen, daß die kleine Wandermuschel *Dreissena* wegen ihrer massenhaften Vermehrung und steigenden Verbreitung in unseren Seen und Flüssen zu einer ernststen Gefahr werden könnte.

Die *Dreissena polymorpha* (Pallas) — der Name geht auf den belgischen Apotheker Dreissen zurück — gehört zur Familie der Miesmuscheln. In Südrußland heimisch, hat sie sich vom Schwarzen und Kaspischen Meer aus vor etwa 150 Jahren hauptsächlich im Nordwesten verbreitet, so daß ihr massenhaftes Auftreten erstmals 1824 in den Londoner Docks, 1826 an der Rheinmündung beobachtet wurde. Die „Wanderung“ der „Wandermuschel *Dreissena*“ besteht im wesentlichen darin, daß sie sich

mit Hilfe ihres Byssus an Schiffswänden festsetzt und so verschleppt wird. „Byssus“ heißt eigentlich „Leinen“; unter dem Byssus etwa der Miesmuschel versteht man Fäden, mit denen sich die Tiere an Steinen, Pfählen, Muscheln, Booten, Fischernetzen und anderen Unterlagen festsetzen und dort oft große Kolonien bilden. Die Entstehung des Byssus ist technisch ein Vorbild für eine gewisse Art der Kunstfaserherzeugung: Wie nämlich aus Fußdrüsen des Tiers eine klebrige Flüssigkeit strahlförmig hervorgeht, die bei Berührung mit Wasser zum festen Faden wird, preßt man eine geeignete Spinnflüssigkeit durch Düsen und härtet die Flüssigkeitsfäden durch passende chemische Reaktionen.

Die *Dreissena* hat ein dreieckiges, gleichschaliges Gehäuse und wird etwa 4 cm lang. Gehäuse-schnecken haben eine Schale, Muscheln zwei, die durch ein Ligament

(Hornscharnier) miteinander verbunden sind. Unter dem Wirbel der Muscheln befindet sich das meist mit charakteristischen Zähnen versehene Schloß; bei der gelbbraunen *Dreissena* fehlen die Schloßzähne, und die zugespitzten Wirbel befinden sich an den vorderen Schalenenden. Der Mantel ist bis auf drei enge Öffnungen ge-



Dreissena polymorpha

schlossen. Das Tier bevorzugt die Süßwasser Europas, kommt aber, z. B. in England, auch im Salzwasser der Meeresbuchten vor. Eier und Larven sind auch für die Vermehrung der *Dreissena* charakteristisch und mit etwa 1 Million Nachkommen je Muschelpaar könnte man tatsächlich befürchten, daß ein See allmählich zur gefüllten Muscheltonne wird; Sauerstoffmangel, Absterben anderer Wassertiere, Behinderung der Schifffahrt, Wasserverunreinigung wären die schädlichen Auswirkungen. Natur und Mensch sorgen aber für das nötige Gleichgewicht. Die Bezeichnung „polymorpha“ der *Dreissena* weist auf die Vielgestalt des Tiers hin. Es gibt Sammler, denen es Freude macht, Wandermuscheln mit möglichst verzerrter Grundgestalt zu besitzen.

Das Bingelkraut

(*Mercurialis perennis*)

Der Waldboden unserer schattigen Wälder ist oft mit Herden der „Waldmänner“, des saftgrünen, unscheinbar blühenden



Das Bingelkraut

Bingelkrauts, dicht bedeckt. Seine Üppigkeit ist dem Forstmann nicht gerade erwünscht, da die Buche an solchen Standorten schwer zur Verjüngung zu bringen ist, weil ihre Sämlinge von dem strotzer-

den Wachstum dieses Krautes, das sich in dem lockeren, nährstoffreichen Boden überreichlich vermehrt, leicht unterdrückt werden. Das gesellige Wachstum in gewaltigen Scharen ist durch die ungeschlechtliche Vermehrung möglich. Hunderte, ja Tausende von Einzelpflanzen können unter Umständen aus einem einzigen Samen hervorgegangen sein; denn durch unterirdische Ausläufer gelangen am langgestreckten Wurzelstock viele Knospen zur Ausbildung, die zu selbständigen Pflanzen auswachsen. So sind oft ganze Bestände rein männlich oder rein weiblich. Diese können ohne Vermittlung durch Samenbildung aus einem einzigen Stock hervorgegangen sein.

Die Blüten des Bingelkrauts sind zweihäusig. Im Mai, wenn das Kraut blüht, fallen bei den zweigeschlechtlichen Blüten vor allem die männlichen blattachselständigen, gestielten Ähren auf. Unter den Schattenpflanzen des windstillen Waldgrundes ist außer den Halmgewächsen, die auf Selbstbestäubung eingerichtet sind, nur das gesellig wachsende Bingelkraut windblütig. Da aber hier der Wind ein unsichtbares Übertragungsmittel ist, geschieht die Verjüngung und Vermehrung vorwiegend ungeschlechtlich.

Die stielrunden, steifen Stengel mit den gegenständigen, eiförmig-länglichen, am Rande leicht gekerbten Blättern, haben der ausdauernden (perennis) Pflanze den Namen Bingelkraut oder Waldmänner eingebracht, während der lateinische Name auf den Gott Merkur zurückgeht, der die Heilkraft der giftigen Pflanze entdeckt haben soll. Die nächste Verwandte, das Einjährige Bingelkraut (*M. annua*), das auf bebautem Land oder Schutt des Kleinen Heubergs vereinzelt vorkommt, wurde früher als Abführmittel benutzt.

Fritz Scheerer

Gedanken zum kommenden Herbst

Der September ist im Jahreslauf der Monat, in dem uns leicht Melancholie befällt: die schöne Urlaubszeit ist vorbei. Die Kinder jammern, weil die Ferien zu Ende gehen und die Schule wieder beginnt. Wenn dazu noch kühler Wind weht, daß wir nach dem Ofen schielen und Regentropfen an das Fenster klopfen, beschleicht uns Wehmut, daß es nun wohl mit des Sommers Freuden vorbei ist und der Herbst vor der Tür steht.

Wenn es in solcher melancholischer Stimmung eine Klugheit des Herbstes gibt, so ist es diese: nicht so genau hinschauen, wenn die Blätter von den Bäumen fallen und die Stauden verblühen. Daran denken, daß der Komposthaufen im Garten fruchtbarer Humus von verblühten Stauden ist. Ja, und was den Schnürlregen im September betrifft, heißt es doch in einer alten Bauernregel gleich für den 1. September: „Kommt Verenele mit dem Krüglein an, so zeigt einen nassen Herbst dies an“. Das soll aber doch kein Grund zur Melancholie sein, denn „Am Septemberregen für Saaten und Reben ist dem Bauern gelegen“. Und wenn dies kein rechter Trost ist, der soll sich am 2. September, wenn „Stephanus“ im Kalender steht, an Bürgers Gedicht erinnern: „Sankt Stephanus war ein Gottesmann, von Gottes Geist beraten, der durch den Glauben Kraft gewann, zu hohen Wunder-taten“.

Für den 8. September, wenn Mariä Geburt im Kalender steht, sagt eine Bauernregel „Wird bei Mariä Geburt gesät, ist es nicht zu früh und nicht zu spät“.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 17

30. September 1970

Nr. 9

Die Ergebnisse der Bundestags- und Landtagswahlen im Kreis Balingen in den Jahren 1947-1969

von Georg Schuler, Balingen Schluß

Die Parteimehrheiten in den Gemeinden

	L 47	B 49	V 52	B 53	L 56	B 57	L 60	B 61	L 64	B 65	L 68
Balingen	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●
Bickelsberg	○	○	●	●	●	○	○	○	○	○	○
Binsdorf	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Bits	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Brittheim	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Burgfelden	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Dautmergen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Dornettingen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Dotternhausen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Ebingen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Endingen	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●
Engstlatt	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●	●
Erlaheim	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Erzingen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Frommern	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Geislingen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Hausen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Hossingen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Isingen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Laufen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Lautlingen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Leidringen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Margrethausen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Meßstetten	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Nusplingen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Oberdigisheim	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Obernheim	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Onstmettingen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Ostdorf	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Pfeffingen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Ratshausen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Rosenfeld	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Roßwangen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Schömberg	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Stockenhausen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Streichen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Tübingen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Tailfingen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Tieringen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Unterdigisheim	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Weilen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Weilstetten	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Winterlingen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Zillhausen	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Zimmern	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○

● = CDU
○ = SPD
○ = FDP/DVP
○ = GVP

Um eine bessere Vergleichsgrundlage zu finden, wurden den 17 Gemeinden der katholischen Gruppe 17 vergleichbare Gemeinden mit überwiegend evangelischer Bevölkerung gegenüber gestellt.

katholische Gruppe	evangelische Gruppe
Binsdorf	Leidringen
Dautmergen	Stockenhausen
Dornettingen	Isingen
Dotternhausen	Engstlatt
Erlaheim	Bickelsberg
Geislingen	Frommern
Hausen	Hossingen
Lautlingen	Laufen
Margrethausen	Tieringen
Nusplingen	Pfeffingen
Obernheim	Ostdorf
Ratshausen	Tübingen
Roßwangen	Erzingen
Schömberg	Weilstetten
Unterdigisheim	Oberdigisheim
Weilen u. d. R.	Brittheim
Zimmern	Streichen

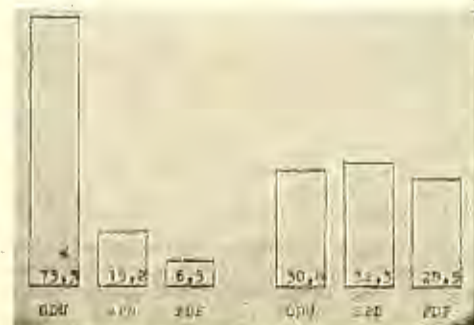
Vergleichbarkeit:

- Durchschnittliche Gemeindegröße 953 Einw. 948 Einw.
- Durchschnittliche Zugehörigkeit zur überwieg. Konfession 90,3% 90,8%
- Durchschnittliche Beschäftigtenzahl in nichtlandw. Arbeitsstätten 328 Besch. 348 Besch.

Lassen sich nun bei dieser starken Vergleichbarkeit wesentliche Unterschiede im Wahlverhalten aufzeigen, so sind diese der einzigen Unterschiedlichkeit, eben der Konfessionszugehörigkeit, zuzuschreiben.

Folgende Abbildung zeigt die durchschnittlichen Wahlergebnisse beider Gruppen, ermittelt aus der Summe der Einzelergebnisse.

Gesamtwahlergebnis
katholischen Gruppe 1947 — 1968
evangelischen Gruppe 1947 — 1968



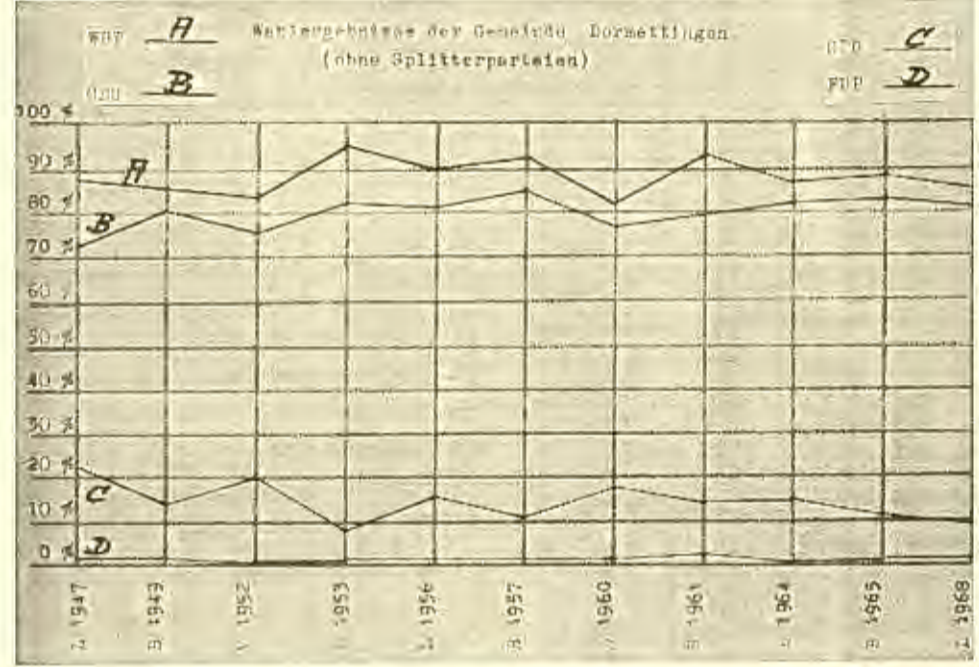
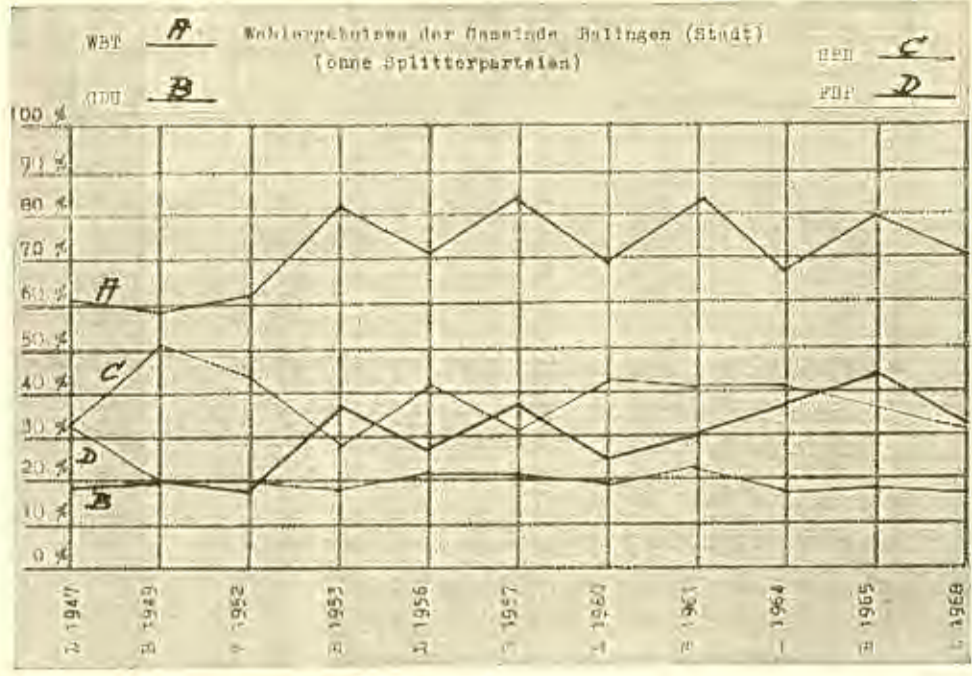
Die CDU nimmt also in den Gemeinden mit überwiegend katholischer Bevölkerung eine überwältigende Position ein, die SPD ist mit 15,2% unbedeutend und die FDP fristet hier ein kümmerliches Dasein.

Bei der evangelischen Gruppe fällt die starke Ausgeglichenheit aller 3 Parteien auf. Zwar führt die SPD, aber nur mit 1,5% Vorsprung vor der CDU und die FDP folgt dieser mit dem geringen Abstand von 2,3%.

Zusammenfassend kann also gesagt werden, daß der Einfluß der kirchlichen Bindung auf das Wahlverhalten bei den katholischen Wählern im Kreis Balingen klar nachgewiesen ist. Es ist hier eine sehr starke Parteipräferenz für die CDU festzustellen. Evangelische Wähler scheinen dagegen keine deutliche Vorliebe für irgendeine Partei zu hegen.

Die Wahlergebnisse einiger Gemeinden

Das Sammeln der Gemeindegewahleregebnisse bildete die Vorarbeit dieser Untersuchung. Die nackten Zahlen aber, in Parteispalten nach Wahlreihen geordnet, vermochten kein anschauliches Bild der Gemeindegewahlentscheidungen zu geben.



beteiligung und CDU, während meist im unteren Teil der unteren Hälfte die SPD- und FDP-Linien dahinkriechen.

Die Wahldiagramme einiger Gemeinden sind hier auszugsweise wiedergegeben. Es sind dies die Wahlergebnisse der Städte **Ebingen** und **Balingen** sowie der überwiegend katholischen Landgemeinde **Dormettingen** und der überwiegend evangelischen Landgemeinde **Leidringen**.

Benützte Literatur

Der Landkreis Balingen, Amtliche Kreisbeschreibung Band I und II.
 Statistik von Baden-Württemberg, die Bände Nr. 10, 11, 24, 43, 71, 80, 90, 102 und 121.
 Verschiedene Wahlzählbogen des Landratsamtes Balingen.
 Vogel/Haungs: Wahlkampf und Wählertradition, Köln 1965.
 Blankenburg: Kirchliche Bindung und Wahlverhalten, Freiburg 1967.
 Scheuch/Wildenmann: Zur Soziologie der Wahl, Köln 1968.
 „Zur Vorbereitung der Bundestagswahl 1965 im Landkreis Balingen“, herausgegeben von der CDU-Bundesgeschäftsstelle.

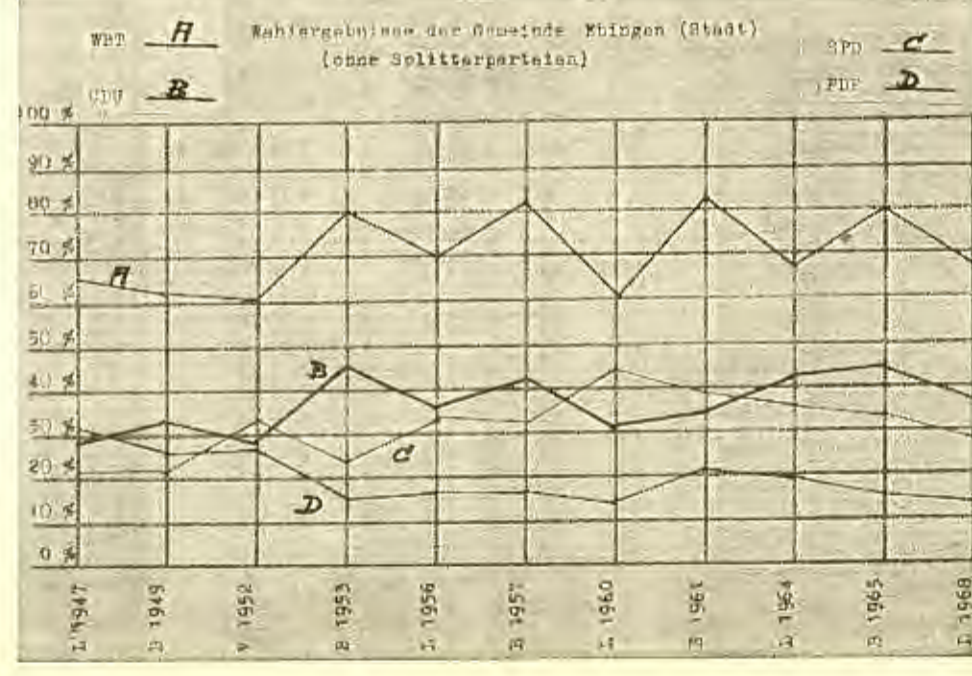
Aus diesem Grunde wurde ein Gemeindegewahl-Diagramm entworfen und die einzelnen Parteiresultate in linearen Bewegungen eingetragen. So ergaben sich bunte Schicksalslinien der einzelnen Parteien.

Da auch die Wahlbeteiligung (WBT) zum Bild des Wahlverhaltens gehört, wurde sie ebenfalls aufgenommen. Selbstverständlich bezieht sich die Wahlbeteiligung auf die Zahl der Wahlberechtigten, die Parteiresultate aber stellen die Prozentzahlen der abgegebenen gültigen Stimmen dar.

Die Wahl-Diagramme sind sehr differenziert ausgefallen, kaum ein Bild gleicht dem andern.

Gemeinden mit stark unterschiedlicher Wahlbeteiligung und einem hohen Prozentsatz Wechselwähler (Situationswähler) zeichnen sich durch starke Auf-Ab-Bewegungen und Überkreuzungen aus. Gleichmäßig hohe Wahlbeteiligung und starke Stammwählerschaft ergeben ruhige Bilder mit fast parallel laufenden Partei-Kurven.

Gemeinden mit überwiegend katholischer Bevölkerung fallen durch waagrechte Zweiteilung der Diagramme mit leerer Mitte auf. Im oberen Teil bewegen sich Wahl-



Wandel unserer Sprache

Von Fritz Scheerer

Der naive Betrachter mag vermeinen, die Sprache, die er spricht, sei zu seinen Lebzeiten immer gleich, sie verändere sich nicht. In Wirklichkeit ist aber unsere Sprache in stetem Wandel begriffen. Mit der kulturellen Entwicklung tauchen laufend neue Begriffe auf, ändern andere ihre Bedeutung oder treten zurück, versinken ganz; neue sprachliche Wendungen, Bilder und Metaphern setzen sich durch. Von einer so bewegten Zeit wie der unseren gilt dies in verstärktem Maße.

Die mächtige, technische, industrielle und wirtschaftliche Entwicklung, die tief einschneidenden politischen Ereignisse der Umsiedlung von Millionen Deutschen und die wachsende Spaltung Deutschlands haben natürlich auch auf der sprachlichen Ebene ihren Niederschlag gefunden. Sie alle verlangen nach dem gemäßen sprachlichen Ausdruck, in dem das Neue gebrauchsbereit und tradierbar wird. Von dem Wandel unserer Sprache in den letzten Jahrzehnten soll daher hier einmal die Rede sein.

Die Hochsprache

Seit Jahrzehnten steht unsere Sprache unter steter starker Beeinflussung durch Technik und Wirtschaft. Ihr mächtiger Aufschwung seit Beginn des 19. Jahrhunderts stellt die Sprache vor riesengroße Aufgaben. Der Bedarf an neuen Begriffen schien unersättlich und steigert sich mit jeder neuen Erfindung und Entdeckung, angefangen von der Lokomotive bis zum Astronauten unserer Tage. Sie brachte Kunstwörter (Erg, Phon), eine Menge Abkürzungen (PS, LKW, PKW, Atü, U-Bahn, D-Zug, Lok, um nur wenige zu nennen). Naturgemäß bescherte uns diese Entwick-

lung eine Menge Fremdwörter, denen verhältnismäßig wenige gute Eindeutschungen gegenüberstehen (Kraftwagen, Eisenbahn). Erfinder gaben ihre Namen für wissenschaftliche Begriffe her (Ohm, Volt); sogar werden ihre Namen verbal gebraucht: röntgen, morsen. Selbst in übertragenem Sinne fanden technische Begriffe Eingang: eine lange Leitung haben, entgleisen, den Anschluß verpassen, Schmalspurakademiker usw. In der heutigen Psychologie werden Ausdrücke wie kontaktschwach und kontaktarm verwendet. Auf dem Wege der Übertragung erhalten andererseits alte Ausdrücke einen neuen technischen Sinn: im Wort Kran lebt der lange Hals des Kranichs weiter, Schlot kommt vom mhd. slate = Schilfrohr.

Eine Fremdwortwelle kam vor allem aus dem angloamerikanischen Raum: Trust, Run, Standard, Streik, fair, Jeep, Infrastruktur, Ultra usw. Es gibt eine konzentrierte Aktion. Man darf nur eine Zeitung zur Hand nehmen, dann kann man eine Menge Fremdwörter feststellen, die wir heute teilweise noch nicht einmal in einem Lexikon finden. Immer wieder neue, eine regelrechte Fremdwörtersucht! Hierbei kann man auch einem Teil unserer Werbefachleute nicht den Vorwurf ersparen, dieser Sucht Vorschub zu leisten. Sie sind selbstverständlich vortreffliche Menschenkennner und nützen die bekannte leidige Schwäche vieler Deutscher für alles Fremdländische auf ihre Weise aus. Ganz sicher, Frau Neureich — und nicht nur sie — kauft natürlich den BH, der mit „Stretch“ und „long line“ bezeichnet ist, für 40 DM und nicht den, der gute Gummibänder oder -halter hat und den schlichten deutschen Hinweis „lange Form“ trägt und weniger

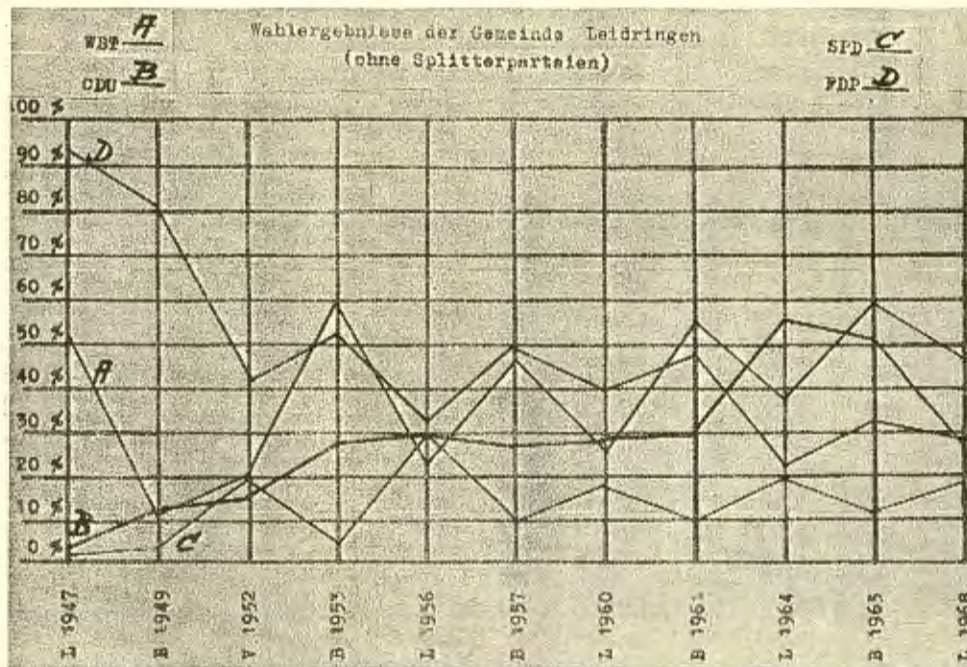
kostet. Widerspruchslos nehmen wir es hin, daß wir täglich mit ganzen Wellen von Fremdwörtern überfallen werden, obwohl es sich meistens um deutsche Erzeugnisse handelt. Keine ausländische Firma würde ihr Erzeugnis mit einem deutschen Wort anpreisen, bei uns geschieht das bis zur Würdelosigkeit in umgekehrter Weise. Es gibt keine Nüsse mehr, sondern „Nuts“, das Wort „sprühen“ hat sich in „Spray“ bzw. in „gesprayt“ verbogen, die Rasur in „Shave“. Der Jugend werden die Schlager in Englisch vorgesungen oder auch vorgejault, obwohl schätzungsweise 75 Prozent kein Wort Englisch verstehen. Denken wir vollends an die Waschmittelreklame mit ihren klangvollen Neubildungen, die schon durch den Lautklang aufhorchen und Geheimnisse wittern lassen: Omo, Sunlicht, Tutti, Persil, Ajax, Dash, Elida (umgestellt aus Ideal), Kaloderma (griech. = schöne Haut); dann Margarine (aus dem griech. margaron = Perle) usw.

Klarheit der Umgangssprache

Unsere Umgangssprache darf ihre Klarheit, ihre schlichte Ausdruckskraft niemals verlieren. Schauen wir doch auf unsere Märchendichter, an der Spitze die Brüder Grimm, deren Märchen ihre Beliebtheit, ihre Volkstümlichkeit mit der Tatsache zu verdanken haben, daß in ihnen nicht ein einziges Fremdwort enthalten ist. Der Hang, unsere Sprache durch Fremdwörter aufzublähen und zu verfälschen, ist nie größer wie heute. Um nicht mißverstanden zu werden, es geht hier nicht um eine „Teutschtümelei“. Selbstverständlich ist auch unsere Sprache der gesellschaftlichen und technischen Entwicklung gefolgt. Neue Wörter, auch Fremdwörter, müssen eingegliedert werden, wo es unbedingt notwendig ist. Von Berufswegen werden sie Diplomaten, Ärzte, Hochschulprofessoren nicht umgehen können. Falsch wäre auch, Fremdwörter mit Gewalt verdeutschen zu wollen. Das würde den Fluß der Sprache nur hindern und sie holprig machen. Die neue technische Sprache ist nüchtern, zweckmäßig, der Ausdruck strebt nach Eindeutigkeit und Allgemeinverständlichkeit. Die Sprache ist Mittel zum Zweck, ihr Stil sachliche Mitteilung. Die sich überstürzenden Erfindungen und technischen Fortschritte benötigen oft zu ihrer wirtschaftlichen Durchsetzung Fremdwörter.

Das Behördendeutsch

Auch das Behördendeutsch erlebt in den rasch wachsenden Städten mit ihrem verwickelten Verwaltungsapparat eine Neu- blüte. Es wirkt sich vor allem durch die bevorzugte Umschreibung mit „es“ aus: es besteht Veranlassung, es wird bescheinigt, bekanntgegeben usw.; durch langstielige Streckformen wie in Erwägung ziehen, zur Ausführung gelangen, zur Kenntnis bringen; durch Schaffung neuer Hauptwörter, vor allem mit den Nachsilben „ung“ und „heit“ bzw. „keit“: Verlautbarung, Erledigung, Ermangelung, Vordringlichkeit. Ein besonders krasses Beispiel findet sich in Heft 4/62 des „Deutschunterrichts“. In der Anweisung eines Generaldirektors heißt es: „Vor uns steht die Aufgabe der Organisation der Durchführung einer gründlichen Überprüfung der Möglichkeit der Verbesserung der Produktionstechnik der Abteilungen des Betriebes und der Maschinen.“ In allen diesen Bildungen wird das Hauptwort dem viel plastischeren, beweglicheren Verb vorgezogen. Hier sieht man eine der Wurzeln der vielbeklagten Substantivierung unserer Sprache, die von



Die Mehrheitserfolge der einzelnen Parteien

Anzahl der Gemeindemehrheiten

	L 1947	B 1949	V 1952	B 1953	L 1956	B 1957	L 1960	B 1961	L 1964	B 1965	L 1968
CDU	20	21	17	36	23	29	20	24	33	41	35
SPD	6	6	25	5	15	8	20	15	11	4	6
FDP	19	18	3	3	7	8	5	6	1	0	4
GVP				1							

Haus aus eine durchaus verbale Sprache ist. Ebenso schuf dieses Behördendeutsch neue Verhältniswörter von der Art wie vorbehaltlich, oder schuf Gefüge wie nach Maßgabe, in Ermangelung von, in Geltendmachung von.

Die Zeitung als Sprachrohr

Natürlich haben auch die auf der modernen Technik fußenden Massenmedien — Film, Funk, Fernsehen — auf die heutige Sprache eingewirkt und sie mit Ausdrücken bereichert wie hineinfunkeln, einblenden, Lautstärke. Viel stärker aber bestimmt die Zeitung als Sprachrohr der Wirtschaft, der Politik, der kommunalen Verwaltung Sprachform und Stil des Durchschnittslesers. Sie hält auf dem laufenden, sie bestimmt und bereichert den Wortschatz, sie vermittelt das neueste Sprachgut der Zeit. Ihr verdanken wir die Neigung zum billigen Schlagwort, zur abgedroschenen Redewendung, zum Sensationellen. „Die Zeitung ist nicht nur Deutschlands größter Bildungsherd, sondern auch sein mächtigster Sprachmeister geworden“ (Mackensen). Aber „Feuilletonisten von sprachlichem Rang sind immer schon Ausnahmen gewesen“ (Schoppenhauer).

Beim aufmerksamen Lesen mancher Druckerzeugnisse, beim Anhören eines Teils von Rundfunk- und Fernsehsendungen kommen Zweifel auf. Wie oft hören oder lesen wir, daß der Sieg vom FC Sowsieso „in Ordnung geht“. Als ob Ordnung „gehen“ könnte! Sie kann nur „sein“ oder sie „ist“. Was für ein Mißbrauch wird mit dem Wort „vollkommen“ getrieben. Ob vor trocken, vor naß, vor dunkel, vor hell usw., überall finden wir es, wo unser gutes Wort „völlig“ hingehört. Die Gedankenlosigkeit beim Gebrauch dieses Wortes geht soweit, daß man es Zuständen voranstellt, die man wirklich nicht als Vollkommenheit bezeichnen kann, beispielsweise „vollkommen betrunken“.

Verschandelte Sprache

Neuerdings wird unsere Sprache durch Wortzusammenstellung mit „in etwa“ verschandelt. Genügt es nicht zu sagen, „die Auffassungen in dieser Sache gleichen sich fast“. Nein, die Wörter fast, beinahe, ungefähr sind nicht vornehm genug, „in etwa“ muß es sein. Eines der häßlichsten Wörter, die sich in jüngerer Zeit in unserer Sprache breit machen, ist „beinhalten“. Welch verworrener Geist darauf verfallen ist, das Hauptwort „Inhalt“ durch Vorsetzen der Silbe „be“ zu einem Tätigkeitswort zu verunstalten, weiß niemand. Trotzdem gebrauchen es Leute, die, wie man so sagt, es wissen müßten. Es wird bald so weit sein, daß wir uns „bewaschen“, „bekämmen“ und „befrühstücken“. Die Beispiele der Verschandelung unserer Sprache könnten vermehrt werden (falsche Verwendung von „Beschädigung“ bei Lebewesen, „Verletzung“ usw.).

Viele neue Wörter

Die im Zusammenhang mit dem verlorenen Krieg erfolgte Ausweisung und Binnenwanderung rund 5 Millionen Deutscher und die Spaltung Deutschlands haben tief in unsere Sprache hineingewirkt. Gerade die politische Spaltung des zweigeteilten Deutschlands bewirkt eine schicksalhafte Auseinanderentwicklung der deutschen Hochsprache. Die Verschiedenheiten erstrecken sich auf den Wortschatz und vor allem auf die Wortinhalte. In West- und Ostdeutschland sind viele neue Wörter entstanden bzw. in Umlauf gekommen, bei denen die Inhalte wesentlicher Begriffe stark auseinandergetreten sind. In der Bundesrepublik haben wir vor allem Entlehnungen aus dem angelsächsischen Raum, in Ostdeutschland vor allem den Einfluß Sowjetrußlands (Kombinat, Kolchosa, Kul-

haus, Wandzeitung = Anschlagtafel, Aktivist, Jungpionier usw.).

Die Folgen einer derartigen Entwicklung liegen auf der Hand: Wenn auf beiden Seiten Hunderte von Begriffen ausfallen bzw. schwinden, so wird die Verständigung immer schwieriger. Das fällt bei der älteren Generation nicht so sehr ins Gewicht, für die Jugendlichen und für die Nachkommen aber ist es nicht leicht zu nehmen. Am schlimmsten ist, daß viele Begriffe eine völlig neue Bedeutung angenommen haben (Idealismus, Sozialismus, Volk usw.).

Beim Abwehren ist besonders an den norddeutschen Einfluß zu denken, der Stück um Stück unsere heimatliche Sprache bedrängt und verdrängt. Wenn Wörter die Gunst der Menschen verlieren und nicht mehr benützt werden, sterben sie aus und sind als Mumien nur noch in den Wörterbüchern anzutreffen.

Rote Rübe oder Rote Beete

Man könnte Hunderte von Wörtern aufzählen, die in Gefahr sind, vor norddeutschen, vielfach gar nicht hochdeutschen, sondern niederdeutschen weichen zu müssen. Und das in allen Lebensgebieten, sogar in den bodengebundenen wie Land- und Hauswirtschaft. So ist das bei uns amtliche Farre durch Bulle ersetzt, Rind durch Färse (es gibt aber trotzdem noch Rindfleisch!). Oder Rote Rübe — Rote Beete, Kandel — Rinne oder gar Gosse, Ern — Diele, Staffel und Stiege — Treppe, Bühne — Boden, Dole — Kanal, Rahm — Sahne (wer im Café Schlagrahm fordern wollte, würde mit mitleidigen Blicken gestreift werden), Knöchle — Eisbein, Brosame — Krume, Hafen — Topf oder gar Pott, Seiher — Sieb, Geschirr spülen — Geschirr abwaschen, versuchen — kosten, bügeln — plätten,

Schuhnestel — Schuhsenkel, Putzfrau — Scheuerfrau (soweit man nicht gleich das mit dem unnötigen „e“ so typisch norddeutsche Reinemachefrau verwendet). Oder man denke an die Berufsbezeichnungen, die doch von Haus aus nach Stämmen und Landschaften verschieden sind. Heute sieht es fast so aus, als ob die bei uns üblichen wie etwa Metzger oder Schreiner zugunsten Fremder zum Aussterben verurteilt wären, da bloß Fleischer- und Tischlerinnungen und -Zeitschriften gelten. Bei der preußisch bestimmten Wehrmacht wurden die Pferde nicht wie bei uns mit Strängen am Waagschein angespannt, sondern mit Zugtauen am Ortsschein.

Die Sprache ist lebendig

Wenn die hereinflutenden und ausbreitenden Ausdrücke immer die besseren wären, ließe sich nicht viel dagegen einwenden, auch wenn sie Heimatliches verdrängen. Sprache ist lebendig und entwickelt sich, ihr Wortschatz und ihre Formen können nicht gleich bleiben. Häufig aber sind die Eindringlinge schlecht, stören oft schon durch ihre niederdeutsche Form, die nicht einmal in die hochdeutsche Sprache hineinpaßt.

Als Beispiel wie von mehreren Wörtern das Fremde siegt, möge das Neben- und Nacheinander von Bube, Knabe und Junge dienen. Von diesen drei ist sicher Bube das bezeichnendste, Junge das am wenigsten besagende. Bube meint von Haus aus das männliche Kind (ohne schlechten Nebensinn, vgl. Schiller: „Es war ein Buben- traum“ — Karl Moor). Knabe ist der männliche Diener (wie Knappe). Junge bezeichnet aber bloß das Alter und könnte genau so gut auf Mädchen angewendet werden.

(Fortsetzung folgt)

Der Bergaster

(Aster amellus)



Am schönsten ist die Heide unserer Berge im Spätsommer. Wenn da auf dem sonnenverbrannten Rasen noch blaue Glocken und Enziane, rote Skabiosen und wohlriechender Thymian blühen, so gehört an sonnigen Abhängen und Waldrändern der edle Bergaster zu den reizendsten Überraschungen. Er blüht nicht vor August, seinen Schwerpunkt hat er im September. Die gelben Scheibenblüten werden von schmalen strahlenförmigen blauviolett Randblüten umgeben, die den Blütenköpfchen ein sternförmiges Aussehen verleihen.

Deshalb bezeichneten schon die Griechen und Römer diese Pflanzen mit dem Namen Aster, d. h. Stern. Stehen dann noch daneben über den Steinbrocken hohe Büsche von Schlehdorn, Weißdorn und wilde Rosen, voll von kleinen tieffarbigen, den Winter überdauernden Früchten, so verdient die Schönheit der Formen und Farben unsere Liebe und Bewunderung.

Durch eine sinnreiche Ausrüstung vermag sich der Bergaster der schwierigen Lebenslage durch die Einstellung der Blätter anzupassen. Während die meisten Pflanzen des schattigen Waldes ihre Blätter waagrecht ausbreiten, richten sich die Blätter des Bergasters mit ihrer Spitze steil nach oben, um an dem sonnigen, windumrausten Standort der senkrechten Bestrahlung auszuweichen. Dazu kommt, daß die Blätter locker behaart sind und das Schwergewicht auf den Grundblättern liegt, so daß ein bestimmter Verdunstungsschutz hervorgerufen wird. Wie die andern Korbblütler genießt auch der Bergaster den Ruhm, die vollkommensten Bestäubungseinrichtungen zu besitzen. Viele kleine Blüten sind in einem Körbchen vereinigt. Durch das enge Zusammenstehen der Blüten ist es dann den Kerbtieren möglich, sehr viele Blüten in kurzer Zeit zu besuchen und zu befruchten.

Der Bergaster gehört zu den Charakterpflanzen der Steppenheide. Er bevorzugt daher frei vorspringende, nach Süden oder Westen abfallende Hänge und ist kalkliebend. Nie finden wir ihn am Nordhang, in Mulden oder in engen Taleinschnitten. So kommt es, daß wir ihn auf sonnigen, aussichtsreichen Randfelsen antreffen, wo wir gleichzeitig noch herrliche Ausblicke ins lachende Tal haben.

Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“, der „Ebingener Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 17

28. Oktober 1970

Nr. 10

Am 5. November - vor 25 Jahren

Von Friedrich Sanner

Schulhöfe haben manchmal etwas Schicksalhaftes. Im Hof der Sichelschule in Balingen hatten wir uns am ersten Mobilmachungstag 1939 mit dem Stellungsbefehl in der Tasche versammelt, und im Hof der Sichelschule standen wir sechs Jahre später, am 5. November 1947 wieder versammelt, um mit dem Schulunterricht neu zu beginnen. Dazwischen lag der Krieg. Das war ziemlich genau vor 25 Jahren, und wir sollten es nicht vergessen, denn, „die sich des Vergangenen nicht erinnern, sind dazu verurteilt, es noch einmal zu erleben“, sagt der Philosoph Santanyana.

Am 5. November 1945, es war ein Mittwoch, konnte der Unterricht an den Balingener Schulen wieder aufgenommen werden. Nach der Besetzung Balingens am 20. April und nach der Kapitulation Deutschlands im Mai 1945 lag in Balingen, wie in ganz Deutschland, der Schulbetrieb still. Man hatte andere Sorgen. Schon vor dem Ende des Dritten Reiches war es kriegsbedingt zu häufigen Unterrichtsausfällen gekommen. Ganz schlimm wurde es, als 1944 die Front im Westen an den Oberrhein rückte, und Balingen zum Jagdgebiet der amerikanischen Jagdbomber, der berühmten Jabos wurde. Da die Schüler bereits bei Vorwarnung nach Hause geschickt werden mußten, war tageweise überhaupt kein Unterricht. Der schon weit gediehene Plan, hinter der Sichelschule einen 1500 Personen fassenden Pionierstollen in den Heuberg zu graben, wurde nicht mehr verwirklicht. Es war eine Minute vor zwölf.

Eine starke Einengung des Schulbetriebs bedeutete auch die Verlegung starker Einheiten der Organisation Todt in den Raum Balingen. Für sie mußten schon Ende 1944 mehrere Zimmer der Sichelschule, später die ganze Turnhalle zur Verfügung gestellt werden. In den letzten Kriegsmonaten beschlagnahmte die OT das ganze Schulhaus. Die Schulbänke, an die 500 Stück, wurden im Bühnenraum der Turnhalle untergestellt. Bekleidung und Ausrüstung der OT, vor allem Strohsäcke, waren im Dachboden des Sichelschulgebäudes gelagert. Beides wurde am 20. April ein Raub der Flammen.

Schichtweise Unterricht

Je nach Luft- und Gefahrenlage erhielten im letzten Kriegswinter die jüngeren Schüler täglich schichtweise 1 bis 2 Stunden Unterricht im Zollernschloß oder in der Frauenarbeitsschule. Die höheren Klassen der Oberschule wurden in der damaligen Städtischen Bücherei beim Rathaus unterrichtet.

Als die französischen Panzer nur noch wenige Kilometer vor Balingen standen, ging am 20. April auf Balingen ein Bombenhagel nieder, der schwere Schäden verursachte. Es waren vor allem Bomben, die geworfen wurden, und die Feuerwehr war nicht in der Lage, die vielen Brandherde gleichzeitig zu löschen. So

brannte das Dachgeschoß der Sichelschule weithin aus. Die Turnhalle wurde bis auf die Grundmauern vom Feuer zerstört. Hausmeister Flatt versuchte, erst mit dem Handfeuerlöscher, dann mit dem Feuerwehrschlauch, dem Feuer zu wehren. Der heute 85jährige, der unlängst seine diamantene Hochzeit feierte, erzählt, es sei zum Verzweifeln gewesen. Der Schlauch habe nicht mehr Wasser hergegeben als der Hahn an seinem Mostfaß. Da man überall spritzte, hatte das Wasser keinen Druck.

So brannte, was brennen mußte. Stunden später war für Balingen der Krieg aus. Man war übernommen. Auf dem Bahnhofsvorplatz standen französische Panzer. Das Dritte Reich war zu Ende. Balingen war vergleichsweise noch glimpflich davongekommen. Es kam der Sommer 1945. Die Zeit schien erstarrt. Die Menschen atmeten zwar auf, plötzlich befreit vom Alptraum der letzten Schrecken des Krieges und leidvoller Odysseen, aber zugleich offenbarte sich ihnen ein erster unverhüllter Blick in die Katastrophe. Bürgermeister und Landrat Robert Wahl ließ die Schäden am Sichelschulgebäude notdürftig mit Zementdachplatten ausbessern. Lehrer und ältere Oberschüler wurden als Helfer dienstverpflichtet. Auch als Kartoffelkäfersammler und zum Aufräumen von Bombenschäden wurden Lehrer und Schüler herangezogen. Zwischendurch wurde die Sichelschule als französisches Kinderheim benutzt.

Der Tag des Wiederbeginns

Dann kam endlich der Tag des Wiederbeginns des Unterrichts am 5. November 1945. Er begann mit Gottesdiensten in der evangelischen und katholischen Kirche. Schüler, Lehrer und Eltern sangen, viele mit Tränen in den Augen „Großer Gott wir loben Dich...“ und sie meinten, was sie sangen. Denn man war noch einmal davongekommen. Trotz Hunger, Elend, Demütigung und Ungewißheit, trotzdem noch Hunderttausende in Gefangenschaft waren oder als Vermisste hinter fernen Horizonten verschwunden waren: man war noch einmal davongekommen, und der Wiederbeginn der Schule war so etwas wie ein Symbol des Wiederanfangs und Neubeginns im Jahre Null. Als wollte er sagen, „wir heißen Euch hoffen!“

Da standen sie nun, die Schüler, unterernährt, in zerschlissener Kleidung, in „Bezugschein 2 Schuhen“ (Werkstoffsohle mit Stoffoberteil). Die Lehrer in ihren viel zu weiten Kitteln, manche mit umgefärbten Uniformstücken, mit Krücken. Aber sie waren alle beseelt von dem Willen zum Leben, zum Wiederaufbau, zur Arbeit. Landrat Wahl hielt eine kurze Ansprache und schloß mit Goethes Versen „Beherzigung“: „Feiger Gedanken, bängliches Schwanken... rufet die Arme der Götter herbei!“

Man hätte in der Tat nicht Menschen- sondern Götterarme gebraucht, um hier zu helfen. Es gab keine Schulbücher. Die alten durften, weil hitlerisch, nicht benützt werden. Neue gab es nicht. Dasselbe galt für die Landkarten. Es gab auch keine Hefte und kein Papier. Die gute alte Schiefertafel und der Griffel waren das einzige Instrumentarium. Wenn man heute die hochtechnisierten audiovisuellen Lehrmittel, vom Bildwerfer bis zum Sprachlabor, sieht, muß man sich fragen, wie es eigentlich möglich war, 90 Schüler in einem Raum 32 Stunden in der Woche zu unterrichten. Die Lehrer fanden irgendwo noch ein altes Schulbuch aus der Zeit vor 1933. Aus ihm wurde an die Tafel geschrieben, und der Text nach allen Richtungen ausgewertet. Wehe, wenn bei einer Kontrolle durch die Militärregierung das kleinste Lehr- oder Lernmittel aus dem Dritten Reich gefunden wurde. Der Weg ins Zementwerk, ins „Lager“, war nicht weit. Auf dem Dachboden des Landratsamtes lagerten indessen Tausende von abgegebenen Schulbüchern. Die Stöße reichten bis unter das Dach.

Die Lehrer als Meister in der Schule

In dieser Situation konnten sich in immer neuer Improvisation und Erfindungsgabe die Lehrer als Meister der Schule bewähren. Kopfrechnen, Auswendiglernen und Singen waren, im Gegensatz zu heute, viel geübte Fächer. Französisch war für alle Schüler, auch die Volksschüler Pflichtfach. Wenn nun aber der Lehrer — und das kam vor — partout nicht französisch konnte, dann hat er, so befahl der französische Schuloffizier, es eben zu lernen; immer eine Lektion im voraus vor den Schülern.

Schulmöbel waren fast keine mehr da. Die vorhandenen nahm eine in der Sichelschule bald etablierte französische Schulklasse an sich. Man improvisierte also. Die alten eisernen Gartentische und Stühle des Lochenheims dienten als Schulmöbel. Die Hälfte der Schüler saß mit dem Rücken zur Wandtafel. Anders hätten sie nicht an die auf beiden Seiten besetzten Tische herankönnen. Wenn der Lehrer etwas an der Tafel erklärte, mußte die halbe Klasse kehrt machen, was bei dem eisernen Gestühl jedesmal ein gewaltiges Geklapper gab.

Aber es wurde gearbeitet wie noch nie. Wenn Goethes Wort: „Das Unzulängliche macht produktiv“ wahr ist, damals wurde es geübt. Nie wieder auch war ein solcher Zusammenhalt in den Lehrerzimmern, aber auch zwischen Lehrern und Eltern zu spüren. Not macht nicht nur erfinderisch, sie schafft auch Gemeinschaft.

Man fand Schulhelfer

Es fehlte an Lehrern. Viele waren gefallen, noch in Kriegsgefangenschaft, durch Entnazifizierungsverfahren an der Aus-

übung ihres Berufs gehindert. Man fand Schulhelfer. Das waren junge Leute, die die Absicht hatten, Lehrer zu werden. Sie saßen mit im Unterricht, oft ein halbes Dutzend und wurden von den approbierten Lehrern angeleitet, so gut es eben ging. Wenn man heute Schüler aus jener Zeit trifft — sie sind jetzt selber gestandene Männer und Väter von Schülern — und von ihnen bestätigt bekommt, wir haben trotz allem damals etwas gelernt, so ist dies eine Bestätigung dafür, daß auch im schulischen Bereich der Mensch das Maß aller Dinge ist und nicht die Materie.

Aber die Materie in Form von fehlenden Kohlen und mangelhaftem Essen meldete eben doch ihr Recht an. Im Herbst 1946 wurde eine Schülerspeisung eingerichtet, die vom Evangelischen Hilfswerk des Kantons Schaffhausen unterstützt wurde. Es gab in der Pause eine Suppe. Zwei politisch vorbelastete Schulmänner aus dem Lager, ein Schulrat und ein Mittelschuloberlehrer waren die Betreuer des Suppenkessels, der im unteren Gang stand. So waren sie wenigstens nicht ganz zweckentfremdet eingesetzt. Einmal war eine Schweizer Kommission zu Besuch da, um sich zu überzeugen, was aus ihren Lebensmitteln wurde. Zur Erbauung der Spender, und um die Quelle ja nicht versiegen zu lassen, sang ein Schülerchor, vom geigenden Lehrer wirkungsvoll unterstützt, in dulci júbilo.

Die halbamtliche Zeitrechnung

Wie war das überhaupt mit der Ernährung damals? Es gab schon während des ganzen Krieges neben dem Kalender noch eine zweite, eine sozusagen halbamtliche Zeitrechnung. Nach ihr war der Tag des Wiederbeginns der Schule, der 5. November 1945, der 5. Tag der 1. Dekade der 6. Ausgabepériode. Die Behörde, das an Wichtigkeit alles überragende Ernährungsamt, wollte damit keine Kalenderreform im Stil der Französischen Revolution anstreben. Sie machte nur eine Verbeugung vor den Vorzügen des Dezimalsystems. Man zerlegte den Monat in 3 Zeitabschnitte zu je 10 Tagen und konnte so den zunehmenden Mangel leichter verteilen als mit dem alten Wochensystem.

An besagtem 5. Tag der ersten Novemberdekade, betrug die Fleischration pro Normalverbraucher 50 Gramm. Die Fettration 75 Gramm. Wenn man das Dekadensystem weiter benützt, so konnte man die 50 Gramm in 10 Tagesrationen von je 5 Gramm, das Fett in 10 Tagesrationen von je 7,5 Gramm teilen. Gebraten oder gekocht werden konnte das ärmliche Stückchen Fleisch aber nur in einem Stück, und die 7,5 Gramm Fett reichten höchstens zu 2 Fettagungen auf der sonst mageren Suppe. Im übrigen jagte man die Bratkartoffeln allabendlich fettlos aber dafür mit Windeseile durch die Pfanne, um sie am Anbrennen zu hindern. Sterbensarm war der dran, der außer einer Normalverbraucherzuteilung nichts hatte. Er konnte sich vielleicht noch der kalorienverzehrenden Tätigkeit des Kartoffelpflanzens hingeben. So sah man denn Intellektuelle aller Grade, die nie im Leben eine Hacke in der Hand gehabt hatten, als Amateurkartoffelpflanzer bei der Arbeit. Gut hatten es die, die Verwandte in der Landwirtschaft hatten. Der Vetter auf dem Land war plötzlich der wichtigste Mann.

Es sah aus wie Marmelade

Manche Dinge wurden nicht dekaden- sondern periodenweise zugeteilt. Die Ersatzkaffeezuteilung betrug für den Normalverbraucher in einer Periode gleich 30 Tagen, 125 Gramm. Damit war nicht viel Staat zu machen. Das Grundnahrungsmittel Brot wurde pro Dekade in Form eines dreipfündigen Laibs zugeteilt. Es war oft klebrig bis speckig, oft auch gelb durch

Maismehlzusatz. Immerhin konnte man es bestreichen, wenn man etwas dazu hatte. Es gab zum Beispiel Fruchtaufstrichmittel. Dieses unschöne Wort beinhaltete eine Sonderzuteilung im November. Es sah aus wie Marmelade, war aber keine. Da kein Zucker drin war, und das ganze eigentlich nicht viel mehr als gefärbtes und aromatisiertes Rübenmus war, mußte ihm das Prädikat Marmelade in amtlicher Korrektheit versagt bleiben. So genau sind wir Deutschen sogar noch in der Zeit des Brotaufstrichmangels.

Es gab natürlich auch Zulagen. Schwerarbeiter, werdende Mütter, Kranke, Kinder bekamen von dem und jenem etwas mehr. Den Schauspielern des Hohenzollerischen Landestheaters indessen, die Antrag auf Zulage gestellt hatten, wurde der aktenkundige Bescheid gegeben, sie bekamen nichts, „da ihre Tätigkeit nur in einem leichten Umhergehen auf der Bühne bestehe“. Als weiteres kulturelles Kuriosum sei noch vermerkt, daß zur ersten Vorstellung Willi Reicherts im Stuttgarter Schauspielhaus in der Kleinen Königstraße, jeder Theaterbesucher außer dem Eintritt, noch zwei Scheit Holz mitbringen mußte.

Eigengewächs

Marke Siedlerstolz

Wenn man nichts zu essen hat, möchte man wenigstens rauchen. 40 Stück war die Periodenzuteilung, das sind im Tag 1,3 Zigaretten. Sie hießen Staffa, waren schwarz wie die Sünde und herkunftsmäßig echte Pfälzer. Da der Tabak hauptsächlich aus geschnittenen Rippen bestand, mußte man die Zigarette, wenn sie trocken war, waagrecht halten, sonst fiel der Tabak heraus, und es gab beim Anzünden einen kleinen Feuerteufel. Der wahre Raucher half sich natürlich in einer frühen Anwendung von „do it yourself“ selber. Eigengewächs Marke Siedlerstolz wurde produziert. Das Problem war das Schneiden und das Fermentieren des Tabaks. Geschickte Menschen konstruierten Schneidemaschinen, mit denen man seinen Tabak gegen Naturleistung in Tabak geschnitten bekam. Beim Mosten galt übrigens dieses geldlose System gleichermaßen. Dienstleistung des Mostens gegen Obst, im Verhältnis 1:1. Das Fermentieren des Tabaks erfolgte so, daß man das Rauchgut mit Zuckerwasser übergießt und wochenlang auf dem Herd schwitzen ließ. Kenner nahmen die Brühe von gedörrten Zwetschgen dazu und erreichten damit ungeahnte Geschmacksnuancen.

Was tat man sonst noch alles? Man ging ins Ährenlesen, in die Tannenzapfen, in die Hagenbutten, in die Schlehen, in die Buche, und man tat es mit einer fanatischen Emsigkeit. Man fischt nach dem Hochwasser Treibholz aus der Eyach. Kurz man tat, was man konnte, um zu überleben. Die Wälder sahen damals aus wie gekehrt, was den Forstleuten allerdings gar nicht gefallen wollte. Die Lust am Improvisieren, der herausgeforderte Erfindungsgeist und die hochentwickelte Tugend des Organisierens gaben jenen Jahren das Gepräge.

Wandel unserer Sprache

von Fritz Scheerer (Fortsetzung)

In der Familie hat Bube noch bei uns seinen alten Rang. Knabe war bis in die neueste Zeit sozusagen der amtliche Ausdruck (Knabenschule). Jetzt aber scheint sich allgemein Junge durchzusetzen, das schlechteste von allen drei, weil es der norddeutschen Mode entspricht. Mit dem schlechten Wort kommt dann leider auch die üble norddeutsche Mehrzahlform „Jungens“.

Ziege gegen Klarinette zu tauschen

Der Tauschhandel blühte. Bei Schrennen in der Friedrichstraße war die Tauschzentrale, wo die Tauschartikel in Kommission gegeben wurden. Etwa so: Tausche Hose gegen Fahrradschlauch oder wie eine Anzeige in einer der ersten Zeitungsnummern lautete: Trächtige Ziege gegen B-Klarinette zu tauschen gesucht.

Einer eindrucksvollen Aktion erinnert sich der Verfasser noch besonders deutlich. Er erwarb damals auf dem Waldhof mit viel Glück zwei Zentner Zuckerrüben, die mit dem Handwagen heimgekarrt wurden. In einer gewaltigen Wäsche wurden die langschwänzigen Rüben gereinigt, dann mit einem Krauthobel gerädelt und im Waschkessel gekocht. Das ging Tag und Nacht fort bis der braune Brei blasig und blubbrig wurde. Dann kam der heiße Inhalt in einen Sack und wurde in der Wäschepresse gepreßt. Sie hieß „Frauenlob“, wahrscheinlich weil sie nur mit Männerkraft zu betätigen war. Das Endergebnis war ein Eimer voll Sirup. Herrlich als Brotaufstrich, herrlich vor allem für die Kinder, die doch für all die Not nichts konnten. Daß der Sirupfabrikant und das ganze Haus eine Woche lang klebten, und die Hauswand aussah, als ob sie Sommersprossen hätte, weil beim Pressen der Sack mehrmals geplatzt war, nahm man in Kauf.

Eine graue, schreckliche Zeit

Wie stolz war man über ein solches Gelingen. Was für außerordentliche Anstrengungen braucht es heute, um ein solches Glücksgefühl zu haben. Wenn man nie einen Mangel zu leiden hat, wie wird man da arm. Und wie reich fühlten wir uns damals, als wir so arm waren. Natürlich liegt heute, im zeitlichen Abstand von 25 Jahren, die Erinnerungsverklärung ihren Goldstaub auf alle diese Erlebnisse. In Wirklichkeit war es eine graue, eine schreckliche Zeit. Schrecklich vor allem, weil sie so ungerecht war. Die einen hatten alles, die andern nichts. Es gab auch Zwischentöne. Aber schon war die Zukunft im Anmarsch. Eines Tages gingen die Züge wieder, wenn auch zunächst ohne Glühbirnen und mit Pappdeckel statt mit Scheiben. Die Zeitung kam, es gab Passierscheine. Am Schachhof vor Holzgerlingen war der Übergang der B 27 in die Amerikanische Zone. Es wuchs und verfeinerte sich der Schwarze Markt zum Grauen Markt, bei dem es nicht mehr nur um Bedarfsdeckung sondern schon wieder ums Geschäft ging. In der Reinsburgstraße in Stuttgart gab es die erste Schokolade wieder zu kaufen. Man sah dem Tag X der Währungsreform entgegen.

Er kam und mit ihm die erste kleine Wohlstandswelle. Wir haben seitdem eine ganze Reihe von Wellen hinter uns gebracht. Es geht uns gut, vielleicht zu gut. Unsere Jugend weiß von Hunger und Not nichts. Sie sollte es aber wissen, und sie sollte es wissen wollen — wie es war, damals vor 25 Jahren. Am 5. Tag der 1. Dekade der 6. Zuteilungsperiode.

Die heimatlichen Ausdrücke

Unsere heimatlichen Ausdrücke werden vielfach als bloß mundartlich verachtet und als minderwertig angesehen; norddeutsche Gassenausdrücke wie doof, mies, schnuppe, pennen aber werden unbesehen hingenommen. Die guten, wirklichen Schriftsprachenformen von „allein“ und „vorn“ gelten vielen als nachlässig, und man ersetzt sie durch die Formen der norddeutschen Um-

gangssprache „alleine“ und „vorne“. Die richtigen Zusammensetzungen „Mausfalle“ und „Lausbube“ müssen vor den schlechten norddeutschen „Mausefalle“ und „Lausejunge“ weichen. Dabei haben die Gebilde „Mause“ und „Lause“ in der deutschen Sprache gar keine Berechtigung.

Die bei uns üblichen Wörter Backen, Karren, Maien, Pickel, Scherben, Schurz, Schwaden, Zacken (alle mit „der“) gelten vielen auch bei uns als weniger gut gegenüber den norddeutschen Backe, Karre, Maie, Picke, Scherbe, Schürze, Schwade, Zacke (mit „die“). Bei vielen anderen hat der Norden anderes Geschlecht als wir; meist haben wir das übernommen, weil die Grammatik sagt, daß die unsere „falsch“ sei. Wir nehmen es auch hin, daß unserem Schiller „Fehler“ angekreidet werden, wenn er Zwiebel und Weihe männlich verwendet („Wie die Trän auf den herben Zwiebel“, „König ist der Weih“).

Nun sind aber nicht nur Wörter und Wortformen bedroht. In unserer heimatlichen Sprache hat noch immer gegolten, daß man sagt, man ist gegangen, gestanden, gelegen, ist einem begegnet. Unsere Formen sind die älteren und sicher nicht weniger berechtigt. Es siegt bei uns nicht das Bessere, Ehrwürdigere, sondern wegen unserer Schwäche das Norddeutsche. Jetzt kommt es vor, daß aus dem Norden stammende Lehrer schwäbischen Schülern als falsch anstreichen, wenn sie schreiben, ist auf dem Boden gelegen; es dürfe bloß heißen: hat am Boden gelegen.

Etwas mehr Standfestigkeit

Wir geben zu, nicht alles an unserer Hochsprache ist gut. Unsere Näselerung ist nicht immer schön. Aber sie verdient doch

nicht, daß sie von andern verlacht wird, ist sie doch bei den Franzosen und Portugiesen noch viel stärker ausgeprägt. Nicht schön ist „sp“ und „st“ im In- und Auslaut als „schp“ und „scht“ auszusprechen. Wenn aber zwei bremische Senatoren im Anlaut ihr spitzes „sp“ und „st“ sprechen, so ist das nicht anders. Ihnen ist ihre heimatliche Art selbstverständlich, uns rechnet man die unsere als Bildungsmangel an. Etwas mehr Standfestigkeit möchte man sich bei uns wünschen. Wir müssen einen Ausgleich finden zwischen unserer Liebe zur Heimatsprache und der Verpflichtung zur Hochsprache.

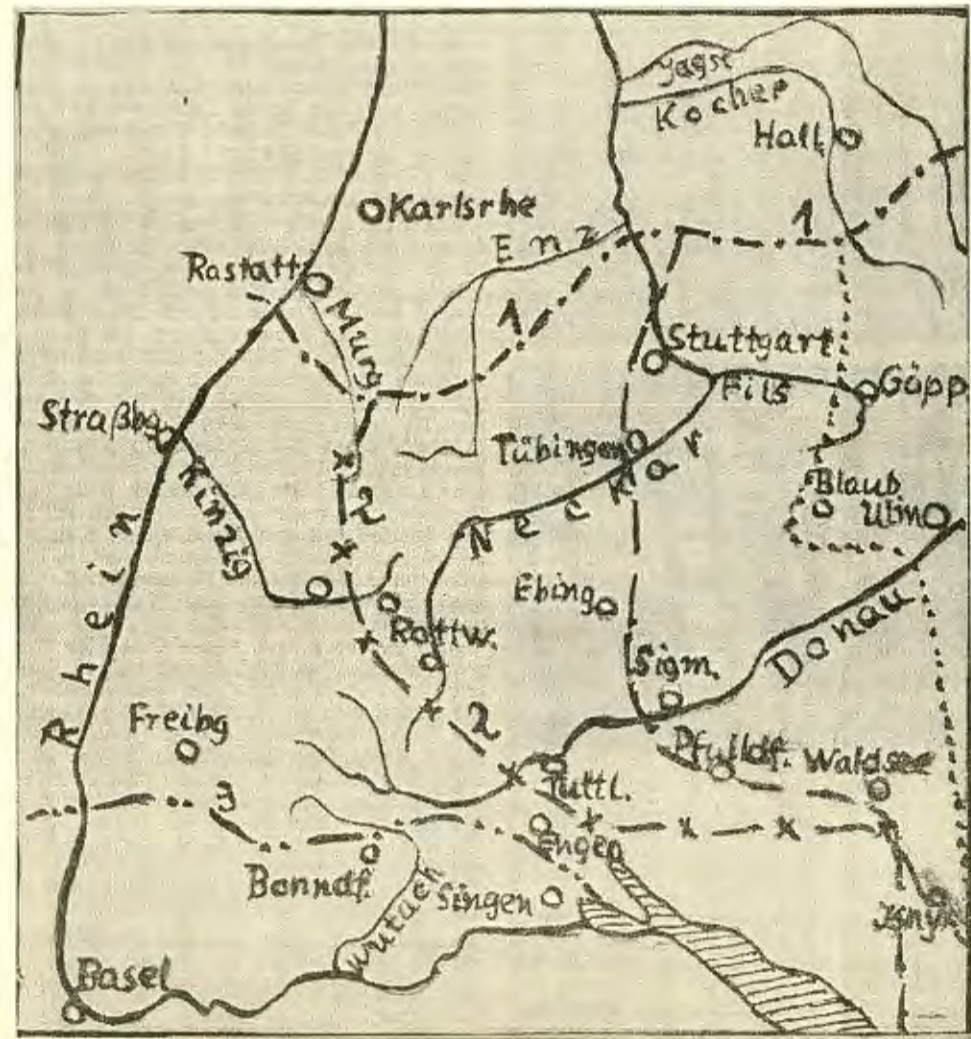
Mundart

Bei einer Fahrt durch unser Land staunt man immer wieder darüber, wie vielfältig die Sprache ist, der man durch die verschiedenen Landstriche begegnet. Sie betreffen den Wortschatz sowohl wie die Beugungsformen, wie die einzelnen Laute, wie den gesamten Klang der Sprache, der uns in der Sprachmelodie, im Tonfall und im Rhythmus faßbar wird, ganz zu schweigen von der Vielzahl der Redewendungen und geprägter Formeln, von der eigenartigen Verwendung von Füllwörtern und Gefühlsadverbien. Es soll zunächst versucht werden, einen kurzen Umriss der Mundartgliederung des deutschen Südwestens herauszustellen, sich jedoch dabei auf ein paar Großräume zu beschränken (s. Karte).

Schreitet man von Norden nach Süden, so durchquert man eine Sprachgrenze, abschnittsweise mehr einen breiten Gürtel als einer Linie gleichend, die am Donon in den Vogesen beginnt, den Rhein in der Gegend von Rastatt überschreitet, dann über die Hornisgrinde, die Teinachmündung, die

Gegend um den Asperg, an den Oberlauf von Kocher und Jagst zieht, jenen bei Gaildorf, diese zwischen Crailsheim und Ellwangen kreuzt und in der Nachbarschaft des Hesselbergs endet. Diese Grenze ist die bedeutungsvollste aller Sprachscheidelinien im Lande. Sie trennt das Fränkische vom Alemannisch-Schwäbischen im Süden und mag in ihrem Dasein bis ins 6. Jahrhundert zurückgehen, da durch den Sieg Chlodwigs über die Alemannen (496) der nördliche Teil ihres Landes unter fränkische Herrschaft gekommen war. Nahe dieser Linie verliefen durch Jahrhunderte des Mittelalters die Stammes- bzw. die Herzogsgrenze und die Diözesangrenzen (1).

Mit diesem Schritt über diese Grenze betritt man den alemannischen Stammes- und Sprachraum. Die Wörter roode, Laade, Haase, Daag, broat (broet), Schnae, groß (rot, Lade, Hase, Tag, breit, Schnee, groß) klingen jetzt ganz anders. Innerhalb dieses Raumes hat das Schwäbische besondere Formen ausgebildet, die vor allem für diesen Raum gelten (der Osten soll außer Betracht bleiben). Da ist das auffällige „ei“ und „ou“ in Wörtern wie pfeifen, Zeit, Kraut, Haus, dann der Doppellaut „ae“ bzw. „ao“ in Wörtern wie Schnee, groß, die häufige Unterdrückung von „n“ und „m“ nach Selbstlauten und die ausgedehnte Näselerung von Selbstlauten, z. B. noa(n) = nein, Zah(n), dee(n)ke, die Senkung von „i“ und „u“ vor Nasenlaut zu „e“ und „o“ (bende, rōnd — binden, rund) und die völlige Vernachlässigung jeder Lippenrundung bei den Umlauten. Fast alle diese Kennzeichen bestimmen bis in die Gegenwart noch die „gehobene Umgangssprache“ des württembergischen Schwaben, durch die sich der schwäbische Sprecher nicht selten ausweist (z. B. auch schwäbische Bundestagsabgeordnete).



Eine lautliche Entwicklung

Der zweite leicht erkennbare mundartliche Großraum liegt westlich und südlich der Linie, die sich vom Kniebis über Reinerzau, Röttenberg, Schiltach, Schramberg, Schwenningen, Tutlingen, Pfullendorf, Waldsee gegen Isny erstreckt. Im Gebiet um Schiltach lassen sich auf weite Strecken hin als Nachwirkung die ehemaligen politischen und damit seit dem 16. Jahrhundert auch konfessionellen Grenzen zwischen Fürstenberg und Württemberg erkennen. Das einstige fürstenbergische Gebiet ist katholisch, das württembergische evangelisch. Im späten Mittelalter vollzog sich, etwa vom 14. Jahrhundert ab, eine lautliche Entwicklung, die grob gesagt von den einfachen Lauten i, u, ü zu den Doppellauten ei, au, eu (zit — Zeit, hus — Haus, tüter — teuer, Lüte — Leute); von ou zu au (ouga — Auga), ei zu ae (eigle — Aegle) und die kurzen einfachen Laute in offenen Silben längte (legga — legen, sagga — sagen). Östlich und nördlich dieser Linie sprach man also zeit, haus, leut, auga, aegle, während man südlich davon an dem bisherigen, also mittelhochdeutschen Lautbestand festhielt. (2).

Da wir sehr nahe dieser Grenze sind, soll sie etwas ausführlicher betrachtet werden. Es ist nicht nur das Festhalten an den alten Vokalen im Alemannischen und die Doppellaute im Schwäbischen. Ein weiteres Kennzeichen bildet hier die härtere und energischere Aussprache, die straffere Artikulation der harten Mitlaute, wie sie besonders etwa beim k-Laut auffällt, aber auch in doppelt gesprochenen s-, f- und ch-Lauten, in Wörtern wie essen, schaffen, machen. Mangelnde Unterscheidung zwischen harten und weichen Mitlauten, die den östlichen und nördlichen Landesteilen vorgeworfen wird, ist hier viel weniger feststellbar.

Unterschiede im Wortschatz

Weiterhin bestehen auch im Wortschatz Unterschiede. Die östlichen Orte kennen, um nur einige wenige Beispiele zu nennen, den schriftsprachlichen Ausdruck „Heuschrecke“, während man westlich „Heuhopser“ sagt. Das Wort „Hühneraug“ ist der dominierende Begriff der Westseite, dagegen kennen die Orte der Ostseite noch den Ausdruck „Hätztaug“. Auch für die männliche Katze, den Kater, kennt man verschiedene Ausdrücke: im Westen „roller“, im Osten „rälling“ (von dem alten germanischen Wort „rela“ = Murren). Östlich der Grenzlinie nennt man das Spielzeug der Kinder, den Kreisel, „Habergitz“, „Habergeis“, während man in den westlichen Orten von einem „Tanzknopf“ spricht. Für das männliche Tier der Ente kennt der Westen keine besondere Form, während die Ostseite „Enterich“ sagt. Die mit einem Sensenschnitt umgelegte Grasschwade heißt in den westlichen Orten „Schoore“ (mhd. schar, bezeichnet Schnitt, Ernte), in den östlichen die „Maade“, gemäß dem mhd. Begriff „mat“ = Heu, Wiese. Die Enkelkinder haben westlich der Grenzlinie einen „Großvater“ und eine „Großmutter“, die schwäbischen Enkel dagegen einen „Ähne“ und eine „Ähne“ (heute bei uns im Schwabenland begriffen). Ebenso verhält es sich mit den Taufpaten. Den westlichen „Götte“ und „Göttel“ für den Paten und die Patin stehen die östlichen „Dete“ und „Dote“ gegenüber.

Wenn die Hausfrau mit der Hand die Wäsche auspreßt, dann sagt sie dazu westlich „usringe“, östliche davon „auswinde“. Auf der Westseite kann man Schmerzen im „Backenzahn“ haben, auf der Ostseite dagegen tut einem der „Stockzahn“ weh. Nach den langen Wintermonaten freut man sich auf der Ostseite auf den „Frühling“, auf der alemannischen auf das „Frühjahr“. Ist dieses endlich da, sät man auf der Westseite das „Korn“, auf der Ostseite den „Roggen“. Ähnlich verläuft die Grenzlinie zwischen dem westlichen „Rotkrut“ und dem östlichen Ausdruck „Blaukraut“. Dem neuhochdeutschen Wort „Schwiegermutter“, das auf der westlichen Seite gilt, steht der ältere Ausdruck „Schwiiggere“ gegenüber, der in der mittelhochdeutschen Zeit allgemein gültig war.

Die Sprache ist in Bewegung

Wenn man in jener Grenzgegend wandert und nicht mehr weiß, ob man sich auf der schwäbischen oder alemannischen Seite befindet, braucht man nur einen Bauern zu fragen, der gerade mäht. Sagt er, er mähe eine „Wiese“, stehen wir im schwäbischen Sprachbereich, mäht er dagegen eine „Matte“, hält man sich im alemannischen Gebiet auf (Siedlung „Moosenmättle“). Ist die Zeit der Kartoffelernte gekommen, sieht man die Bauern westlich der Grenzscheide die „Erdäpfel usmache“, auf der Ostseite die „Grundbira rausmache“. In hellen Sommernächten kann man auf der Ostseite „Glühwürmle“ leuchten sehen; gelangt man jedoch über die Grenze, so verwandeln sie sich in „Zündwürmli“. Wenn man z. B. an der Dachrinne etwas ausbessern muß, holt man auf der Westseite den „Blechner“, auf der Ostseite den „Flaschner“ (im früheren Sprachgebrauch bezeichnete Flasche ein Metallgefäß, daher der Ausdruck Flaschner). Diese Unterscheidungen ließen sich fortsetzen. Sie zeigen uns den Reichtum der Mundarten. Die Sprache ist stets in Bewegung, wobei sich der Wortstand viel labiler zeigt als der Lautstand. Die Grenze verschiebt sich aber zugunsten des Schwäbischen.

Der 3. Großraum liegt von der politischen Einteilung her um das Markgräfler Land, die früheren vorderösterreichischen Lande und im Territorium der Abtei St. Blasien. Hier haben sicher auch die natürlichen Gegebenheiten, das Feldbergmassiv und das tief-

eingeschnittene Wutachtal, für den Verlauf der Sprachgrenze eine Rolle gespielt (s. unten Schwarzwaldschränke). Dieser landschaftlich und historisch deutlich abgesetzte Raum, die Heimat J. P. Hebels, steht sprachlich in enger Beziehung mit der Schweiz. Hier wie dort gelten alle Merkmale des Niederalemannischen. Es weichen aber die k-Laute noch viel entschiedener ab (Chopf — Kopf) (3).

Die alemannische Mundart

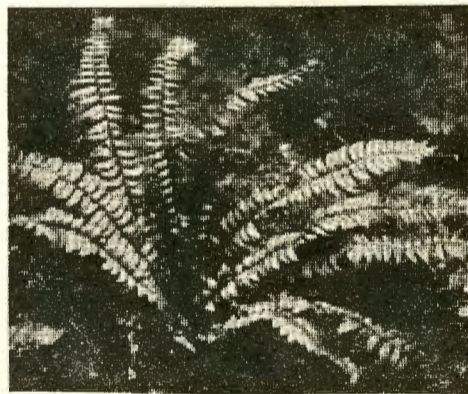
Seit J. P. Hebels Dialektgeschichten in alemannischer Mundart (1803) hat sich für die auf dem alten Lautbestand verbliebene Sprachform die Bezeichnung alemannische Mundart eingebürgert, während die jüngere, fortgeschrittenere Mundart als schwäbisch bezeichnet wird. Die entscheidende Ursache für die sprachliche Trennung schaffte der Schwarzwald. Selbst wenn keine Einwirkungen von außen erfolgt wären, hätte die Sprache der Alemannen, die auf den von Natur gegebenen Wegen nach Süden vordrangen, am Rhein und im Neckar-Donau-Gebiet auseinanderwachsen müssen. Denn Sprache ist etwas Lebendiges, ständig wachsendes und werdendes Leben, die auf beiden Seiten des Gebirges lange Zeit ihre eigenen Wege nahm. Der Schwarzwald setzte den vom Schwäbischen

her eindringenden Neuerungen eine Grenze. Dies ist besonders bei dem Sprachwandel der Fall, der aus dem Osten kommend das Schwäbische in seiner lautlichen Gestalt aus dem Gesamtalemannischen herausgelöst hat: Die neuhochdeutsche Diphthongierung mit Zeit, Haus; Schnai (Schnee), schou (schon) sind mit dem Territorium von Altwürttemberg kombiniert.

Die drei sprachlichen Großräume sind daher schon in frühen Zeiten deutlich. Die weitere geschichtliche Entwicklung führt diesen Ansatz fort. Die Schranken werden nicht überwunden, trotz aller Versuche, die zu einer Zusammenfassung des Südwestens unternommen worden sind. Zähringer wie Staufer haben sich vergeblich darum bemüht. Als Hauptgegenspieler Habsburgs treten die Grafen von Württemberg auf. Das Jahr 1386 wird ein Epochenjahr mit der Schlacht von Sempach durch die Schweizer Einigung und die Niederlage Habsburgs. Damit ist den württembergischen Grafen der Schritt zum Großterritorium ermöglicht und die Dreiräumigkeit endgültig geschaffen. Der Süden schließt sich gegen die aus dem Norden kommenden sprachlichen Bewegungen ab. Es beginnt auf der anderen Seite die engere schwäbisch-württembergische Spracheinheit zu wachsen.

(Schluß folgt)

Farnkräuter



Bei einem Spaziergang durch feuchte Wälder unserer Berge erfreuen uns immer wieder die zierlichen Gestalten der Farnkräuter. In den Tropen erregen durch Pracht und Schönheit die baumförmigen Vertreter (bis 15 m Höhe) mit ihren riesigen Wedeln unsere Aufmerksamkeit. Aber auch diese sind gegenüber ihren Vertretern in der Vorzeit nur Zwerge. In der Karbonzeit kam ihnen die Herrschaft unter den Pflanzen zu. Die mächtigen Steinkohlenflöze beweisen uns, in welcher üppi-

gen Entfaltung und kolossalen Menge die Farnkräuter damals auf der Erde existiert haben.

Die Farne treiben weder Blüten noch Früchte, sind Kryptogamen (blütenlose Pflanzen mit Blättern, echten Wurzeln und Gefäßbündeln) und vermehren sich trotzdem. Ihre Fortpflanzungskörper finden sich bei den meisten unserer Farne auf der Unterseite der Wedel als kleine Sporenhäufchen. Bei trockenem Wetter werden die Sporen ausgestreut und keimen dann auf dem feuchten Boden, bilden einen Vorkeim mit männlichen und weiblichen Fortpflanzungswerkzeugen. Aus der befruchteten Eizelle geht ein neuer Farnwedel hervor. Daß bei diesem Vorgang der Aberglaube früher leichtes Spiel fand, ist verständlich. Den rätselhaften „Samen“ schrieb man die wunderbarsten Kräfte zu.

Unser häufigster Waldfarn ist der Wurmfarn (*Aspidium filix mas*) (*aspidion* = Schildchen), dessen Blattzähne nicht stachelspitzig, sondern lineallanzettlich, tieffiederspaltig sind. Seltener ist bei uns (Hausen am Tann) der Buchenfarn (*A. phegopteris*, *phaegos* = Buche, *pteris* = Farn) in feuchten Tannenwäldern mit seinen doppelt fiederspaltigen Blättern. Bei ihm ist der Blattstiel bedeutend länger als die Breite, die im Umriss herzförmig-länglich, lang zugespitzt ist. Bei dem Scharfen Schild- oder Lanzenfarn (*A. lonchitis* = Lanze) überwiegen die einfach gefiederten, ledrigen Blätter mit der lanzettlichen Spreite, den stachlich gesägt-gezähnten Fiedern. An steinigem Abhängen bei Hausen am Tann, am Raichberg und Ortenberg gehört er bei uns zu den Seltenheiten.

Alle unsere Farne, von denen hier nur wenige angeführt sind, fühlen sich in tief-schattigen Felsenschluchten am wohlsten. Sie haben alle ansehnliche Blätter, die in der Jugend schneckenförmig eingerollt sind. Durch diese Einrollung liegen Spitze und zarte Fiedern unter dem Schutze der festen Mittelrippe, deren harter Rücken das Durchbrechen des Erdbodens besorgt. Erscheinen im Frühjahr die ersten äußerlich sichtbaren Lebenserscheinungen des jungen Jahres im schattigen Waldgrund, dann erwachen auch die „Wedel“ der Farne.

Fritz Scheerer

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 17

30. November 1970

Nr. 11

Die Hoch'sche Stiftung für Onstmettinger Kinder und das württembergische Schulwesen im 17. Jahrhundert

Alfred Munz, Onstmettingen

Von 1662 bis 1707 war Hans Hoch Schulmeister in Onstmettingen. Schon allein aus der Tatsache, daß er in der Zeit von 1660 bis 1702 über 80mal im Taufbuch der Gemeinde als Gevatter eingetragen ist — eine stattliche Zahl seiner Schüler also auch seine Patenkinder waren — dürfen wir schließen, daß er ein großer Kinder- und Menschenfreund war. Diese Vermutung finden wir dann bestätigt durch die Hoch'sche Stiftung. Als nämlich im August 1711 Hans Hoch begraben wurde, „der alte Schulmeister allhier, seines Alters beinahe 75 Jahr, welcher, nachdem er dreimal in der Kirch gewesen, als er kaum... ein paar hundert Schritt weit von der Kirch weggekommen, von einem Schlag getroffen worden oben am Berg bey den Linden und sogleich tot geblieben“, hinterließ er ein Vermächtnis, welches Pfarrer Hagen „von Wort zu Wort zum ewigen Gedächtnis“ in das Kirchenkonventsprotokoll eintrug. Es lautet:

„Es vertestiert und vermacht Hans Hoch, gewester 45jähriger (1) Schulmeister allhier zu Onstmettingen, in die Schul den armen Schulkindern ein Gärtlein ob dem Pfarrgarten am Berg, solcher gestalter, daß man dasselbig um den Zins verkaufe und um den Zins jährlich auf Martini oder Weihnachten den armen Schulkindern Büchlein darum kaufe“. Das Gärtlein soll verpachtet werden als ein „frei ledig eigen Erbgut auf Kind und Kindeskind, solange sie (die Pächter, Anm. d. V.) den versprochenen Zins bezahlen.“ Es darf nicht verkauft, versetzt und vertauscht werden. „So wie es einer kauft (pachtet, Anm. d. V.), soll es bleiben, solange die Welt stehet, bei der Schul, den armen Schulkindern Büchlein darum zu kaufen. Dies alles ist mein endlicher letzter Will und Meinung, ... und wer wollte davon tun, dem soll es an seiner Seligkeit hinweggetan werden.“

Das Gärtlein pachtete „alt Hans Jettern, der Schuster“ und bezahlte erstmals auf Martini 1712 2 Gulden 30 Kreuzer.

Jahr um Jahr fielen nun für arme Schulkindern die 2 Gulden Zuschuß an. Wir können die Stiftung bis zum Jahr 1871 verfolgen. Was dann aus ihr geworden ist, entzieht sich noch unserer Kenntnis. Zu der Hoch'schen Stiftung kam im Jahr 1799 das Legat (2) der Maria Agathe Flad in Höhe von 1 Gulden pro Jahr.

Die Armut war immer groß

Die Hoch'sche Stiftung, das Gärtlein am Berge, erbrachte also mindestens 155mal 2 Gulden für Schulbücher. Das war wenig und viel Geld. Die Armut war immer groß. Viele Bücher brauchte man damals nicht, und ein Zuschuß von 10 Kreuzern war bereits eine spürbare Gabe. In den Protokollbüchern steht jedes Jahr: „Das Hoch'sche Legat, 2 Gulden, um hievon unter armen und fleißigen Schulkindern Schulbücher auszuteilen, wurde folgendermaßen pflichtmäßig vorgenommen...“ Es erhielten immer etwa 8 Kinder ein Spruchbüchlein, Psalterbuch oder später auch ein Lesebuch.

Bei der Hoch'schen Stiftung kommt einem das Gleichnis vom Scherflein der armen Witwe in den Sinn. Die Schule war eine Angelegenheit am Rande, für viele eine lästige dazuhin. Die Stiftung hatte deshalb von Anfang an etwas Rührendes

an sich. Für das im Schatten stehende Pfänzlein „Teutsche Schule“ war sie aber ein Blütlein, das klein und still aufgegangen war und Jahr um Jahr das bißchen Honig anbot, das es zu vergeben hatte. Wir dürfen annehmen, daß von dieser „Entwicklungshilfe“ kein Kreuzer danebging.

Hans Hoch hat vermutlich in seinem Vermächtnis auch an die Armen des Dorfes gedacht. Im Jahr 1712 wurden an 19 Familien je 1-2 Imi (1 Imi = 17 Liter) Mehl und Welschkorn ausgegeben, „so ich, der Pfarrer, von des seligen alten Schulmeisters Hans Hochen Erben von Mössing (3) auf mein inständiges Ansuchen von der Kanzel... erhalten... und von Balthas Bossen um die Spreuer in die Mühle und daraus geführt, in die Sakristei gestellet, den armen Leuten zu Onstmetting im Beisein des Dorfvogetes (4) und meiner vom Schulmeister nach Proportion ausgeteilt. Und nachdem eins ärmer als das andere, also auch einem mehr als dem andern gegeben worden.“

Viele Schulversäumnisse der Kinder

Über den Schulbetrieb des Hans Hoch wird nicht viel berichtet. Wie alle seine Nachfolger in den nächsten 200 Jahren hatte er sich mit den vielen Schulversäumnissen der Kinder herumzuschlagen. 1672 heißt es in einem Schreiben des Dekans aus Balingen, die Sommerschule solle wenigstens einen oder zwei Tage in der Woche gehalten werden, wenn dies wegen der Feldgeschäfte nicht alle Tage möglich sei. Mit den Kindern soll im Katechismus, Schreiben, Lesen und in christlicher Lehre wiederholt werden, was sie im Winter gelernt haben.

Offensichtlich hielt man sich mancherorts aber nicht so genau an diese Weisung und ließ die Sommerschule ganz ausfallen. In einem Rundschreiben des Jahres 1685 wurde deshalb angeordnet: „Sommerschulen sollen getrieben und die Eltern durch den Kirchenkonvent (5) wie auch in den Schulpredigten angehalten werden, daß sie ihre Kinder darenin schicken“. Dieser Erlaß wurde im folgenden Jahr verschärft. Es mußten auch die Eltern, „so ihre Kinder mutwilligerweis nicht in die Schul schick-

ten“, das Schulgeld bezahlen. Außerdem sollten die Pastoren wenigstens alle 3 Wochen in die Schule gehen, „um die Eltern, Kinder und Schulmeister in desto mehr Furcht und Fleiß zu erhalten“. Da es auch vorkam, daß Eltern „ihre Kinder von der Schule nehmen, ehe diese ihre Schulzeit beendet haben, sollen diese um 15 Kreuzer in den Armenkasten gestraft werden.“

Daß es zur damaligen Zeit, als der Pfarrer der Vorgesetzte des Schulmeisters war, zwischen beiden auch Spannungen gab, geht aus einem Schreiben des Jahres 1675 hervor. Es wird da von viel Mißhelligkeiten auf den Dörfern berichtet, weil die Pfarrer von den Schulmeistern Dienste verlangen, zu denen sie nicht verpflichtet sind, umgekehrt aber sich die Schulmeister ihrem Pfarrer in billigen Dingen widersetzen. Es wird für solche Fälle angeordnet, daß sich die beiden auf der Grundlage der Kirchen- und Schulraumordnung vergleichen, „und wenn ein Pfarrer dienstlich einem Schulmeister was sagt, ein solcher seinem Pfarrer alweg parire“. Wir dürfen annehmen, daß zwischen Schulmeister Hoch und Pfarrer Hagen ein gute Verhältnis bestand.

Von den Schulen und Schulmeistern

Im Jahr 1687 kamen die „Ordnungen Herzog Friedrich Carls“ heraus. Das Onstmettinger Exemplar ist ein wurmstichiges, 600 Seiten dickes, handgroßes Buch ohne Deckel. Das 21. Kapitel handelt „von den Schulen und Schulmeistern“. Der Inhalt ist im wesentlichen derselbe wie der in Herzog Ludwigs Buch 100 Jahre zuvor. Die Dekane sollten zunächst einmal fleißig Aufsicht führen, „daß die Teutsche Schulen, daran so viel und merklich gelegen, insgemein mit taugentlichen Schulmeistern versehen, den Schulmeistern aber ihr gebührender Unterhalt verschafft und den Eltern keineswegs freigestellt werde, daß sie ihre Kinder in die Schul schicken oder nicht oder umb geringen Hausgeschäften willen daheim behalten, sondern die Eltern zu dem, was Gottes Ehr, der Kirchen und Polizei (6) Wohlstand, auch der Kinder zeitlich und ewig Heil erheischt, mit aufgesetzten Strafen nötigen. Die Knaben, die dringend zu Feldgeschäften gebraucht werden, sollen den Sommer alle Sonn- und Feiertage, wann man das erste oder zweite Zeichen läutet“ sowie „wann es in der Wochen einen Regentag oder Unwetter gibt, in die Schul kommen, damit der Schulmeister sie... in Übung halte.“

Wir erfahren hier nun auch Näheres über die Rechte und Pflichten eines damaligen Schulmeisters. Wer zum Lehrer geeignet erschien, wurde von den Gemeinden vorgeschlagen. Er wurde vom Pfarrer und

Dekan geprüft, ob sein Wissensstand genüge und ob er nicht „sektierisch“ sei. Es galt der Grundsatz: „Wenn man in den Dörfern inländische zu Schulmeistern haben kann, soll man keine ausländischen nehmen“.

Mit Nebenämtern Einkommen verbessert

Daß die Schulmeister damals öfters mit Hilfe von allerlei Nebenämtern ihr niedriges Einkommen aufzubessern suchten, geht aus folgenden Anordnungen hervor: „Schulmeister, zumal Gerichtsschreiber (7), sollen die Schulen nicht versäumen und die Kinder allein durch ihre Weiber oder ohntüchtige Knaben versehen lassen. Wo man auf dem Rathaus des Schulmeisters als Gerichtsschreibers nicht entbehren kann, soll er auf seine Kosten einen tauglichen Provisor halten.“

„Es ist nicht ratsam, daß ein Schultheiß auch zugleich Schulmeister und Mesner sei“.

„Schulmeister, die nebenher Spielleut sein wollen, mögen entweder den Dienst oder ihr Aufspielen quittieren“.

„Schulmeister sollen nicht Wirtschaft treiben und ihre Weiber und Kinder allein der Schul warten lassen. Wo ihnen der Dorfschützen oder andere der Schule hinderliche Dienstlein angehenket wären, soll es abgeschafft werden“.

Was die Rechte der Schulmeister betrifft, so hatten sie diesselben wie die Pfarrer.

1. Sie waren vom Frondienst befreit.
2. Sie brauchten nicht Soldat werden. Sie waren deshalb auch vom Schießen befreit, es sei denn, daß sie gern schießen wollten.
3. Sie waren von den Leggeldern befreit. (?)

4. Die Bürgermeister waren angewiesen, sie in „Zivilsachen mit Bescheidenheit zu rechtfertigen“, was wohl bedeutet, daß sie ihnen bei kleineren Auseinandersetzungen mit Bürgern beistehen sollten.

Auch die Geistlichen erhielten neue Richtlinien. Sie sollten nunmehr wöchentlich fleißig die Schule visitieren (8). „Weil die Teutschen Schulmeister in den Dörfern öfters nichts auf die Pfarrer geben, soll ihnen... das trotziges, zehrhafte, unfleißige und incorrigible (9) Wesen vom Dekan bedrohlich verwiesen werden. Und seind die

Versoffenen auch mit dem Sauff-Gulden zu bedrohen. Wo sie aber auf die vorhergehende Erinnerung nichts geben, ... in Turm zu setzen“.

„Die Pfarrer sollen ihre Schulmeister nicht allzuviel beschäftigen, sie nicht Schulden eintreiben über Feld schicken oder gar daheim zum Holzspalten, Dreschen, Gärten und anderen Arbeiten anstellen.“

„Wenn die Schulmeister in den Dörfern vom Mesneramt, Schul- und Holzgeld nicht leben können, mögen die Gemeinden ihnen von der Flecken Heiligen Gütern (10) oder Armenkästen eine Zulage geben“.

Ja, so warn's, die alten Schulmeisterszeiten. Viel hat sich seitdem geändert, aber die gütige, hilfsbereite Einstellung unseres Schulmeisters Hans Hoch zu seinen Schülern und Mitmenschen — wir glauben dies aus seiner Stiftung herauslesen zu können — gehört auch heute zum berufenen Leh-

rer, ob man das wahrhaben will oder nicht.

Anmerkungen:

- 1 = 45 Jahre lang
- 2 = Vermächtnis, Stiftung
- 3 = vermutlich Mössingen
- 4 = Bürgermeister
- 5 = Kirchengemeinderat
- 6 = Obrigkeit
- 7 = Gemeindegemeinderat, Ratschreiber
- 8 = besichtigen, prüfen
- 9 = besserwisserisch
- 10 = Kirchengüter

Literatur:

Ordnungen Herzog Friedrich Carls 1687; Kirchenbuch 1661-1787 mit Rescripten der Kirchengemeinde Onstmettingen; Kirchenkonventsprotokoll 1701-1730 der Kirchengemeinde Onstmettingen.

Die Schlichemklamm

Ein landschaftliches Kleinod unserer Heimat

Kurt Wedler, Ebingen

Wandert man von Böhringen das Schlichemtal hinab zur ehemaligen Ramsteiner Mühle und dann auf schmalem Pfad das Tal abwärts, so ist man erstaunt über diese romantische Talschlucht, die die Schlichem hier geformt hat. Es ist zwar keine alpine Klamm, aber sie wird mit ihren steil aufragenden Muschelkalkfelsen und den interessanten Bachterrassen, die die härteren Muschelkalkschichten bilden, über die das Wasser in Kaskaden hinabspringt mit Recht oder Unrecht „Schlichemklamm“ genannt. Teilweise geht der Steig über die Felsplatten, die an manchen Stellen eine Wellenstruktur zeigen aus einer Zeit, als die Schlichem noch wasserreicher war. Will man überhaupt diese „Klamm“ mit viel Wasser sehen, dann muß man den Weg im Vorfrühling zur Zeit der Schneeschmelze oder nach starken Regengüssen wagen, erst dann zeigt sie ihr wahres Gesicht. Unter der untersten Schwelle hat sich ein meter-tiefer Wasserkessel gebildet.

Noch reizvoller ist der Steig vom Ramstein herunter und dann die Schlucht aufwärts, was den Vorteil bietet, daß man die springenden Wasser immer im Blickfeld hat. — Das Hofgut Ramstein war ein altes Bauernleben der Grafen von Zimmern und kam im 18. Jahrhundert an Württemberg. Die Herren von Stöffler bewirtschafteten heute den ausgedehnten Besitz auf fruchtbarem Lettenkohleboden. Am Talrand fällt der „Ramstein“, nach dem der Hof benannt ist, 30 Meter ins Tal ab. Von diesem Felsen aus hat man einen schönen Blick in das Engtal hinein und auf den wohlgeformten Umlaufberg, den die Schlichem einst aus

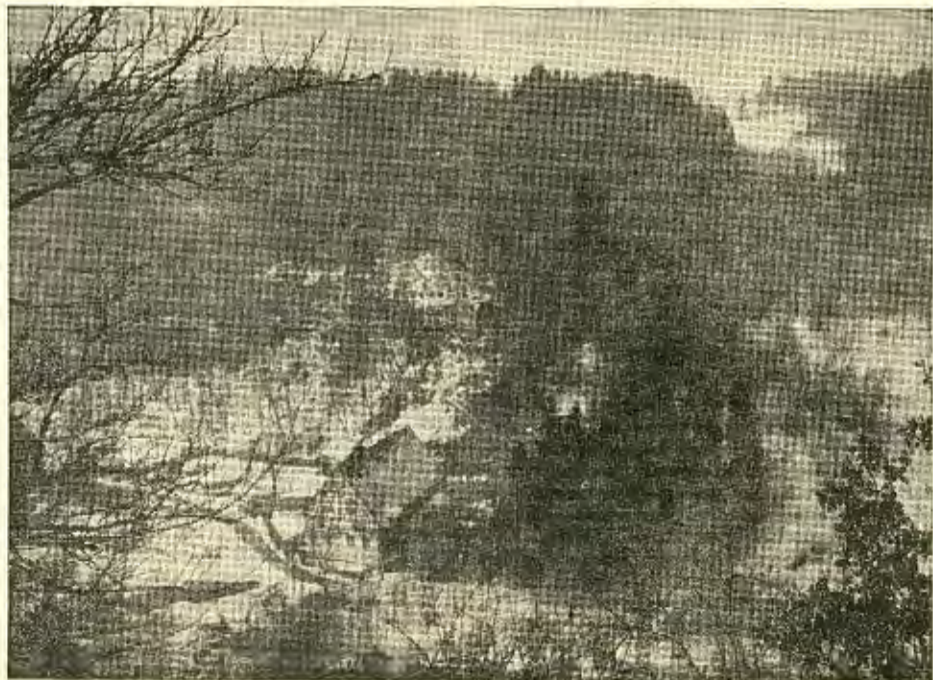
dem Muschelkalk herausmodelliert hat.

Das war aber nicht immer so. Der Geologe kann die Talbildung rekonstruieren und stellt fest, daß einst vom Ramstein bis zur Nordseite des Umlaufberges eine Verbindung bestand. Diese Verbindung wurde durch die in den Außenkurven (Kleb) des Baches verstärkt wirkende, nagende und kalklösende Kraft des Wassers immer schmaler, bis sie zusammenbrach. Bei Hochwasser stürzte der Bach schließlich etwa zehn Meter über diese Bruchstelle hinab in sein unteres Bett, und als sie tiefer ausgegabt war, konnte das Wasser auch bei normalem Wasserstand diesen neuen Weg, der zudem kürzer war, benutzen. Der alte weitere Weg um den so geschaffenen Umlaufberg wurde damit trocken gelegt. Ähnlich schön geformte Umlaufberge finden wir im Neckartal bei Schloß Hohenstein und bei der Neckarburg.

Der Wasserfall beim heutigen Butschhof hat sich im Lauf der Jahrtausende durch rückschreitende Erosion talaufwärts in einzelne Terrassen aufgelöst, die uns heute in der Klamm so reizvoll erscheinen. Im oberen Talknick der Klamm unterhalb der Ramsteiner Mühle liegen die Muschelkalkbänke durch Hebung der Schichten schief, und dort stürzen aus dem Spalt des darüber liegenden Felsen von Zeit zu Zeit große Steinbrocken herunter, die den Weg fast unpassierbar machen.

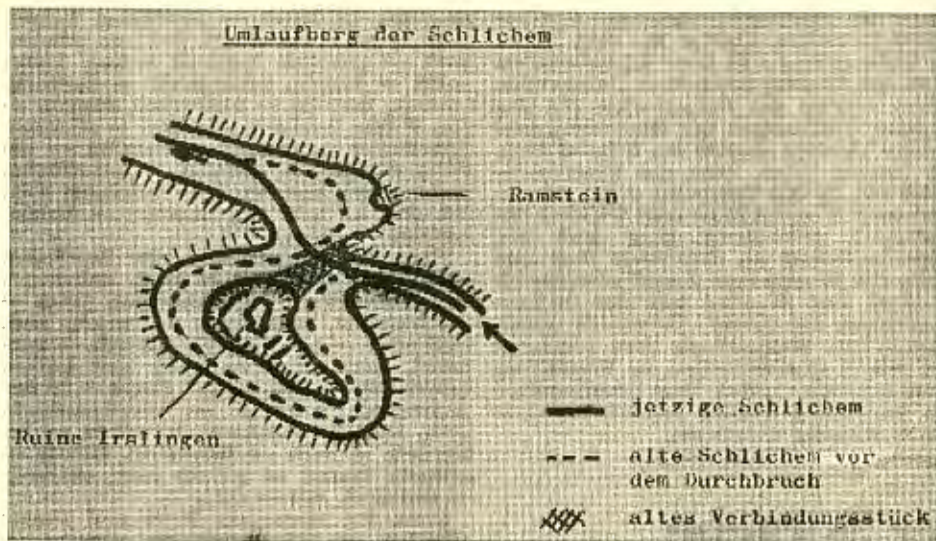
Am westlichen Steilrand des fischblasenförmigen Umlaufberges erkennt man die Reste einer kleinen ehemaligen Burg. Sie trägt den Namen des südlich von ihr gelegenen Dorfes Irslingen, früher Urslingen. Von dort führt auch noch der Burgweg zum Butschhof herunter, dem ehemaligen Wirtschaftshof der Burg, bei dem auch eine Mühle lag. Mit der Ramsteiner und der Böhringer Mühle trieb so das Wasser der Schlichem auf einem Weg von knapp anderthalb Kilometer drei Mühlräder.

Die Burg war der Stammsitz des berühmten, edelfreien Rittergeschlechtes der



Ruine Irslingen auf dem Umlaufberg

Fotos: Wedler



Urslinger, die 1163 erstmals urkundlich genannt sind, Konrad von Urslingen wurde durch Friedrich Barbarossa 1178 Graf von Assisi und 1183 Herzog von Spoleto. Kaiser Heinrich VI. ernannte ihn 1195 zum Reichsverweser von Sizilien. Seine Gemahlin erzog den späteren Kaiser Friedrich II. in der Mark Askona. Ein Werner von Urslingen war im 14. Jahrhundert einer der bedeutendsten Reiterhauptleute auf italienischem Boden, der vom Chronisten als „homo magnificus et magni consilii“ genannt wird. So ging von diesem kleinen Erdenfleck ein bedeutendes Geschlecht aus, das zu großem Ruhm kam.

Aber ihre Stammburg kam schon 1327 in württembergischen Besitz und bald wurden weitere Güter verkauft. Der Ausverkauf ging so weit, daß der letzte Herzog 1443 als „Bettelherzog“ in Schiltach starb. Den Herzogstitel trugen die Nachkommen der stauischen Dienstmannen auch noch nach dem Untergang des stauischen Geschlechtes und dem Verlust der italienischen Besitzungen. Reinhold IV., dieser letzte Urslinger, liegt in der Klosterkirche in Wittichen begraben. Mit der Schönheit dieser Landschaft verbindet sich so ein Stück ausgeprägter Heimat- und Weltgeschichte. Ein Urslinger soll auch den jungen Konradin, den letzten Staufer, nach Italien begleitet haben, um dann die traurige Nachricht von dem tragischen Tod in die Heimat zu bringen.



Die Schlichemklamm

(Genauerer über die Urslinger siehe Heimatkundliche Blätter Jahrgang 1966, Seite 610).

Kloster Kirchberg

Von Fritz Scheerer

Vor der nordwestlichen Ecke des Kleinen Heubergs mit seinen Ackerflächen liegen Waldhöhen, die von der Stunzach und ihren zahlreichen Nebenbächen in ein unübersichtliches Bergland aufgelöst sind. Das Baumaterial dieser Höhen bilden die leicht ausräumbaren Keupermergel (Gipskeuper, Bunte Mergel, Knollenmergel), die zwischen die Bänke des Schilf- und Stubensandsteins eingelagert sind. Die armen Sandböden und das bewegte Relief sind die Gründe, daß die Höhen mit einem geschlossenen Waldkleid bedeckt sind.

Mitten in diesem Wäldermeer liegt auf einem zwischen tief eingeschnittenen Tälchen steil abfallenden, schmalen Bergvorsprung Kirchberg, von dem man eine reizende Aussicht auf die Alb genießt. Auf dem nahe gelegenen „Wandbühl“ (653 m) ist bei klarem Wetter die Albkette vom Hohenstaufen bis zum Plettenberg sichtbar. Rings vom Wald umschlossen hat die heutige Staatsdomäne, das frühere Kloster,

fruchtbare Äcker, denn inmitten der Keuperlandschaft ist eine versenkte Scholle des untersten Schwarzjura erhalten geblieben. Eine von Nordwest nach Südost verlaufende Störung mit bis 50 m Sprunghöhe, eine Fortsetzung des Freudenstädter Grabens, streicht von Fisingen durch das Mühlbachtal, über Kirchberg bis zur Stunzach und weiter südlich. An ihr ist der Südwestflügel abgesunken bzw. von beiden Seiten heruntergeklappt, da die Schichten beiderseits der Störung zu fallen. In dieser tektonisch, geologisch tieferen Lage blieb der Lias von der Abtragung verschont und konnte die Grundlage für eine Siedlung abgeben, die 1850 mit ihren verschiedenartigen Böden eine Ackerbauschule bekam.

Schon früh wurde dieser Bergvorsprung auf Renfrizhauser Markung besiedelt, auf dem oder unter dem wohl eine Kirche stand. Dies mußte aber vor 1095 gewesen sein, denn zu Haigerloch bezeugten nach der Not. fundationis des Schwarzwald-

klosters St. Georgen eine Vergabung von Gütern u. a. auch ein Ritter Arnold von Kirchberg mit zwei Söhnen Arnold und Eberhard neben einem Arnold von Owingen, Adalbert von Weildorf, Mangold von Ahusen (Anhausen, s. unten) und Walker von Gruorn (Gruol). Diese Ritter dürften Vasallen der Grafen von Haigerloch gewesen sein.

Gründung des Klosters Kirchberg

Das Kloster muß kurz vor 1237 entstanden sein. Nach dem erhaltenen Schwesternbuch (17. Jahrhundert) haben die Frau Elisabeth, Gräfin von Büren (Beuren) und die beiden Schwestern Williburgis und Kunigundis, Gräfinnen von Hohenberg, das Kloster gegründet. Die beiden letzteren werden aber als Schwestern von Zimmern bezeichnet, so daß die Angaben „von Hohenberg“ mehr legendär als urkundlich sein dürften. Elisabeth wird von der etwa 6 km entfernten Burg Beuren über dem Beurener Tal gestammt haben, während die beiden anderen von Zimmern, wahrscheinlich aus Zimmern in Horgun (Heiligenzimmern) stammen dürften, nur bürgerlich werden sie nicht gewesen sein. Wir finden auch bei Heiligenzimmern eine „Burghalde“. Im Jahre 1237 übergab Graf Burkard III. von Hohenberg, Herr zu Haigerloch, seinen Besitz in Kirchberg mit allen Zugehörden als freies Eigentum und aller Gerichtsbarkeit dem neugestifteten Kloster um 50 Mark Silber. Bei dem Verkauf bei dem enormen Preis werden keine Verwandten von ihm erwähnt, so daß anzunehmen ist, keine Gräfinnen von Hohenberg waren damals im Kloster als Nonnen. 1247 wird eine Priorin W. und 1261 eine Priorin Williburgis urkundlich genannt.

Die Nonnen gehörten zunächst dem Augustinerorden an. Die erste Priorin soll nach Lyon zu Papst Innocenz IV. gewallfahrt sein, um das Kloster und seine Freiheiten bestätigen zu lassen. 1245 erhielten die Frauen durch einen Schirmbrief des Papstes eine Anzahl Freiheiten: Befreiung vom Novalzehnten, die Rechte freier Aufnahmen von Nonnen, der Grablege usw. Vom 2. Viertel des 13. Jahrhunderts ab traten viele Klöster den Dominikanerinnen bei oder wurden Klöster dieses Ordens gegründet, so Reutin bei Wildberg, zu Oberndorf, Binsdorf, Sulz Rottweil, Bergfelden, Haigerloch, Stetten bei Hechingen, Habstal usw. Auch die Klosterfrauen zu Kirchberg traten zu diesem Orden über und waren nach zehn Jahren auf 60, gegen Ende des Jahrhunderts auf 80 angewachsen. Manche Töchter adeligen Geschlechts ließen sich als Nonnen einkleiden. Vor allem den Dominikanerkonventen galt der Zulauf, nachdem 1228 die Zisterzienser ihre Tore für Frauen geschlossen hatten. Dabei stand nicht die Spekulation im Vordergrund, sondern das liebende Verlangen nach unio, erwachsen aus der besonderen Veranlagung der Frau. Dazu kam auch das Streben der Zeit nach einer sicheren, inneren Erfahrungsbasis, das genährt ist aus den Quellen der Mystik Bernhards von Clairvaux und aus der Allegorie und Exegese des Hohenliedes. Es ging nicht um Philosophie, sondern um das gefühlsmäßige Erleben der unio mit Gott.

Anfangs herrschte zweifellos unter den Frauen strenge Ordnung und tiefer Ernst. Die religiösen Übungen wurden so gewissenhaft wie möglich erfüllt, ja, in strenger Askese überboten. Durch Beichtväter wurden sie dabei unterstützt. Doch allmählich litten Sittsamkeit und Frömmigkeit, so daß das Frauenkloster Kirchberg später zu den verrufensten zählte. Diente es zunächst adeligen Töchtern als Heimstätte, so scheint in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts das bürgerliche Element die Überzahl

erlangt zu haben. 1534 ist sogar eine bürgerliche Priorin erstmals nachgewiesen, während vorher Tübinger Pfalzgräfinnen, Böcklin vom Eutingertal, Börstingen, Geroldseck, Bubenhofen usw. im Kloster festzustellen sind.

Der Priorin zur Seite stand die Subpriorin. Für das leibliche Wohl sorgte die Schaffnerin, für das seelische ein Priester des Dominikanerordens als Kaplan. Weiter waren Seelfrauen, eine Krankenmeisterin und eine Kellermeisterin vorhanden. Frühzeitig muß das Kloster auch Brüder aufgenommen haben, denn als Schaffner werden Schmiede, Wagner, Müller, Pister (Bäcker) genannt.

Besitz des Klosters

Schon bald gelangte das Kloster durch Unterstützung der Hohenberger und ihrer Ministerialien rasch zu hoher Blüte. Mit-

glieder des Grafengeschlechts sind hier begraben (s. unten). Töchter aus dem Hause der Hohenberger und ihrer Dienstmannen haben den Schleier genommen. Durch milde Gaben sorgten die Hohenberger für das leibliche Wohlergehen der Schwestern und manche Vasallen ahmten das Beispiel nach. Die Grafen übten auch die Schutzherrschaft aus. In den Urkunden reden sie von „unserem“ Kloster. Nach dem Verkauf der Grafschaft Hohenberg ging 1381 die Schirmherrschaft an Österreich über und zählte das Kloster zum Jurisdiktionsbezirk Binsdorf. Zur Anerkennung der Schirmherrlichkeit des Hauses Österreich wurde jährlich um Weihnachten dem Landvogt und seinen Oberamtsräten zu Rottenburg je ein Schwein verehrt. Dem Schultheißenamt Schömberg wurden jährlich ein Gulden 30 Kreuzer übergeben.

(Schluß folgt)

Wandel unserer Sprache

von Fritz Scheerer (Schluß)

Altes erhalten und ehren

In beiden Teilen hat sich in der folgenden Zeit die dörfliche Sprechweise gemäß den kulturellen und zivilisatorischen Veränderungen verwandelt, aber nie in dem Tempo wie in den letzten vier bis fünf Jahrzehnten. Noch nie wurde die Sprechsprache in solch unaufhaltsamem Drang erfaßt und auch nicht in der Richtung auf eine so starr und uniform gewordene Norm hin. Unserer heimatlichen Sprache droht Gefahr und deshalb soll sie gestützt und gepflegt werden. Das erfordert ein Doppeltes: Altes erhalten, Neues abhalten, Altes ehren, schlechtem Neuen wehren. Das Erhalten ist vielleicht leichter durchzuführen als das Abhalten. Wenn fremde Moden auf die Sprache einströmen, so unterliegen ihr viele ohne Widerstand, nicht nur die Teenager und Twens, auch die Zeitungen, die Wirtschaft, ja sogar die Kanzleien der Behörden (s. oben).

Wandel unserer Sprache

Die Ursachen des Wandels unserer Sprache liegen zu einem Teil im Wandel der Zeit. Das soziale Streben nach erweiterten Bildungsmöglichkeiten für die Jugend führt die Kinder von der Dorfschule zur Realschule oder zum Gymnasium. Hand in Hand gehen verbesserte Verkehrsbedingungen. In unserer Jugendzeit stand noch das Fuhrwerk, die Postkutsche oder gar der Fußmarsch im Vordergrund. Heute ist die Stadt näher gerückt. In den Landgemeinden kommen oft Einheiraten von weit her vor. Die junge Ehefrau oder der junge Ehemann werden nicht mehr als „Hereingeschmeckte“ behandelt. Früher kamen Heiraten höchstens in die Nachbargemeinden vor (z. B. von Leidringen nach Rotenzimmern und umgekehrt). Der Lesestoff auf dem Lande war die Bibel und das Lokalblättchen. Heute ist durch Rundfunk, Fernsehen, Kino, Theater (auch auf dem Lande) dauernd Kontakt mit hochsprachlichen Sprechern.

Diese gesamte Entwicklung begann nach dem 1. Weltkrieg und erfaßte vor allem die Jugend. Die Alten hielten zunächst noch mehr am Überkommenen fest. Durch die fortschreitende Industrialisierung kamen aber auch ältere Leute zur Arbeit in die Stadt, die sich im Umgang mit andern umstellten. So kam es, daß die bislang noch als einhellig echte, durch Überkommen bodenständig gewordene Mundart gewaltige Veränderungen erfuhr. Wir stoßen allmählich auf alle möglichen Schattierungen und Mischungen zwischen altbäuerlicher Mundart und neuaufgekommener Umgangssprache. Aus der Mischung der Dialekte, die die Zuzügler mitbrachten,

entstehen durch Abschleifung, Ausgleich und Anpassung neue Sprachformen, Umgangssprachen, die der Schriftsprache näher stehen als die jeweiligen Dialekte. Der Dialekt selbst gerät in den Geruch des Überlebten, Hinterwäldlerischen und machen ihre Träger gegenüber diesen unsicher.

Man spricht heute leiser

Allgemein kann festgestellt werden, man spricht heute leiser, mit weniger Energieverbrauch, im Tonfall mehr eintönig, spricht viel schneller. Dafür gewinnt die Sprache mehr Gängigkeit, Allgemeingültigkeit und wird „moderner“. Die charakteristische schwäbische Näselung wird so gut wie aufgehoben. Heute hören wir „a“ und „e“, auch „au“ und „ae“ durch den Mund gesprochen. Wo früher „Mond“ als „mo“ gesprochen wurde, hören wir „moo“, oder für „Handschuh“ statt „hee'tschech“ jetzt „heet-schech“. Das „a“, das früher als „aa“ zu hören war, geht aus dem einstigen „haa'd“ in „Hand“ über.

Viele Diphthonge werden wieder einfache Monophthonge (graos — groos, fäaschter — fenschter). Bei andern Wörtern fallen Laute weg oder kommen hinzu (leicht — leich = Beerdigung, nascht — ascht, mende — männle, areg — arg, schlaa — schlag, waa — was, hao — hoch, maa' — mag). Diese Beispiele könnten vermehrt werden.

Sehr stark vollzieht sich der Wandel im Wortschatz. Ist eine Sache abgegangen, so geht auch allmählich das Wort verloren oder wird von den meisten jungen Leuten nicht mehr verstanden. Nur wenige seien genannt: säages (Sense), kompf (Wetzsteinbehälter), kea'schboo (Kienspan), gradd(e) (Korb), bauscht (auf dem Kopf, mit Spreuer gefüllt zum Tragen von Körben, auch in Straobauscht — Strohwisch), hälgle (Bildlein), wiit(e) (Weiden, besonders zum Binden von Garben oder zum Herstellen von Körben), Heuliacher (Gerät mit Haken zum Herausziehen des Heus aus dem „Barn“), suffror (Rohrstiefel). Ähnlich erging es manchen alten Vornamen (Gottlob, Gottlieb, Jakob usw.), die modernen weichen mußten, aber teilweise heute wieder in Mode kommen (Michael, Andreas). Selten ist es noch, daß der Vornamen eines Vorfahrs gewählt wird.

Außer Kurs gekommen...

Viele Ausdrücke sind ganz außer Kurs gekommen, sind für viele heute weithin unverständlich oder durch andere verdrängt. Auch hier wahllos nur einige Beispiele: boosg(e) — Böses tun, ao'sge — stöhnen, gnabba' — hinken, gwaddl(e) — schwerfällig gehen, hauf(e) — rückwärts

schieben, kidder(e) — verstohlen lachen, kiife — an etwas nagen, lacht en scholler naus — plötzlich herzlich lachen, kitzebol(e) — hageln, verligger(e) — ausfindig machen, loosn(e) — zuhören, migg(e) — den Wagen bremsen, schald(e) — schieben, schieber(e) — stützen, schlurgl(e) — die Füße nachziehen, sirml(e) — verschlafen umhergehen, mauder(e) — kränklich sein, ant doa' — leid tun, braffl(e) — tadeln, ruugl(e) — rollen.

Dann bei Eigenschaften oder Zuständen oder beim Ort: blutt — bloß, unbeharret, em daubediicht — gedankenlos, gnitz — durchtrieben, gschlaacht — weich, zart, häaling(e) — heimlich, überzwerch — verkehrt, luuse hao' — freie Zeit haben, kroddebroat — ganz breit, jäscht — in der Aufregung, manzech — wichtigtuersich, keck, reng — unschwer, au'wärde — los werden, uf beit — leihweise; ällbott — oftmals, fäarnd — voriges Jahr, onaweag — trotzdem, sält — dort.

Dann für Menschen, Tiere und Dinge: schwäär — Schwiegervater, seenere — Schwiegertochter, fiendl(e) — Hinterer; schäär — Maulwurf, eem(e) — Biene, schdoarzl(e) — Kartoffelkraut, schäaf — Schote, grombier — Kartoffel, schmear — Fett, gseem — Dreschabfall, guggommer — Gurke, gnarfel — Knorpel, beert(e) — dünner Kuchen, doggann(e) — Puppe, flaeagerle — dünnes Kleid, gluuf — Stecknadel, nuscher — Halskette, grengl — Kreis, keaner — Dachrinne, looml — Messerklinge, doabe — Pfote, deichl — Holzröhre für Wasserleitungen, dräächter — Trichter, gloach — Gelenk, goaßel — Peitsche.

Die Schimpfwörter

Hierher gehören auch Schimpfwörter wie draoschdel — dummes, schlampiges Weib, schludd — unordentliche Frau, dul-lebaa — blödes Mädchen, Bloder — dummer Mensch. Es sind auch Veränderungen in der Flexion festzustellen. So weichen Genusformen den gemeindeutschen: der Heuschreck, die Heuschrecke, die Floh — der Floh, die Gurt — der Gurt. Erhalten haben sich bis jetzt noch: der Butter, der Bank, der Spalt, der Zehen, das Eck, das Teller. Alte Mehrzahlformen werden verdrängt: die Mannen, die Nussen; nicht verdrängen ließ sich Hemmeder. Alte Zeitwortabwandlungen weichen: glidd(e) — für geläutet, didd(e) — für geduetet.

Noch immer wird für das Imperfekt das Perfekt verwendet: er ischt hoamgang(e). Auch das Futur wird durch das Präsens wiedergegeben: morg(e) gang i nach... Geblieben ist auch der possessive Dativ: em Vadder sei' Huet. Verdrängen haben sich lassen in den Städten und auch schon teilweise auf dem Land: Dete, Dote, Ähne, Ahne, Rahm durch Schlagsahne, Bibbelkäs durch Quark, Gsälz durch Marmelade. Durch Heimatvertriebene kamen neu auf: Paprika, Melone.

Zusammenfassend können wir als Ergebnis des Wandels der Mundart feststellen:

- Die altüberkommene Mundart finden wir nur noch bei alten Leuten. Es zeigt sich, daß das Festhalten sich als ein Generationsproblem erweist.
- Es ist eine Angleichung mehr an das allgemein Schwäbische und an die städtische Umgangssprache.
- Unserem jetzigen Jahrhundert wird es vorbehalten sein — wenn nicht alles trügt — einen mehr als 600 Jahre alten Sprachzustand weitgehend aufzugeben.
- Alle politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bewegungen und Veränderungen finden in der Sprache ihren Niederschlag.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Heimatkundliche Blätter



für den Kreis
Balingen



Jahrgang 17

31. Dezember 1970

Nr. 12

Glatt und Glatten

(zur Exkursion der Heimatkundlichen Vereinigung am 4. Oktober 1970)
von Dr. Walter Stettner

Unsere Vereinigung besuchte Anfang Oktober u. a. Glatt mit seinem Wasserschloß und dem einladenden Schloßcafé. In der fleißigen Zusammenstellung der Geschicke des Ortes durch J. Wetzel, die uns dort ausgehändigt wurde, heißt es: „Die älteste geschichtliche Nachricht von Glatt stammt aus dem Jahr 767. In diesem Jahr erhielt laut einer Schenkungsurkunde das Kloster Lorsch bei Worms Besitzungen in Glatt, was zu dem Schluß berechtigt, daß dessen Mönche zu jener Zeit die Seelsorge übernommen haben. Die Kirche ist dem hl. Gallus geweiht, weshalb die Vermutung nahe liegt, daß seine Schüler, Mönche des Klosters St. Gallen, hier das Christentum im 7. Jahrhundert einführten und die erste Kirche erbauten.“ Hier stockt der denkende Leser. Die St. Gallener Mönchszelle war im 7. Jahrhundert noch sehr bescheiden, mußte längere Zeit um ihre Existenz ringen; erst ab 720 unter dem energischen Abt Otmar sind Ausstrahlungen St. Gallens in weitere Bereiche festzustellen. Wenn aber Mönche des Klosters Lorsch die Seelsorge übernahmen, warum wurde dann die Kirche nicht dem Lorschener Klosterheiligen Nazarius geweiht?

Die Lösung des Problems hängt damit zusammen, daß es im Glattal ein Stück weiter oben ein anderes Dorf namens Glatten gibt (wir haben seinerzeit nach der Umleitung über Loßburg bei Glatten unterhalb Dornstetten wieder das Glattal erreicht). Daher muß die Frage gestellt werden, ob sich die Lorschener Urkunde wirklich auf Glatt oder etwa auf Glatten bezieht. Das Problem hat vor wenigen Jahren Rudolf Seigel (früher Fürstlich-Hohenzollerischer Archivrat in Sigmaringen, jetzt Dozent an der PH Reutlingen) in einem Aufsatz mit dem Titel „Glatt und Glatten, St. Gallen und Lorsch am oberen Neckar“ (Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 2, 1966) in einleuchtender Weise gelöst und darüber hinaus die Vorgänge im Glattal in größere Zusammenhänge gestellt, um dererwillen hier darüber referiert werden soll.

Es handelt sich um Glatten

In den Jahren 767 bis 791 wurden dem Kloster Lorsch an der Bergstraße durch fünf Schenkungen Grundbesitz und Eigenleute in der „Gladheimer marca“ und durch eine sechste Schenkung im Dorf „Gladheim“ übertragen. Da diese Gladheimer Mark nach der Urkunde von 770 im Nalgoldgau lag und Glatten noch in einer Urkunde von 1283 als Gelatheim, also Glatheim erwähnt wird, ist deutlich, daß es sich in den Lorschener Urkunden nicht um Glatt, sondern um Glatten handelt, das somit 1967 sein 1200jähriges Bestehen feiern durfte. Als Schenker werden in den sechs Urkunden genannt Hardinc, Blifrit, Winrich, Wanfrit, Reginbert und Rudingus.

Das hohenzollerische Glatt aber wird, wie Pfarrer J. A. Kraus vor etwa zehn Jahren nachweisen konnte, schon in einer Urkunde des Klosters St. Gallen, die zwischen 725 und 753 ausgestellt ist, genannt. Ein alemannischer Adliger namens Petto schenkte Güter und Leute in Clata an das Kloster St. Gallen. Beide Klöster, das um 720 unter Abt Otmar wieder aufblühende St. Gallen und das 754 gegründete Kloster Lorsch, erhielten also Besitz im Glattal. Lorsch be-

gann mit Glatten eines seiner südlichen, St. Gallen mit Glatt eines seiner nördlichen Besitzzentren aufzubauen.

Den geschichtlichen Hintergrund dieses Geschehens bildet die Unterwerfung des alemannischen Stammes durch die Franken. Das Kloster St. Gallen war in der Zeit seiner Wiedergründung durch Abt Otmar getragen vom alemannischen Adel, der den fränkischen Eroberern feindlich gegenüberstand. Mit dem Aufstieg der Karolinger wurde zunächst durch Karl Martell in der 1. Hälfte des 8. Jahrhunderts die Herzogsgewalt in Alemannien beseitigt. Die Anführer des einheimischen Adels, die an den letzten Erhebungen gegen die Franken beteiligt waren, ließ der Hausmaier Pippin, der Sohn Karl Martells, 746 bei Cannstatt hinrichten. Die Stützpunkte der fränkischen Eroberung und Durchdringung waren, neben den eingesetzten Grafen, der Bischof von Konstanz und die Abtei Reichenau. Von hier aus begann die Unterwerfung des alemannischen Stützpunktes St. Gallen: 759 wird Abt Otmar abgesetzt und verbannt und durch den fremden, für die Franken zuverlässigen Abt Johannes ersetzt. Zwei Jahrzehnte lang war er dann zugleich Abt der Reichenau, Abt von St. Gallen und Bischof von Konstanz. St. Gallen spielte im ersten Jahrhundert der karolingischen Könige keine Rolle in der Reichspolitik, erhielt auch damals keine Schenkungen von den Königen.

Mächtige alemannische Adelsfamilien

Den alemannischen Adel könnte, vor allem vor 759, auch die Furcht vor den fränkischen Konfiskationen zu Schenkungen an St. Gallen bewogen haben. So ist wohl auch die Schenkung des Alemannen Petto in Glatt zu verstehen. Er und seine in der Urkunde genannten Brüder gehörten zu den mächtigen alemannischen Adelsfamilien; sie waren nicht nur am oberen Neckar, sondern auch in der heutigen Nordschweiz begütert. Es scheint, daß sie ihren Besitz durch große Schenkungen an St.

Gallen vor dem Zugriff durch die Franken retten wollten.

Bei Lorsch sehen wir die Gegenseite. Der Gründer, Graf Chancor, ein Verwandter des karolingischen Königshauses, war einer der wichtigsten fränkischen Beamten, der mit der Eingliederung Alemanniens in das Frankenreich betraut war. Zusammen mit seiner Mutter Williswinda übergab er seine Stiftung dem ebenfalls dem Königshaus angehörenden Erzbischof Chrodegang von Metz, damit er die Gründung nach der Benediktinerregel einrichte. So kam das Kloster von Anfang an in die Hand einer der einflußreichsten Persönlichkeiten der Umgebung Pippins. Lorsch war schon 772 karolingisches Hauskloster und wurde im 9. Jahrhundert Grablage karolingischer Könige; sein Abt Gundeland, der Bruder des Erzbischofs Chrodegang, wird „imperialis abbas“ = Reichsabt genannt. St. Gallen dagegen trat erst im 9. Jahrhundert in den Kreis der Reichsklöster. Der Besitzbereich Lorsch erstreckte sich auf viele Gebiete vom Niederrhein bis in die Ostschweiz, St. Gallen blieb immer auf den alemannischen Raum beschränkt.

Eher Franken als Alemannen

R. Seigel hat noch die Frage aufgeworfen, wer die Männer waren, die Besitz und Leute in und um Glatten an Lorsch schenkten. Er sucht sie in der Schicht der kleineren und mittleren Adligen, doch kann nicht entschieden werden, ob es sich um Alemannen oder Franken handelt, und daher können auch über ihre Motive nur Mutmaßungen angestellt werden. Waren die Schenker Franken, die mit ihren Oberherren, den Grafen, in Alemannien eingezogen waren und untergeordnete Funktionen bei der Unterwerfung und Beherrschung des eroberten Landes einnahmen? Wollten sie durch ihre Schenkungen an Lorsch die Verbindung zu ihrer fränkischen Heimat und ihren Heiligen erhalten? Oder waren sie Alemannen, die sich von dem neuen, aus Rom übertragenen Heiligen mehr angezogen fühlten? Wollten sie damit vielleicht zugleich eine Verbindung schaffen zu ihren neuen Herrschern, die hinter dieser Stiftung standen? Wollten sie durch diese Schenkungen dem neuen Regime ihre Reverenz erweisen? Da in der Horber Gegend eine Besitzabgrenzung zwischen Lorsch einerseits, St. Gallen und der Reichenau andererseits erkennbar ist, neigt R. Seigel dazu, in den Schenkern eher Franken zu sehen als Alemannen.

Da in Glatt nicht Lorsch, wohl aber St. Gallen schon in der Frühzeit Besitz erworben hat, ist es natürlich, daß die dortige Kirche (wohl im 8. oder 9. Jahrhundert) dem hl. Gallus geweiht wurde; Lorsch Abgesandte stellten, wenn sie überhaupt ins Schwarzwaldvorland kamen, ihre Pferde nicht in Glatt, sondern in Glatten ein (der Leiter des Schloßcafés und des Fremdenverkehrsbüros Glatt wußte übrigens, daß die zitierte Stelle in der Abhandlung von J. Wetzel auf einem Irrtum beruht).

Pirmin als Missionar im alemannischen Raum

Kloster Reichenau hatte großen Besitz, auch im Kreis Balingen

— Kurt Wedler, Ebingen —

Im Münster von Mittelzell auf der Reichenau ist im rechten Seitenschiff ein Bild zu sehen, das die Überfahrt Pirmins mit seinen Genossen auf die Insel darstellt. Das Bild zeigt auch, wie Schlangen und allerlei Gewürm die Insel verlassen. Das soll der Legende nach drei Tage lang geschehen sein, als Pirmin heranzog. Diese Darstellung erinnert an germanische Landreinigungsmymen des Beowulf und Grettir.

Der geschichtliche Hintergrund dieser Tatsache der neuen Besiedlung der Insel ist folgender: durch einen Stiftungsbrief vom 25. April 724, den der damalige Hausmeier des Frankenreiches Karl Martell ausstellte, wurde der Wanderbischof Pirmin beauftragt, inmitten des alemannischen Raumes ein Kloster zu gründen. Der Auf-



Hornbach: Pirminkapelle

trag wurde zur Durchführung an die alemannischen Herzöge Lantfried und Bertold weitergegeben, die wiederum mit dem Grafen Sindlax den Platz auf der Sindlaxsaue, wie die Reichenau ursprünglich nach ihm hieß, bestimmten. Ob Pirmin Ire oder Westgote (was wahrscheinlicher ist) war, ist bis heute noch nicht geklärt. Jedenfalls muß er eine Persönlichkeit gewesen sein, die Karl Martell als zuverlässig und geeignet erschien, ihn für die Ziele seiner Reichsidee mit einzuspannen. Hier sollte ein Vorposten geschaffen werden und über den Weg eines religiös-kulturellen Sammelpunktes fränkischer Prägung das alemannische Stammesbewußtsein allmählich abgebaut und das Herzogtum dem fränkischen Reich angegliedert werden. 40 Peregrinimönche wurden Pirmin beigegeben, dazu eine militärische Bedeckung, aus der sich der spätere niedere Adel als Klosterhörige entwickelte. Außerdem wurde das Kloster mit reichem Königsgut ausgestattet und den Stammesherzögen befohlen, die Gründung zu schützen. — Das Kloster hatte z. B. in unserem Kreis z. Tl. bedeutende Güter in Truchtelfingen, Zillhausen, Frommern, Weilheim und Waldstetten, Isingen, Rosenfeld, Bickelsberg, Dormettingen, Binsdorf und Erlaheim.

Hochentwickeltes
Stammesbewußtsein

Aber Karl Martell hatte sich getäuscht in der alemannischen Dickköpfigkeit und

dem hochentwickelten Stammesbewußtsein, das auch der wendige Pirmin nicht ändern konnte. In den politischen Auseinandersetzungen mit dem Konstanzer Bischof und dem Stammesherrzog kam es soweit, daß Pirmin schon im Jahr 727 auf Drängen des Bischofs Audoin und des Stammesherrzogs Theobald die Insel verlassen mußte. Die kirchliche Reorganisation unter Bonifatius, mit dem eine Begegnung Pirmins nachgewiesen ist, umfaßte nicht das alemannische Gebiet, weil hier Pirmin wirkte. Für die Reichenau und ihr weites Einflußgebiet fiel diese Tätigkeit aber nun aus.

Von den vielen Urkunden und Akten des Klosters sind durch politische und kriegerische Umstände nur spärliche Reste in den Archiven von Karlsruhe, Stuttgart und München erhalten, so daß über Pirmin selbst auch kaum etwas zu finden ist. Er vertrat jedenfalls die Idee der irischschottischen Peregrinimönche, die aber durch Irischotten auch bei den Westgoten in Spanien und in Südfrankreich lebendig war, so daß aus dieser Tatsache nichts über seine Herkunft abgeleitet werden kann. Daß Pirmin als Fremdling im Land angesehen wurde, allerdings mehr wegen seines politischen Auftrages als wegen seiner selbst, beweist die Tatsache, daß es im Bistum Konstanz keine einzige Pirminkirche, aber viele Galluskirchen gibt.

Im Jahr 730 tritt Pirmin als Gründer des Klosters Pirminsberg im Dorf Pfäfers in der Schweiz auf, 734 gründet er mit seinem Schüler Amor zusammen Kloster Amorbach im Odenwald und im selben Jahr noch Kloster Schuttern im Schwarzwald. Von seinen Schülern wurde um 727 Murbach in den Vogesen, um 730 Neuweiler im Elsaß und um 746 Gengenbach an der Kinzig gegründet. Diese rastlose, missionierende Tätigkeit und die vielen, möglichst unabhängigen Klostergründungen gehörten zur Aufgabe der Peregrinimönche.

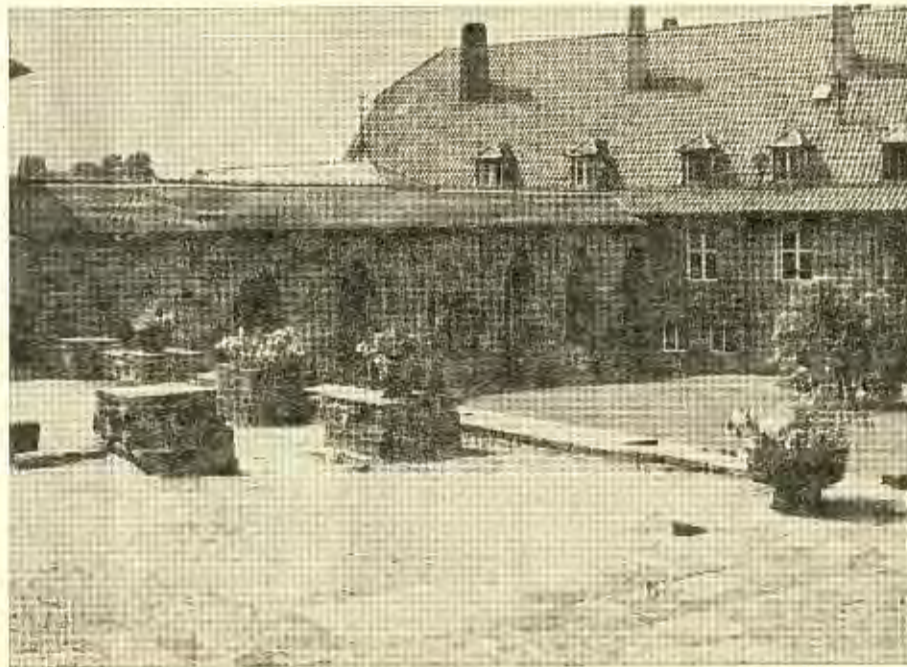
Vor den vordringenden
Mauren geflohen

Um das Jahr 740 schließlich wird Pirmin, um die 50 Jahre alt, als erster Abt des Klosters Hornbach genannt, das er auf Bitten



Hornbach: Grab Pirmins

des fränkischen Adligen Warnharius auf altem Königsgut gründete. Hornbach liegt sieben Kilometer südlich von Zweibrücken, eingebettet in sanfte Hügel des Pfälzer Landes. Das Kloster wurde 1559 aufgehoben und ist in den Kriegen des 17. Jahrhunderts weitgehend zerstört worden. Ein Kreuzgangrest, ein Turmstumpf und Werkstücke sind die Überbleibsel einer bedeutenden zweiten Abtei des 11./12. Jahrhunderts. Bei den Ausgrabungen im Jahr 1953 wurde auch im Chor der ehemaligen Abteikirche des Pirmingrab aufgefunden, über dem eine Gedächtnishalle mit Bronzetüren errichtet wurde. Diese Türen tragen in Reliefform und Schrift einige der wenigen überlieferten Daten aus seinem Leben. Darunter wird auch genannt, daß er vor den vordringenden Mauren (aus Spanien oder Südfrankreich) geflohen sei, daß er eine Glaubenslehre geschrieben habe und daß seine Gebeine (im Jahr 1575) nach Innsbruck als Reliquien entführt worden seien. Er starb wahrscheinlich am 3. 11. 753 und wurde vor dem Hochaltar beigesetzt (sein



Kloster Hornbach

Fotos: Wedler

Patrozinium wird am 3. November von der Kirche gefeiert).

Pirmasens ist im 8. Jahrhundert auf dem Landbesitz des Klosters Hornbach als kleine Hirtensiedlung entstanden, die sich bald zum Pfarrdorf entwickelte. Schon im Jahr 820 wird es in der „Vita Pirmii“ als Pirminishusna genannt. Hier ist Pirmin

heute noch Stadt- und Kirchenpatron, und die Stadt trägt zudem seinen Namen zum ewigen Gedenken an einen Mann, der sich in seinem Gottstreben und seinem Glaubenseifer nicht durch mißliche, äußere Umstände umwerfen ließ, sondern als echter Peregrinimönch seinen Weg, sogar noch nach seinem Tode (Entführung der Gebeine) beendete.

Haachzeiter und Haachzeitere = Bräutigam und Braut

- Handzwääl = Handtuch
- Hemmedhäddler = Kind im Hemd
- hocka = kauern
- hollaos = heillos, krank, schwächlich
- hottera = kauern sitzen
- hudla = schlampig arbeiten
- iiberhaupt = nicht pünktlich, geschätzt, ungefähr
- iiberlenkt = überbeschäftigt
- iiberlaut = sehr laut
- iibersche = aufwärts, empor
- jaicha = treiben, jagen
- Joomer = Heimweh
- joomera = jammern, klagen
- jucka = hüpfen; juckt auch = beißen
- juckt me
- juuchza = jauchzen, Juuchzger = Freudenlaut
- Jux = Scherz, lat. jocus
- Kehrwisch = Handbesen
- kheia = werfen
- 's kheit me = es reut mich
- kiifa = nagen, kauen
- Kendbette = Wöchnerin
- Klapf = Schlag
- Kroom = Mitbringsel vom Markt, weniger Wertvolles
- Kroomladen = Kaufladen, wo man alles haben kann
- Lad = Schächtel
- ka' kaum lälla = lallen
- Läzf = Lippe, mhd. lezf
- Leible = Weste
- Leich = Beerdigung
- Leichasäger = Mann, der von Haus zu Haus geht und den Zeitpunkt der Beerdigung bekanntgibt
- leis und räß = zu wenig bzw. zu stark gesalzen
- lommelig = schlaff
- loosna = horchen
- loddera = wackeln
- luck lao = locker lassen
- lupfa = emporheben
- loschora = aushorchen
- maosga = leise ächzen
- meichela = dumpf riechen
- Moggel = Brocken
- motza = im Wasser planschen
- mauderig = halb krank
- munzig = winzig
- Mutschel = kleines Brot, Wecken
- nächt = gestern abend

Aus dem Wortschatz der Balinger Mundart

Von Fritz Scheerer

Im Nachgang zu dem Aufsatz „Wandel unserer Sprache“ wurden aus Liebe zur Muttersprache für spätere Generationen die Wörter gesammelt, die nach der starken Bevölkerungsmischung der Kriegs- und Nachkriegszeit, dem Rückgang der Landwirtschaft, in Verbindung damit die Arbeit in den Fabriken, die Menschen verschiedener Arbeit zusammenführt, die durch den Einfluß von Film, Fernsehen und Rundfunk besonders in den Städten und Industriegemeinden allmählich in Vergessenheit zu geraten drohen. Denn in den letzten Jahren und Jahrzehnten hat die Einheitlichkeit der Mundart stark gelitten.

Sie ist zugunsten einer mit vielen schriftdeutschen Eigenheiten vermengten Mischsprache verloren gegangen. Die Zeit ist vorbei, daß die geringste sprachliche Sonderheit eines Bürgers, die er etwa aus der Fremde mitgebracht hatte, verspottet wurde und oft Anlaß zu Übernerven gab.

Bei den einzelnen mundartlichen Ausdrücken ist die lautliche Umschreibung vereinfacht (a am Schluß kurz nasal gesprochen); es wurden nicht die in wissenschaftlichen Wörterbüchern benutzten Lautbezeichnungen verwendet. Das Ganze soll eine Sammlung von Ausdrücken sein, die bedeutend von der Schriftsprache abweichen und besonders für Balingen und Umgebung typisch sind oder waren. Sie erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Als Beispiel für die Balinger Mundart sei auch auf die Mundartgedichte und -Erzählungen von Karl Hötzer verwiesen.

Zunächst seien Wörter und Ausdrücke angeführt, die aus dem Wortschatz des menschlichen Lebens stammen und Bezeichnungen für Teile des menschlichen Körpers sind:

- Anka = Nacken
- Aogadeckel = Lid
- aonegla = Prickeln der Finger und Zehen vor Kälte
- bacha = jemand einen Schlag versetzen
- banna = bezwingen
- bätscht = klatscht
- baldvoll = beinahe
- Bläädtsch = trauriges Gesicht
- hängt a Bläädtsch na
- uf Beit kaufa = auf Borg kaufen
- bhääb = knapp
- ischt bhääb = ist geizig, sparsam
- bitzlet = lockt
- Bläß = heller Fleck
- Blätz = Nähfleck
- Blooder = Blase
- blutt = nackt
- Bobbel = Wollknäuel
- boggl = klopfendes Geräusch
- Bolla = kugeliges Klumpen
- Boor = Sarg
- Bott = Briefträger
- Bausch = Kissen zum Tragen von Lasten auf dem Kopf
- braffla = tadeln
- Breisle = Ärmelbund, mhd. brisen
- Bräller = ein Schrei
- bre(n)tela = angebrannt riechen
- Bschiß = Betrug
- Buck = Dalle
- Burz = Haar(knopf)
- dätschla = leicht aufschlagen
- Dotsch = breitgedrückte Speise
- Diftler = kluger Erfinder

- diplla = gedankenlos dahingehen
- Dogg, Dogganna = Puppe
- donderschlächtig = furchtbar, stark
- Doopa = Pfote, Hand
- dreesa = keuchen
- drilla = drehen
- durkutschtera = durchstöbern
- e(ä)bber = jemand
- ehnder = eher, vorher
- fäächta = betteln
- Fääl = Blase am Fuß
- Fiidla = podex
- firba = reinigen (mit dem Besen)
- Gääder = Kniekehle
- I will gao gao = gleich gehen
- gaura = knistern (Schuhe, Schreie)
- gaitscha = schaukeln
- gerba = erbrechen, „kotza“
- Glhair geba(gea) = Gehör geben
- Glädder = breiiger Schmutz
- glemma = klettern
- Glutzger = ungewolltes Aufstoßen
- Gluuf = Stecknadel, Gluufamichel
- gnabba = wackeln
- Goller = Halsstück eines Kleides
- Gore = spaßhaft für Geld
- Gremma = Bauchkneifen
- Grind = verächtlich für Schädel
- gretza = kratzen
- gruaba = ausruhen
- Gruuscht = Geräumpel
- gschätät = langsam
- Gsell und Gschpiil = Trauzeugen
- Gugga = dreispitzige Tüte
- Gutter = Medizinglas mit Hals
- äll Häck = alle Augenblicke
- Hääß = Kleidung
- Hätzenaog = Hühnerauge am Fuß
- hauslich = sparsam
- hausä = sparen
- Haft = Öse
- Hanselma(nn) = gebackenes Männchen zum Nikolaustag

(Schluß)

Im Laufe der Zeit gelangte Kirchberg zu städtlichem, allerdings zerstreutem Besitz. Es war begütert in der allernächsten Umgebung (Heiligenzimmern, Gruol, Imnau, Weildorf, Bietenhausen, Rangendingen, Steinhofen, Binsdorf, Balingen, Schömberg, Anhausen, Mühringen, Mühlheim, Renfrizhausen, Bergfelden, Beuren, Isingen, Rosenfeld usw.), dann in Dornhan und in den früheren Oberämtern Horb, Herrenberg, Rottenburg und Nagold, so daß seine Einkünfte anfangs der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts 250 Mark betragen. Bürgerliche wetteiferten mit Adligen durch Stiftungen, wie die Ritter von Weitingen, die Edlen von Zimmern, die Grafen von Sulz u. a. Gräfin Elisabeth von Eberstein schenkte 1293 ihr ganzes väterliches Erbe als Guttat für das Kloster.

Andere Güter werden durch Kauf erworben. So verkauft 1246 Hugo von Wehrstein seinen Hof in Dornhan an das Kloster. Der Kaufvertrag ist u. a. unterzeichnet von Wernhero de Erzingen, fratre Bertoldo de

Ostdorf, fratre Gerungo de Binzdorf. Vom Kloster Alpilsbach wird 1244 der „Hof zu Willa, genannt Weiherhaus“ gekauft (Weiherhof, Gemeinde Mühlheim). Der Ritter Heinrich von Nagold, Dienstmann des Grafen Gottfried von Calw, schenkt 1258 seinen Hof zu Nagold. 1260 nimmt Pfarrer Diebold von Weildorf namens seiner Kirche einen Gütertausch vor. Die Grafen Rudolf von Tübingen, Heinrich von Fürstenberg und Albert von Hohenberg urkunden 1263, daß ihre Dienstmänner Bertold und Albert von Haigerloch mit ihrer Erlaubnis ein Gut Reuthin bei Bondorf im Gäu an das Kloster verkaufen.

Auf Eigentumsrechte verzichtet

1267 verzichtete Walter von Dürbheim zugunsten des Klosters auf lehenherrliche Rechte an einem Hof in Heinstetten und 1268 Graf Albert von Hohenberg auf seine Eigentumsrechte an einen Weinberg und Obstgarten zu Wurmlingen bei Rottenburg. Im selben Jahr verzichtet Burkhard von

(Fortsetzung folgt)

Kloster Kirchberg

Von Fritz Scheerer

Hohenberg auf seine Ansprüche an denjenigen Gütern, welche sein Bruder Heinrich, Dekan von Schömberg, dem Kloster geschenkt hat. Ein Hof und die Mühle in Holzheim (abgegangen bei Schömberg) gehen 1269 von Ritter Walger von Bisingen an das Kloster über. 1293 vermachte Ritter Heinrich von Suntheim (Sonthof) Güter bei Schömberg und 1301 zwei Leibeigene zu Zepfenhan.

In Balingen erwarb das Kloster einen Hof von einer Witwe des Bürgers Wendelin in Rottweil, der wohl ursprünglich den nach Rottweil ausgewanderten Herren von Balingen gehört hatte. Auf den Hof wurden jedoch von verschiedenen Seiten Ansprüche gemacht, so 1266 von dem Edlen Egilwart und 1268 durch Ritter Albert von Werbenwag (Werenwag), die aber abgelehnt wurden. Wie Urkunden 1317, 1452 und 1479 zeigen, hatte das Kloster noch sonstige Güten in Balingen. Auch wird ein Kasten des Klosters erwähnt. Von dem Ritter Walger von Bisingen erwarben die Klosterfrauen 1263 die Mühle zu Anhausen (abgegangen bei der Böllatmühle), nur der Name Anhäuser Berg ist erhalten. 1291 übergab Graf Albert von Hohenberg und Gräfin Margarethe den ganzen Weiler Anhausen als Mitgift für ihre Tochter im Kloster. 1314 verkauften Walter der Schenk von Zell-Andeck (Farrenberg) mit Zustimmung des Grafen Friedrich von Zollern, des Ostertags, die Mühle zu Schlechtenfurt (obere Ostdorfer Mühle) an Kirchberg, Ritter Werner von Dotternhausen unter dem Siegel des Grafen von Hohenberg drei Hofstätten zu Mühringen, Bertold Hasenbein und sein Bruder Konrad eine Rappen- und Hellergült aus einem Gute zu Mühringen. In Endingen verkauften 1326 die Herren von Neuneck Güter und einen Hof an das Kloster. 1388 konnte es eine Bede (Steuer) in Dachdorf (abg. bei Erlaheim) von den Bubenhofen erwerben. 1560 besaß das Kloster in Erlaheim fünf Lehen mit 53 Jauchert Äcker und 26 Mannsmahd Wiesen. Um dieselbe Zeit gehörten in Ostdorf dem Kloster das Rufengut und weitere kleinere Lehen, die wohl ursprünglich zu Anhausen und Schlechtenfurt gehörten. 1424 besaß es mehrere Lehen in Erzingen, kleinere Lehengüter oder Güten in Laufen, Brittheim, Bickelsberg, Leidringen, Isingen, Rosenfeld, Bronnhaupten, Roßwangen. Wohl seit dem 14. Jahrhundert besaß es einen Hof in Binsdorf, der 1560 40 Jauchert Äcker und 6 1/2 Mannsmahd umfaßte.

Das Kloster erwarb großen Besitz

Graf Albert von Hohenberg übergab 1274 Güten zu Gruol als Pfründe für die Witwe Agnes eines Ministerialen, die in das Kloster eingetreten war, 1284 als Erbe der Freien von Waldeck die Stiftung von dessen Witwe, die in Güten zu Steinhofen und Wessingen bestand. Die Gemeinde Gruol verkaufte 1300 und 1311 den Wald „des grauen wittowe“ (Witthau). In Horgenzimmern (Heiligenzimmern) erwarb das Kloster schon im Anfang des 14. Jahrhunderts großen Besitz von den Grafen von Sulz und den Herren von Zimmern. Durch Schenkungen und Ankäufe brachte das Kloster im Laufe des 14. Jahrhunderts den Grund und Boden des ganzen Dorfes in seinen Besitz. Die edle Mechtild von Rangendingen vermachte 1371 dem Kloster ihre Güter in Betra, Deitensee, Ahldorf, Eutingen und Weitingen.

Ritter Konrad von Ehingen (bei Rottenburg), dessen Tochter in das Kloster eingetreten war, gab 1300 4 Morgen Weinberge bei Rottenburg und 1308 Renhard von Ehingen mit anderen 4 1/2 Morgen Weinberge zu Wurnlingen. Zu einem „Selgeräte“ übergab Graf Rudolf 1317 für seine verstorbene Gemahlin Agnes von Werden-

berg eine Kernen- und Hellergült aus einem Gut zu Niedernau, einem Baumgarten zu Rottenburg und eine Weingült aus den dortigen Weinbergen. In der Nagolder Gegend wurden Käufe getätigt: 1317 in Schietingen, 1329 in Nagold der Besitz der Frau Gut.

Zu den Käufen und Stiftungen kamen Altarpfründen und Jahrtagsstiftungen, so daß sich bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts der Reichtum des Klosters stark vermehrte. Doch am Anfang des 16. Jahrhunderts begann der Rückgang. Im Bauernkrieg (1525) erschienen die erbosten Aufrührer zweimal vor den Mauern des Klosters, raubten, plünderten und schleppten fort, was sich nehmen ließ. Sie schlachteten das Vieh und raubten 11 Wagenrosse. Die Schwestern mußten drei Wagenladungen Brot in das Lager vor Balingen führen. Nur mit Mühe konnten sie nachher mangels Zugtieren die Felder bestellen. Das Kloster erhob Klage gegen die Gemeinden Geislingen, Dotternhausen, Roßwangen, Stetten bei Haigerloch und Owingen, weil sich Angehörige dieser Ortschaften am Aufstand und der Plünderung beteiligt hatten. Es forderte je 600 Gulden Schadenersatz, die nach ergangenen Urteil bezahlt werden mußten.

In der Reformationszeit erhielt das Kloster Kirchberg aus andern Dominikanerinnenklöstern, wie Pforzheim, Wildberg und Kirchheim, durch vertriebene Nonnen Zugang. Während des Dreißigjährigen Krieges wurde Kirchberg öfters geplündert, erholte sich aber bald wieder. Am Ende des Jahres 1805 wurden die Kirchberger Güter eingezogen; als das Kloster noch 31 Nonnen zählte, das Kloster 1806 aufgelöst. 150 Jahre standen nun die Hauptgebäude leer, bis dann die evangelische Michaelsbruderschaft nach bedeutenden Umbauten einzog und jetzt stille Einkehrtage und geistliche Wochen dort veranstaltet.

Die Gebäude

Die Gebäudegruppe ist mit einer Mauer umfriedigt und schließt einen geräumigen Hofraum ein, zu dem an der Westseite ein schön ausgeführtes Rokokoportal führt, das das Klosterwappen und drei Heiligenfiguren, darunter den Hl. Dominikus, und die Jahreszahl 1749 enthält. Im Osten bildet der Gebäudekomplex ein regelmäßiges Viereck, das den ehemaligen Klostergarten umschließt. Dahinter liegt der Begräbnisplatz. Der im Jesuitenstil erbaute Westflügel trägt über dem Eingang das Klosterwappen mit der Jahreszahl 1733. Der südliche und östliche Flügel ist aber älter. Bei ihm blieb beim Umbau im 18. Jahrhundert der gotische Kreuzgang aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts erhalten, der noch Elemente aus der romanischen Periode enthält. Leider wurde er auch als Steinbruch benützt. Die Kirche im Nordflügel mit der angebauten Katharinenkapelle besitzt im Innern schön ausgeführtes Schnitzwerk im Zopfstil an Kanzel, Altären, Gestühl usw. (s. Heimatk. Blätter April 1970). Die an den drei Altären angebrachten Ölbilder stellen die Himmelfahrt Marias (Hauptaltar), die Hl. Dominikus und Joseph an den Seitenaltären dar.

Im Chor befinden sich die Grabplatten vornehmer Personen. Eine mit den gräflich hohenbergischen und fürstenbergischen Wappenschilden ist für Graf Albert II. von Hohenberg (1298 bei Leinstetten gefallen) und seine zweite Gemahlin Margarethe, geb. Gräfin von Fürstenberg, eine andere für seinen Vater Burkard III., der 1253 vom Blitz bei Deckenfronn erschlagen wurde. Eine, deren Umschrift nur noch teilweise lesbar ist, enthält die Wappen der Pfalzgrafen von Tübingen (Hugo V.) und von Eberstein (seine Mutter Beatrix, geb. Gräfin von Eberstein).

Der Eingang zur Kirche führt durch die Katharinenkapelle, die eine Stiftung und

der Begräbnisplatz der Familie von Weitingen ist. Außen an der Kapelle ist das Wappen derer von Weitingen. Im Chor befand sich ein Arrestlokal für Nonnen, damit die Gefangenen die gottesdienstlichen Handlungen ansehen und anhören konnten. In der Mitte des Hofes steht frei das einstige Herrenhaus, in dem einst die Geistlichen und Verwalter wohnten; heute wohnt dort der Pächter. Ringsum befinden sich Ökonomiegebäude und ein Gasthaus, früher mit Brauerei und Brennerei.

An der Abzweigung des Sträßchens nach Bernstein stand eine St. Wendelinskapelle, von der im vorigen Jahrhundert Grundmauern ausgegraben wurden. Sie umgab einen Friedhof für die Laien des Klosters und auch für die Altväter des nahen Bruderhauses Bernstein, das eine Schenkung der Herren von Ow an ein paar Waldbrüder war, die sich von Handarbeit nährten und u. a. eine Ziegelei betrieben.

Inhaltsverzeichnis des 17. Jahrgangs

Unser heimisches Wild; von Dr. Hans Haufe, Balingen	773/774/778/779
Die Alb; von Hans Müller	774—776
Bezüge der Heiligen Vogtei in Rosenfeld von Isingen; von Karl Holweger, Frommern	776
Rund um Weilen; von Fritz Scheerer	776
Die Bachnamen unserer Heimat; von Fritz Scheerer	777/778/783/784
Die Alb / Höhlen, Erdfälle, Karstwannen; von Hans Müller, Ebingen	779/780
Wie kam Meßstetten zum Hl. Lamprecht als Kirchenpatron; von Dr. Walter Stettner	781/782
Altes Notenpergament in Onstmettingen; von Alfred Munz	782/783
Umwelten; von Rudolf Kerndter, Balingen	785/787
Bezugsfülle von Glaube und Kunst; von Helmut Hauser, Balingen	787/788
Die Ergebnisse der Bundestags- und Landtagswahlen im Kreis Balingen in den Jahren 1947—1969; von Georg Schuler, Balingen	789—791/797—800 801—802/805—806
Plastiken, die zur Betrachtung einladen; von Helmut Hauser	791/792
Die Lochen; von Fritz Scheerer	793—795
Kostbarkeiten der Heimat: Die Pfarrkirche St. Matthäus in Dormettingen; von Kurt Wedler	795/796
Die ersten Blitzableiter in Balingen; von Ernst Wintergerst †	796
Eine Albwanderung; von Hans Müller	800
Die Verena-Kirche in Dautmergen; von Kurt Wedler	803/804
Die Wandermuschel Dreissena polymorpha; von Rudolf Kerndter	804
Wandel unserer Sprache; von Fritz Scheerer	807—808/810—812/816
Am 5. November — vor 25 Jahren; von Friedrich Sanner	809—810
Die Hoch'sche Stiftung für Onstmettinger Kinder und das württembergische Schulwesen im 17. Jahrhundert; von Alfred Munz, Onstmettingen	813—814
Die Schlichemklamm; v. Kurt Wedler	814—815
Kloster Kirchberg; von Fritz Scheerer	815—816/819—820
Glatt und Glatten (zur Exkursion der Heimatkundlichen Vereinigung am 4. Oktober 1970); von Dr. Walter Stettner	817
Pirmin als Missionar im alemannischen Raum (Kloster Reichenau hatte großen Besitz auch im Kreis Balingen); von Kurt Wedler, Ebingen	818—819
Aus dem Wortschatz der Balingen Mundart; v. Fritz Scheerer, Balingen	819

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.